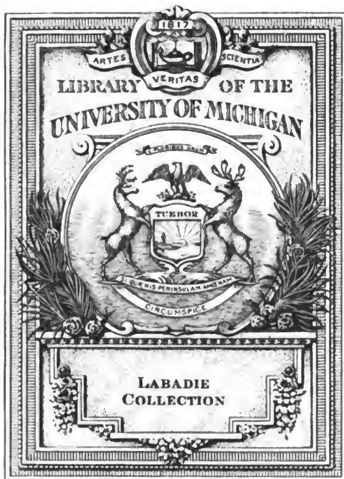


Utopie und Experiment

Giovanni Rossi, Alfred Sanftleben


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
LABADIE
COLLECTION

Labadie Coll

Utopie und Experiment.



Studien und Berichte

von

Dr. Giovanni Rossi („Cárdias“)

nebst Artikeln von:

Sestilio Rossi, Filippo Turati, Ettore Guindani, Luigi Molinari (Leonida Bissolati), C. Timmermann, John Most, Peter Krapotkin, A. Cappellaro, François Coppée, Georges Montorgueil, Rouxel, Jean Grave, Errico Malatesta.

Gesammelt und übersetzt

von

Alfred Sanftleben („Slovak“).

Mit einem Bilde.

General-Vertreter für **Deutschland:**
B. Zacks Verlag, Berlin S. O. 33, Oppelnerstrasse 45.
Vertreter: F. E. Fischer, Komm.- u. Verlagsbuchh., Leipzig.

ZÜRICH 1897.
Verlag **A. Sanftleben.**

Achtung!

Abdruck einzelner Teile ist nur unter genauer Quellenangabe gestattet. Betreffs des Uebersetzungsrechtes beliebe man sich an den Verlag zu wenden; eine italienische und eine französische Ausgabe sind nahezu druckfertig und harren nur eines Verlegers.

Zeitungen etc., Revuen, welche in irgend einer Weise das Buch erwähnen, werden um Uebersendung eines Belegexemplares der betreffenden Nummer an den Verlag ersucht, damit Dr. Rossi Gelegenheit erhalten kann, nötigenfalls auf die verschiedenen gefallenen Voten einzugehen.

Den General-Vertrieb für **Deutschland** hat B. Zacks Verlag, Berlin S. O. 33, Oppelnerstrasse 45, übernommen und sind Bestellungen aus Deutschland an besagte Firma oder deren Vertreter: F. E. Fischer, Kommissions- und Verlagsbuchhandlung, Leipzig, zu richten.

Alfred Sanftleben,
Zürich IV, Stapferstrasse 1III.

Druck von J. Schabelitz in Zürich.

Seinen hochverehrten Lehrmeistern, den Herren

EDUARD WEINHAGEN

Dr. BENEDIKT FRIEDLAENDER

GEORG LEDEBOUR

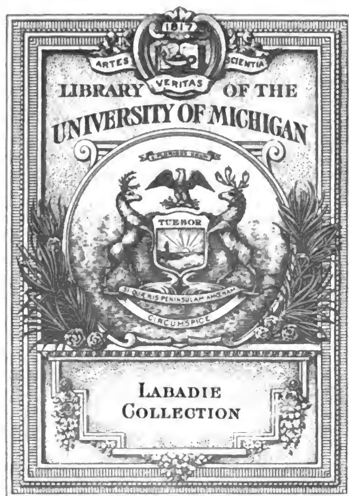
in

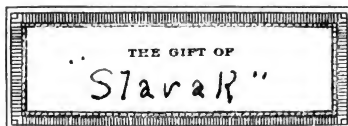
Berlin

widmet, in dankbarem Gedenken, diese Erstlingsarbeit

Der Uebersetzer.

Zürich, im April 1897.





Vorbemerkungen.

Im Spätjahr 1893 wehte der Zufall zwei zu einer Broschüre vereinigte Berichte auf meinen Schreibtisch, die von „Dr. Giovanni Rossi“ verfasst und vom „Sempre Avanti . . .!“ in Livorno herausgegeben waren.

Dieses Schriftlein erfasste mich, durch die Kühnheit seiner wissenschaftlich spekulativen Schlussfolgerungen sowohl als auch durch seine geradezu verblüffende und schmerzliche Aufrichtigkeit der Darstellung und der Kritik, dergestalt in den innersten Fibern meines Empfindens mit elementarer Gewalt, dass ich nicht nur beschloss, das Heftlein zu übersetzen — die deutsche Uebersetzung publizierte ich 1894 unter meinem Pseudonym „Slovak“ im „Socialist“ Berlin, in der „Zukunft“, Wien, und in der „Freiheit“, New-York —, sondern in mir auch die brennende Lust aufkeimte, den Mann zu suchen, ihn zu suchen in seinem Leben, in seinen Werken, in seinem Wirken.

Drei Jahre sind seither verflossen, Jahre mühseliger Ameisenarbeit — und jedes Körnchen, das ich fand, machte mich so hoffnungsfroh —, einer Arbeit, die ich oft verzweifelnd unterbrechen musste, wenn mir eine Spur verloren ging oder wenn mir die eigene Misère zuweilen allen Schaffensdrang benahm.

Doch ich habe durchgehalten, dank der freundlichen Mithülfe der Freunde und Genossen Errico Malatesta und Dr. M. Nettlau in London, A. Hamon und Jean Grave in Paris, Luigi Molinari in Marmirolo Mantovano, Ettore Guindani in Cremona, Fau-

sto Bondolfi in Zürich und vor allem Dr. Giovanni Rossi selber in Taquary und seines Bruders Sestilio Rossi in Montescudaio, die mir in den Jahren durch Ausgrabung längst verschollener Materialien, durch Auskunftserteilungen Baustein für Baustein herangeschafft haben, wofür ich ihnen an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank ausspreche.

Und immer klarer, prächtiger, schlichter und reiner erstand in mir das Bild des Mannes und seiner That; ich habe mich bemüht, in nachstehenden Seiten den edlen Bau zu entwerfen und zu errichten, den die Wechselwirkung des schöpferischen, reichen Geistes mit den thatsächlichen Menschen und Verhältnissen in redlicher Kritik und Antikritik mit Freund und Feind ergeben musste.

Die Fülle des Materials drohte mich oft zu verwirren, stets fand ich aber den Faden wieder, wenn ich mich aus meinen eigenen Gefühlsregungen durch geistige schroffe Selbstkritik zum klaren Denken durchrang, und dadurch nicht mehr im Material befangen war, sondern über demselben stehend es klar überblickte.

Wer nicht nur die Worte und Sätze, sondern mit dem geistigen Auge liest, wird den logischen und organischen Aufbau und die Zusammengehörigkeit auch der kleinsten Teile erkennen.

Den Leser bitte ich, bei allfälligen ungeschickten Sprachwendungen gütige Nachsicht üben zu wollen: das redlichste Wollen ist vorhanden gewesen, doch das Können vermag noch nicht, damit stand zu halten; dazu bedarf es langer Uebung, und dies ist meine erste grössere Uebersetzerarbeit.

Für das Buch selber habe ich nur den Wunsch, dass es eine gute Saat ausstreue, auf dass sie goldene Früchte trage, aufkeime in den Freiheitssehnsüchtigen zu trotzigem Wollen und schlichtem Können.

Nun schliesse ich Rossis, Schlussworte paraphrasierend, die er 1876 der ersten Auflage des „Comune socialista“ vorausgesandt:

„Mein Büchlein, lass dich nicht verbergen unter einem ehrwürdig grossen Messbuch, noch verstecken unter einem Haufen Bände der hunderttausend Gesetze und Dekrete der Kulturstaaten deutscher Zunge, sondern eile auf den Schreibtisch des jungen Studenten, auf die Werkbank des Arbeiters, auf das Arbeitstischlein des bleichen Mädchens.

„O, mein klein Büchlein, kämpfe, kämpfe... **Socialismus** . . ., in diesem Zeichen wirst du siegen."

Dies hofft zukunftsfreudig

Der Uebersetzer.

Biographische Notizen über den Verfasser.

Giovanni Rossi ist am 11. Januar 1855 als Sohn des Rechtsanwaltes Tito Rossi und der Carolina Baldi in Pisa geboren.

Er studierte Tierarzneikunde auf der Universität von Perugia und erwarb 1874 seinen Doktortitel.

Bis zum Jahre 1882 praktizierte er in Montescudaio, einem kleinen toskanischen Dorfe, und gerade in dieser Zeit widmete er sich tiefgehenden Studien und einer unermüdlichen Propaganda.

Am 26. November 1878 wurde er verhaftet wegen — so sagt die Anklageschrift — „Teilnahme an einer ausgedehnten Association, welche zum Zweck hat, die geheiligte Person des Königs anzugreifen, die Regierung und die Staatsinstitutionen zu zerstören und umzustürzen, Verwüstung, Plünderung und Gemetzel anzurichten etc. etc.“, und am 30. Juli des folgenden Jahres freigelassen.

Er verfasste beachtenswerte veterinäre und landwirtschaftliche Schriften, welche die Schätzung und das Lob vieler Fachgebildeten errangen.

Dann war er Tierarzt in Gavardo (Provinz Brescia) bis zur Begründung der landwirtschaftlichen Kolonie in Cittadella.

Das ist in wenigen Worten die bescheidene Laufbahn meines Bruders während seines Aufenthaltes in Italien, ein bescheidenes obskures Leben, weil ihm jegliche Eitelkeit fehlte.

Wenn Sie, S., Giovanni persönlich kennen würden, hätten Sie sich davon überzeugen können, dass er ein durchgebildeter und eleganter Redner ist; als solcher bewies er sich stets in den vielen von ihm in Italien gehaltenen Vorträgen.

Sehen Sie, bitte, diese meine Zeilen durch und verbessern Sie sie; denn wenn ich auch sein Bruder bin, so habe ich doch nicht das Glück gehabt, ein solches Hirn wie er zu erhalten.

Empfangen Sie, werter Freund, einen Händedruck, mit dem ich verbleibe

Ihr Sestilio Rossi.

Montescudaio (Toscana), den 27. November 1896.

I.

Ein socialistisches Gemeinwesen.

Utopie

von

Dr. **Giovanni Rossi (Cárdias).**

Dott. Giovanni Rossi (Cárdias): UN COMUNE SOCIALISTA.
5a ediz. (Livorno, tip. Favillini, 1891.)

Im Jahre 1878 war der Socialismus in Italien noch wenig mehr als ein kindliches Lallen. In der Aktion nahm er anarchistische, gewaltsame und gleichzeitig kindliche Formen an, wie ein Organismus, in dem das Bedürfnis erwacht, sich durchzusetzen, Lärm um sich herum zu machen, andere und sich selbst von der eigenen Existenz zu überzeugen. Im geistigen Gebiete schweifte er noch umher, schwankend zwischen einem importierten *Kollektivismus* und einem *Bakounismus*, der ebenfalls mit den Verhältnissen im Widerspruch stand. Die Socialisten wurden ermahnt und beaufsichtigt wie Verbrecher und verbrachten den grösseren Teil ihres Lebens in den Gefängnissen. Sie waren das Aufkeimen einer Partei, noch keine Partei. Die Arbeitermassen zeigten sich noch widerspenstig, sie anzuhören und ihnen zu folgen.

In dieser Periode trat nun Dr. Giovanni Rossi, ein milder Apostel, jetzt Kolonisator am Paranà, mit seinem *Comune socialista* hervor, einem Bändchen in der roten Einbanddecke der von Lignami veröffentlichten berühmten Bibliothek der *Plebe* (des Volkes). Das Buch, halb Roman, halb sociale Studie, hatte einen vielleicht vom Autor selbst unerhofften Erfolg. Es entsprach in der That dem halbpoetischen Charakter jener ersten in der Entwicklung begriffenen Socialisten, jener Katechumenen.

Es kamen verschiedene mehr oder weniger abgeänderte Auflagen heraus, und einer von ihnen setzte *Costa* eine Dichtung voran. Und das Bändchen fand reissenden Abgang.

Jetzt gehen, wie schon in letzter Nummer angekündigt, einige junge Leute in Livorno mit dem Gedanken um, eine fünfte Auflage herauszugeben, die fast ungeändert der ersten Auflage entsprechen soll, welche — wie der Verfasser gesteht — die romantischste ist. Es ist ein ziemlich seltsames Buch, das in gewissen Teilen an „*Was thun?*" von Tschernischewsky erinnert, in andern einen Vorläufer des berühmten „*Looking Backward*" von Bellamy *(Das sociale Leben im Jahre 2000)* bildet, wenn auch weniger umfassend als beide genannten Werke. Aber es steckt in ihm die frische und urwüchsige Genialität des ausgezeichneten Rossi, und ist es für die Geschichte des so ialistischen Gedankens in Italien von wahrem Wert. Die Protagonistin des Romans hat der *Colonie Cecilia* ihren Namen gegeben.

Die Anfänger im Socialismus und die, welche schon seit geraumer Zeit Adepten desselben sind, werden, aus entgegengesetzten Motiven, dieses Buch gern lesen.

Filippo Turati.

(Aus „*Critica Sociale*", Mailand, vom 20. Juni 1891.)

All der Sentimentalismus und die Rhetorik, welche der Autor, damals blutjung, in diesen Seiten niedergelegt, als sie, 1876 verfasst, zum erstenmal im Jahre 1878 gedruckt wurden, gefiel mehr als die in den darauffolgenden Auflagen angewandte trockene Form; und diesmal folgt der Autor dem Geschmacke der Leser, indem er mit dieser fünften Auflage, die fast nur ein Neudruck der ersten ist, zur alten Form zurückkehrt. Wenn jemand finden sollte, sie sei überschwenglich oder überzuckert, so bin ich heute völlig mit ihm einverstanden.

Cárdias.

Pisa, im März 1891.

* * *

Erster Teil.

Propaganda.

Am 2. April 186 . stieg ich an der Bahnstation von *** aus, um in einem der bekannten zweirädrigen Marterkarren bis zum Dorfe Poggio al Mare zu fahren. Es sollte dies nur eine Spazierfahrt zum Zeitvertreib, eine Vergnügungstour sein, aber unvorhergesehene Umstände machten hieraus das wichtigste Ereignis meines Lebens.

Wer an jenem Tage sich mit mir nach Poggio al Mare, einer kleinen Gemeinde am tyrrhenischen Meere, begeben

hätte, wie ich, begabt mit einem beobachtenden und nachdenklichen Charakter, der hätte viele Dinge beobachten können. Er hätte die Betrachtung angestellt, dass die Ausdehnung der Gemeinde im Verhältnis zur Bevölkerung nicht zu gross war, und er wäre erstaunt gewesen, zu sehen, wie der Ackerbau vernachlässigt, wie die Saat kümmerlich und dürftig, erstaunt, von den Bauern zu hören, dass in einem normalen Jahre ein Hektoliter Aussaat nur vier zur Ernte einbringe. Und wenn mein Gefährte nur ein bisschen in der Chemie bewandert, ein wenig von Kenntnis in der Landwirtschaft gewesen wäre, so würde er, eine Hand voll Erde erraffend, in ihr alle Elemente vorgefunden haben, die eine gute vegetale Erde bilden, mit Ausnahme des Humus, oder einfacher gesagt, er würde sie arm an Düngstoffen gefunden haben; und hätte er dann den Bauern, wie ich es that, um die Ursache gefragt, so würde dieser geantwortet haben:

„Der Herr hält nur wenig Vieh in meinem Stalle.“

In der Prüfung der Handvoll Erde fortfahrend, würde der Dilettant in der Agronomie in ihr noch jene Zähigkeit entdeckt haben, welche ein zu sicheres Anzeichen zu geringer Bearbeitung ist, und auch hierüber befragt, würde der Bauer:

„Wir sind wenige,“ geantwortet haben; „das Grundstück ist gross; man muss es schlechthin flüchtig bearbeiten, das eine Jahr besser, im anderen gar nicht.“

Aber warum dieser Kot, dieses Wasser, welches das Korn ertränkt, bevor die Keime aus dem Erdboden sich an das Sonnenlicht hervorgewagt? Warum nicht diese grosse Ebene in viele Felder einteilen, ein jedes mit der nötigen Inklination und mit Gräben versehen zum Abfluss des Wassers? Um wie viel trockener würde nicht der Boden sein, um wie viel besser nicht jenes Getreide keimen! Und wenn es jetzt vierfach erträgt, würde es durch diese Arbeit allein nicht schon sieben- oder achtfältig tragen?

„Eh, lieber Herr, Ihr habt Recht, aber das würde zu viel Geld brauchen und der Herr will nichts ausgeben. So viel müsste gethan werden, so viel Arbeit wäre notwendig.“

„Und gibt es nicht genug Arme in der Gemeinde?“

„Schaut nur um, lieber Herr; Arbeitsarme sind vorhanden, aber ohne Hunderte von Lire können sie nicht in Bewegung gesetzt werden.“

Solche Gespräche habe ich mehr als einmal anhören müssen, und dann habe ich darüber nachgedacht. Warum von diesen beiden Elementen der Produktion, Boden und Schaffensarme,

das eine vom andern entfernen? Hier der Boden, der nach Bearbeitung ruft, hier die Arme, welche schaffen möchten und müssig ruhen müssen: — hier ruht eine der ersten Ursachen des Elendes.

Noch ganz andere Betrachtungen würde der neugierige Reisende haben machen können, besonders über die Zeiten und die Art der Arbeitsausführung, über all' die landwirtschaftlichen Praktiken, die sich in Poggio al Mare als rebellische beweisen gegenüber den Lehren der agronomischen Wissenschaft.

Aber treten wir in dieses Bauernhaus ein. Der erste Besuch gilt dem Stalle. Zwei äusserst seltsame, an der einen Wand hängende Gegenstände treffen uns auf den ersten Blick wie ein Schlag. Das eine ist eine rohe Gipsfigur, den heiligen Antonius, den Schutzheiligen des Viehes, darstellend, das andere ein Wachholderzweig zur Abwehr gegen Hexen. Unwissenheit und Aberglauben. Der Boden des Stalles ist ungepflastert, weder nach vorn noch nach hinten geneigt; mit Urin durchtränkt, mit in Fäulnis begriffenen organischen Substanzen bedeckt, gibt beständig ammoniakalischen Gasen Ursprung, welche allmählich die Gesundheit und Kraft der Tiere stören und die Futtervorräte verderben, die auf einem aus kleinen Stangen und Balken improvisierten Boden ruhen; wenn wir eine Handvoll des Heues herausreissen, so ist es feucht, von abstossendem Geruch. Der Stall ist klein, arm an Luft und Licht... weder der heilige Antonius noch der Wachholderzweig werden dieses Vieh weder vor Krankheiten noch vor einem progressiven Dahinsiechen retten können. Hier wird Vieh von der Tränke zurückgeführt. Aber ist das Vieh? Wandelnde Skelette sind es, den Körper mit Wunden bedeckt, unsicheren Schrittes. An ihren Platz zurückgeführt, brüllen sie, etwas Nahrung fordernd. Man wirft ihnen etwas vom verdorbenen Heu vor, sie weisen es zurück. Beinahe traktiert sie der Bauer mit Stockschlägen.

Fragen wir den Bauern nicht, weshalb er keinen guten Stall, keinen guten Heuschober hat, da doch in der Gemeinde Kalk, Bausteine, Ziegelton, Maurer vorhanden; fragen wir ihn nicht, denn wir würden die gewöhnliche Antwort erhalten.

Rund herum hat die Natur mit freigiebiger Hand Reichtümer und Schätze ausgestreut . . . Der Mensch mit falschen Gesetzen, mit unvernünftiger Organisation nützt sie nicht aus, sondern lebt im Elend.

Da der Aufseher der Feldarbeiter mich einladet, trete ich in sein Haus ein.

O, die muntern, lieblichen Kinder. Du kleiner Blondkopf, komm auf mein Knie, fürchte dich nicht; komm, gib mir einen Kuss. Am Kinde liebe ich das Schöne und das Gute, zwei Personen der Trinität des Mantegazza [1]; schön sind sie in der That, von einer reinen, edlen, raffaelischen Schönheit, gut und offenherzig, da noch nicht korrumpiert.

„Sag' mir, Blondköpfchen, in zwanzig Jahren wird es uns doch besser gehen?"

„Ich weiss es nicht," entgegnet der Kleine, schüchtern, furchtsam.

„Ich auch nicht, aber ich hoffe doch."

Inzwischen war die ganze Familie hereingekommen und umstand uns, der Vater, die Mutter und sechs Kinder. Sie bildeten eine Stufenleiter im Alter und in der Schönheit. Bis zum Jünglingsalter sind sie lieb, aber mit siebzehn Jahren, mit zwanzig Jahren, durch die Mühseligkeit der Arbeit, durch den Kummer, durch die Sonnenglut, verlieren sie allmählich jene Reinheit der Formen und bekommen ein kantiges Gesicht und gewisse leichte, frühreife Falten, welche von einem Leben voll Leid erzählen. Und wenn diese erworbenen Eigenschaften fortfahren sollten, sich zu erhalten, wenn, wie es Darwin für möglich hält, sie durch Vererbung übertragen werden sollten, so hätten wir hier in einem Teile des Menschengeschlechtes eine physische Verschlechterung, und die so scharf ausgeprägten socialen Ungleichheiten würden sich noch vermehren.

Und die Intelligenz dieser Bauern?

In den schönen Aeuglein dieses Kindchens, welche, wie der arme Tarchetti schrieb, zwei Sinngrünblüten vergleichbar, funkelt der Lichtquell der Intelligenz. Aber lasset das Kind ohne Bildung, nur mit wenigen und rohen Berührungspunkten der Kultur, sozusagen von der übrigen Welt abgeschlossen, genährt von Maispolenta, glaubet mir, und wenn es auch das Genie eines Dante oder Gallilei hätte, es würde immer ein dummer Bauer bleiben. Wie viele ausgesuchteste Geister sterben, kaum geboren, zum unberechenbaren Schaden der Gesellschaft, weil sie nicht durch günstige Verhältnisse unterstützt sind!

Saget mir, ob das Leben dieser Bauern ein menschliches Leben zu nennen.

Die langen Stunden des Tages verbringen sie fern von

[1] „Ein ungekannter Gott," von Paolo Mantegazza.

andern Menschen, auf dem Felde oder in einem hässlichen, rauchgeschwärzten und verfallenen, oft schmutzigen und ungesunden Hause.

Ein roher Tisch, zwei plumpe Stühle, eine Bank, ein Backtrog: das das ganze Mobiliar des Bauern.

Brot, Käse, Knoblauch oder Zwiebeln: das die Mahlzeit des besser gestellten Bauern, während die des ärmeren abends in einer Scheibe der übrig gebliebenen Polenta besteht.

Schlecht bekleidet, schlecht beschuht, geht er vor Tagesanbruch zur Arbeit und beklagt sich nicht.

Mit ihm gehen die Frauen zur Arbeit, denen die Mühseligkeit, die Strapazen, die Sonnenglut jenes graziöse, zarte und edle Profil verwischt, welches die Frau des Reichen sich bewahrt. Wind, Sonne, Sumpffieber bedrohen ständig das Leben des Feldarbeiters.

Lechzend, in Schweiss gebadet, wie ich sie oft gesehen habe, haben sie einen Fiasko Wasser mitgebracht, um den Durst zu löschen, und während sie jenes durch die Sonne erwärmte Wasser in die durstige, brennende Kehle hinabgiessen, sagen sie dir dann in ihrer derben Einfalt:

„Wenn ich einen Fiasko Wein hätte, würde ich doppelt so viel schaffen.“

Und doch, denke ich bei mir, dient der Wein heute dazu, die Müssiggänger zu berauschen!

Eine mit Speck oder Oel gefettete Minestra bildet das magere Déjeuner zur Mittagsstunde.

Und kaum eine Stunde nach dem Mittagessen kehren sie zur Arbeit zurück, um zu schwitzen wie das Vieh, bis zum Abend, über den Karst gebeugt.

Und wenn ein Jahr der Mühseligkeit vergangen, kommt man zur Zeit der Ernte und des Dreschflegels; der Herr nimmt die Hälfte ihrer Ernten weg, und der Bauer fürchtet, dass ihm eines Tages das Brot ausgehen könne. Aus dem Munde vieler Bauern habe ich hören müssen:

„Nicht die Arbeit ist es, noch die Sonnenglut, noch die Mühseligkeiten, die uns Angst machen; der Hunger ist es.“

Der Bauer, der die Jahrhunderte hindurch durch seine Arbeit den Boden fruchttragend gemacht hat, der sich so das gerechteste Eigentumsrecht auf selbigen erworben, der Bauer, der alles produziert und nichts besitzt, ist vielleicht der Arbeiter, welcher am grausamsten vom Reichen, der ihm alles raubt, misshandelt wird.

Und wenn, durch die Not getrieben, der Bauer zum Herrn

geht, um von ihm ein wenig von jenem Getreide, das er selbst gesät und geerntet hat, und das ihm von Rechts wegen gehören sollte, zu leihen — und auf Wucherzins zu leihen —, muss er sich protzig und verächtlich antworten lassen:

„Vagabund, Faulpelz, du wirst mich noch ruinieren. Nimm etwas von jenem Abfall, bei der Ernte aber gibst du mir Korn zurück, und gib dich zufrieden!"

Und der Familienvater gibt sich zufrieden, denn die Kinder sterben, wenigstens vierzehn Tage lang, nicht Hungers.

Ja, nicht Hungers zu sterben, das ist alles, was der Sohn des Bauern erhoffen kann. Bildung, Erziehung sind nicht für ihn geschaffen. Nie wird er durch heilige Begeisterung erfasst, hingerissen werden, nie, nie wird er in seinem Herzen liebe, edle Eigenschaften nähren. Nein, nicht der Sohn des Bauern ist es, der erzogen werden soll zur Liebe des Wahren und Gerechten, zur Bewunderung des Grossen und des Schönen.

Bauernsohn, die menschliche Gesellschaft beweint dein Los mit Krokodilsthränen, aber sie lässt dich Sklave bleiben, unwissend und elend.

O, mein kleiner Blondkopf mit den Augen wie die Blüten des Sinngrün, in dir steckt die Vernunft, in dir steckt die Kraft; aber seit Jahrhunderten und aber Jahrhunderten lastet es wie ein Schicksal, ein Verhängnis auf dir, ein gigantischer Leichenstein, der dich lebend in dein Lebensgrab einschliesst. O, dass doch bald eine Stimme weithin erschalle, dir zurufend: „Lazarus, stehe auf!"

Und du, Bauernvolk, wirst aus deinen elenden Hütten wahrhaft hervortreten, schrecklich, bewaffnet mit Gewehren, mit Mistgabeln, mit Karst und Sense und gegen die Herren, die dich mit Füssen getreten, einen furchtbaren Kampf anheben . . .

Nachdem ich mit meinem Selbstgespräch zu Ende, grüsste ich die Leute und ging weiter nach Poggio al Mare.

Melchior Gioja behauptet, der Zustand der Strassen sei ein Thermometer, der den Reichtum eines Landes anzeigt. Wenn das wahr ist, und ich glaube dies, dann muss Poggio al Mare wirklich arm sein. Wie die Strasse in der Ebene niedrig und schmutzig war, ist sie hier steil und schlecht angelegt. Hier z. B., anstatt die Strasse direkt abfallen zu lassen, hätte man sie nicht nach links entwickeln können längs des Hügels, und so Aufstiege und Gefälle vermeiden, die selbst Pferde kaput machen können?

„Lieber Herr," entgegnet mir der Führer, „solche Dinge

können nur von einer reichen Gemeinde gemacht werden, aber hier lässt die Behörde nur dann an den Strassen arbeiten, wenn wir auf dem Punkte angelangt sind, Hungers zu sterben."

„Und die Leute, was machen die das ganze Jahr hindurch?"

„Je nachdem. Wer einige paar Kröten hat, errichtet einen Schenkstand, um ohne Arbeit leben zu können. Wer ein Stückchen Boden zum Eigentum oder in Pacht hat, bearbeitet es, sobald es Zeit ist, und steht er, denn es ist schwierig, als Taglöhner Arbeit zu erhalten, zur guten Jahreszeit in der Bottega herum, um zu spielen oder zu plaudern, im Winter an der Strassenecke, raucht die Pfeife und spricht über das Elend."

„Und die Frauen?"

„Die sind zu Hause, bereiten das bisschen Essen, und dann, man weiss ja, wie Frauen sind, reden sie von früh bis spät ihrem Nächsten Uebles nach."

„Und die Kinder?"

„Etliche zwanzig gehen früh zur Schule; andere gehen aufs Feld, um mit den Eltern und Brüdern zu arbeiten; aber die meisten stehen überall herum, betteln, puffen sich und spielen."

Und ich dachte bei mir: Die müssen doch zu Prachtsbürgern heranwachsen!

„Freund, schon seit einer Stunde passieren wir diese Hügel, bedeckt mit Heidekraut, Steineichen und Pfriemenkraut. Meist sind sie gut nach Mittag gelegen, geschützt vor dem Seewind; diese Erde ist rot und kieselreich, sie würde sich gut mit Oliven und Weinstöcken bepflanzen lassen, die ich an einzelnen Punkten so reich gedeihen sah, so dass sie eine gute und reichliche Ernte ergeben würden, während dieser spärliche Wald nur wenig kosten dürfte."

„Seht ihr, Herr, dieses Land gehörte einst der Gemeinde. Es werden jetzt hundert oder hundertundfünfzig Jahre her sein, als ein Hiesiger, der dazumal Vorsteher der Gemeinde war, das Land für weniges kaufte, und jetzt sagt sein Urenkel, dass er, da ja die schon in Frucht befindlichen Pflanzungen nicht erhalten werden könnten, nicht andere Pflanzungen anlegen wolle. Wenn dieses Land in den Händen der Armen wäre, ihr würdet sehen, wie schnell es dann bebaut und bepflanzt wäre. Aber was wollt ihr, Herr, von je ist es so gegangen, wir müssen Geduld haben. Und ja, wenn ihr das schöne Oel sehen würdet, das auf solchem Boden geerntet wird! Den Wein schmecken würdet! Welch ein Wein! Eine

Kraft, eine Blume, wahrer Flaschenwein! Viele Tausende von Lire würden diese Hügel einbringen, wenn sie bepflanzt und beaufsichtigt würden. Genug, was gewesen, ist gewesen."

Mein Führer schickte sich in die vollzogenen Thatsachen.

So plaudernd waren wir im Dorfe Poggio al Mare angelangt, wo ich einen Freund, einen Schulkameraden aufsuchen wollte. Jener Urenkel, auf den mein Führer angespielt, war es, der mich eingeladen hatte, vierzehn Tage bei ihm zu verbringen.

Poggio al Mare war ein mittelalterliches Schloss, um welches herum nach und nach kleine, hässliche Häuschen angebaut wurden, aneinander gestützt, voll Risse, durch welche Wind, Wasser, selten auch Schnee Einlass fanden. Und doch hatte ich beim Aufstieg die reichen Konturen prächtiger Steine, vieler Kalksteine bemerkt. Aber leicht begreiflich ist es, dass die elende Bevölkerung den Stein nicht brechen, keinen Kalk brennen und diese Hausruinen nicht aufputzen konnte. Auch die Fenster erschienen mir verfallen und die Hauseingänge wurmstichig.

Und doch hatte ich auf dem Wege schöne Bäume gesehen, die hätten verarbeitet werden können. Mit einem Wort, während es an nichts hätte fehlen können, fehlte es an allem.

Kaum in das Dorf eingetreten, war ich Zeuge eines blutigen Auftrittes. Zwei Männer stritten, weil die Stute des einen die Grenze überschritten und einen Weinstock auf dem Boden des andern beschädigt hatte. Plötzlich riss einer von ihnen ausser sich das Messer aus der Tasche und verletzte den andern schwer. Die ganze Nacht hindurch blieb das Dorf in Gärung, denn die Verwandten des Verwundeten wollten den Messerhelden ermorden.

. . . .

Nachdem ich den Freund umarmt, stelle ich ihn dem Leser vor: sein Name ist Alexander De-Bardi; nach den Fragen, die natürlich unter Freunden, die sich drei Jahre lang nicht gesehen, gewechselt werden, sprach ich zu ihm:

„Nun wohl, Freund Alexander, in diesem Augenblicke habe ich Gelegenheit gehabt, zu sehen, wessen das Eigentum fähig ist. Ueber einer Grenzfrage, wegen des Mein und Dein, ein Streit, eine Verwundung, ein Flüchtling, zwei Familien in Verzweiflung, das Dorf in zwei Parteien gespalten und morgen vielleicht ein Toter, ein Sträfling. Ist es wirklich der Mühe wert und vorteilhaft, Eigentümer zu sein und gewisse Tröstungen empfangen und gewähren zu können."

„Und was würdest du thun? Wir haben oft über kommunistische Ideen diskutiert, als wir Studenten waren. Und was sagte ich dir? Dass durch Abschaffung des Privateigentums ein socialer Zusammenbruch, ein Aus-dem-Leim-gehen folgen würde. Und dann, lieber Freund, wer das Süsse haben will, muss auch das Bittere schlucken lernen; Freund, es gibt keine Rose ohne Dornen."

Das Rauschen eines seidenen Kleides wurde vernehmbar, eine schwere Sammetportiere hob sich, und eine von den Stimmen, denen man so gerne lauscht, kündigte in diesem Augenblicke die Gegenwart eines Weibes an.

„Bruder Alexander, dürfte man erfahren, welches die Rose ist und welches die Dornen?"

Wir erhoben uns, und der Freund stellte mich seiner Schwester vor.

Von mittlerer Statur mit kräftigen Gliedern, mit rosigem Inkarnat, zwei himmelblaue Augen, blondes, feines, reichliches Haar, in zwei grossen Zöpfen gesammelt, die über die Schultern herabfallen in zwei Sammetschleifen auslaufend ... Vervollkommne in deiner Phantasie, wenn sie noch jung und poetisch ist, dieses Pass-Signalement und schaffe daraus die schönste Figur eines jungen Mädchens, ... und du wirst, lieber Leser, noch keine Idee von der süssen, milden Schönheit Cecilias haben.

„Meine Herren, ich wiederhole meine Frage. Welches ist die Rose, und welches sind die Dornen?"

„Unser Gespräch, mein Fräulein, war ein ernsthaftes, vielleicht zu ernst für ein junges Mädchen ..."

„Entschuldigen Sie, aber ich bin volle siebzehn Jahre alt, und bin, scheint es mir, nicht mehr nur ein junges Mädchen, sondern etwas mehr."

„Nun gut, da Sie es einmal wissen wollen, wir sprachen von der socialen Frage. Die Rose Ihres Bruders Alexander war das Eigentum, die Dornen waren die Verbrechen, zu denen es unumgänglich Veranlassung bietet."

„Bruder, im Namen aller Rosen meines Gartens protestiere ich gegen den von dir angestellten Vergleich."

„Cecilia, was sagst Du?"

„Nun ja. Welche Freude bietet uns unser riesiges Eigentum? Sehr unsichere Freuden, oder solche, die nur einer recht armselig kleinen Seele genügen mögen. Hier steht ein prächtiger Palast, Tapeten, künstlerisches Mobiliar, wertvolle Gemälde, Kleinodien, Kleider, Diener, Mahlzeiten, Pferde ... aber Bruder, glaube es mir, ich wäre ebenso glücklich ohne alle diese Dinge,

Ein heiteres Häuschen, gute Hausmöbel, einfache elegante Kleider würden mir ebenso lieb sein. Habe ich nicht recht, mein Herr? Mein Magen, meine Eigenliebe sind leicht zufriedengestellt. Was am meisten nach Befriedigung lechzt, sind Herz und Hirn. Und diese bedürfen zu ihrer Befriedigung keiner Reichtümer. Ein freundschaftlich Lächeln ziehe ich einem tiefen Grusse vor. Mir ist die Liebe lieber als der Respekt. Ich will dir nicht naseweis erscheinen, denn du weisst, dass ich es nicht bin, aber alles das, was um dein Eigentum herumhängt, Alexander, hat nichts im geringsten mit jener lieblichen und prächtigen Umgebung des einfachsten Rosenstockes zu thun. Und die Dornen der Rose stechen übrigens nur in die Finger; aber die deines Eigentums vergiften, korrumpieren und töten die Menschheit."

„Freund," sagte ich zu Alexander, „ich glaube, ich habe eine unbesiegliche Alliierte gefunden."

„Wieso, mein Herr? Wären sie etwa auch Socialist?"

„Ich bin es seit einigen Jahren und für mein ganzes Leben werde ich es bleiben. Aber wie sind Sie zu diesen guten Ansichten gelangt?"

„Ah, das ist mein Geheimnis. Möge es Ihnen genügen, dass Sie an mir eine Genossin in der Bekämpfung des reichen Eigentümers Alexander haben."

„Wenn ihr zu Ende seid mit eurem Gespräch über Allianzen und Bekämpfungen," sagte lächelnd der Freund, „so möchte ich euch sagen, dass ihr in mir nicht einen zu bekämpfenden Feind habt, den ihr entwaffnen müsstet, sondern einen Freund, der vom besten Willen beseelt ist, sich überzeugen zu lassen. Ihr Herren alliierten Socialisten, übernehmt ihr den Auftrag dieser Propaganda im Familienkreise?"

„Mit meiner ganzen Seele eines Weibes," rief Cecilia aufspringend."

„Mit meinem ganzen Herzen," fügte ich hinzu, indem ich ihr meine Hand reichte, welche sie herzlich drückte.

„Das Abendbrot ist bereit!" wurde angekündigt.

Wir gingen in den Speisesaal. Nach eingenommener Mahlzeit plauderten wir noch über den Socialismus. Es schlug elf Uhr und ich zog mich in das Zimmer zurück, welches sie für mich hatten richten lassen.

Ich träumte von Cecilia, von ihren Rosenstöcken, von der socialen Revolution.

Früh um sechs Uhr war ich schon auf den Beinen. Als ich das Fenster öffnete, wurde ich durch den sich mir bieten-

den Anblick in innerster Seele ergriffen. Zur Rechten, dort in der Tief des Thales, wand sich der Fluss wie ein breites, prächtiges Silberband, und mit den Augen vermochte ich seinem Laufe zu folgen bis zu seiner Einmündung in das Meer. Die dem Flusse gegenüberliegenden Hügel waren mit Dörfern und Schlössern gekrönt, und wiesen, von den ersten Strahlen der Sonne umspielt, die bizarrsten Lichteffekte auf. Und weiter im Hintergrund, als Abschluss, Vervollkommnung des prächtigen Bildes, das Meer, der azurne Mar Tirreno.

Ich setzte mich nieder, um an Cecilia zu schreiben. Aber indem ich über die menschliche Gesellschaft schrieb, brachte mein Denken — im Gegensatz zu dem prächtigen Naturschauspiel —, indem ich darüber nachsann, dessen Schärfen zu mässigen, nur traurige und melancholische Gedanken hervor.

Da Cecilia wusste, dass diese Erzählung damit unterstützt werden sollte, gab mir später Cecilia mit andern Papieren auch diese erste Philippika zurück. Hier folgt sie, wie ich sie an jenem Morgen niedergeschrieben habe.

„Fräulein Cecilia,

. . . .

„Es widerstrebt meiner Feder, von der unsäglich traurigen Art, in der wir leben, ein Bild zu entwerfen. Und dann auch wozu, wenn wir es doch alle vor Augen haben?

„Ueberall Zank, Zwistigkeiten, Vorwürfe; überall Verbrechen, Schande, Niedrigkeit, Schmerz. Hier verkauft ein Mann, den man bis jetzt für ehrlich gehalten, sein Gewissen, dort verkauft ein Lump seine eigene Tochter. Hier beraubt von Grund aus ein Wucherer das Haus seines elenden Schuldners, dort begeht ein falliter Kaufmann Selbstmord.

„Cecilia, öffnen Sie die Zeitungen, lesen Sie daselbst die Tagesberichte, und jeden Tag werden Sie dasselbst den millionsten Teil der Verbrechen finden, welche die Gesellschaft beflecken, der Schmerzen, die sie peinigen, der Schandthaten, die sie schänden. Die Gefängnisse sind voll Verurteilter, und doch werden in jedem Augenblicke, in jedem Hause zahllose Verbrechen begangen, die in den meisten Fällen dem Gesetze entgehen, die aber trotz alledem entsetzlich sind. Die Gesetzgeber, die Richter, die Geschworenen, auch sie haben das Gewissen belastet mit Unthaten, und doch, schamloser als die alten Pharisäer, werfen sie nicht einen, sondern hundert Steine. Wenn alle strafwürdigen Handlungen bekannt würden und bestraft werden sollten, ich glaube, alle unsere Städte, alle

unsere Dörfer dürften wir dann in Gefängnisse umwandeln, und herzlich wenige Menschen dürften auf die Ehrenstelle eines Gefangenenwärters Anspruch machen.

„O, Fräulein Cecilia, wie sehr wünschte ich, alles dies wäre Uebertreibung, wäre mein Pessimismus!

„Welches ist die Hauptursache dieses Uebels? Wo steckt die Ursache, welche die Juristen mit der causa a delinquere bezeichnen?

„In ferner Zeit schuf der Mensch eine verderbensschwangere Institution, hegte er an seiner warmen Brust ein Schlangenei. Und kaum war das Schänglein geboren, als es das Herz des Menschen vergiftete.

„Der erste Feind der Menschheit, schreibt Rousseau, war der, welcher ein Stück Land mit einem Zaune umgab, und sprach: Es ist mein. Welches Mass von Sorge, von Niederlagen, von Schande hätte der Mann der Menschheit erspart, der dahin gegangen wäre, die Hecke eingerissen, den Graben ausgefüllt und laut gerufen hätte: Höret nicht auf ihn, er lügt, und erinnert euch daran, dass die Erde niemandem gehört und ihre Früchte allen.

„In der That, seit das Mein und Dein geschaffen, ist immer gestohlen worden. Und es wird immer gestohlen werden, so lange das Mein und Dein aufrecht erhalten werden. Man stiehlt auf hunderterlei Art. Wenig und viel; man stiehlt unentdeckt, man stiehlt und wird bestraft, man stiehlt und wird belohnt. Ja, belohnt, wenn der riesengrosse Diebstahl am Leben des Armen begangen wird und den hypokriten Namen Industrielles Unternehmen annimmt. Man bestiehlt den Sohn, den Bruder, den Vater, die Waise, die Witwe, die Arbeitervereine, die Armenspitäler, man bestiehlt den Staat mit aristokratischer Würde, der Adlige bestiehlt den Adligen, der Bankier den Bankier, der Arbeiter den Arbeiter, der Soldat den Soldaten, der Elende den Elenden, der Dieb den Dieb, der Pfaffe endlich bestiehlt alle zusammen. In diesem Diebstahl des Jahrhunderts (welches vielleicht einst das Jahrhundert des Diebstahls genannt werden wird) wird man, glaube ich, den Strom durch die Erziehung, durch moralische Entrüstung nicht aufhalten können. Dazu bedarf es etwas Besseren: man muss den Diebstahl unmöglich machen.

„Als den Menschen die Möglichkeit gegeben wurde, sei es durch Betrug, sei es durch Genie oder Gewalt, Eigentum aufzuhäufen, erhoben sich die einen über die andern. Die Menschen, welche übereinander hinwegstiegen, bildeten die grosse sociale Stufenleiter. Die Ungeschicktesten, die Dümmsten und die Schwächsten

bildeten die Basis, die breiteste, aber niederste Stufe, und die andern aufwärts, höher, immer höher die höheren Stufen, bis der Glücklichste von allen, der Spitzbübischste, der Weiseste oder der Stärkste, das Haupt mit einer Krone oder einer Tiara bedeckt, mit Wohlgefallen die Erde zu seinen Füssen betrachtete und rief: Sie ist mein! Aber bedenket, dass diese menschliche Leiter einmal ins Schwanken geraten und plötzlich zusammenstürzen könnte; wer dann aber am höchsten sein wird, für den wird auch der Absturz am gefährlichsten sein.

„Die Frivolität, diese Seelenpest, wie sie Guerazzi bezeichnet, ist auch ein schönes Werk des Eigentums, des Reichtums.

„Die Orgien des reichgeschmückten Speisesaales und des Alkovens, wie die des Wirtshauses und des Dirnenhauses, haben sie nicht ihre erste Ursache im Eigentum, welches, beim Reichen im Ueberfluss, ihm mit einer falschen Erziehung einen weichlichen und vergnügungssüchtigen Charakter verschafft; welches, indem es dem Elenden gänzlich fehlt, dem aber die Mühsale, die Seufzer, die schlechten Beispiele, die traurige Umgebung nicht fehlen, dem es eine gute sociale Erziehung geraubt, ihm den brutalen, skeptischen, blutdürstigen und lasterhaften Charakter belässt?

„Allen ein weder überreiches noch spärliches Eigentum zu geben und zu bewahren, ist unmöglich. Das Eigentum ist eine Magnetnadel, die, soviel sie auch schwanken mag, stets sich nach den beiden Polen richten wird, dem Reichtum und der Armut. Nehmen wir es also allen und geben wir dagegen einem jeden Rechte und die Möglichkeit, die eigenen Bedürfnisse zu befriedigen, das Leben zu geniessen und sich dessen zu freuen; geben wir einem jeden eine liebevolle und männliche Erziehung, lehren wir den Jünglingen, die ständig um uns heranwachsen, was Charakter, Liebe und Mut sind. Aber zuerst schaffen wir die Ursachen aller der brutalsten Orgien, Reichtum und Armut, mit einem Wort, schaffen wir das Eigentum ab.

„Dieser Mangel einer wahren und gesunden Erziehung, gemeinsam mit dem Reichtum oder verknüpft mit der Armut, erklärt uns die Ehebrecherin, die Prostituierte, den Fälscher, den Spieler, den Kuppler, den Gemeinen, den Spitzel, den Trinker, den Bettler, den Ignoranten, den Dieb, den Ehrgeizigen, den Eidbrecher, den Briganten, den Charlatan unter tausend Devisen, erklärt uns alle Ungeheuer und alle socialen Opfer.

„Man spricht von einer socialen Frage. Man sieht ihre

Ursache im Elend, ihre Symptome in der Arbeitslosigkeit, und man gedenkt sie zu heilen, indem man hier die Arbeiter besser zahlt, sie dort zu Anteilhabern am Gewinn der Produktion, sie dritten Orts selbst zu Eigentümern macht. Die sociale Frage existiert in der That, aber wir sehen ihre Ursache im Privateigentum, ihre Symptome im Elende vieler und in der Korruption aller, das Heilmittel allein in der Schaffung des kollektiven Eigentums.

„Fräulein Cecilia!

„Tausend und abertausend Ideen drängen sich mir auf, die ich, da ich sie nicht zu entwickeln vermöchte, kaum kurz andeuten kann. Vielleicht könnten sie zur Entfaltung einer Diskussion Nahrung bieten.

„Ich hätte sagen mögen, wie ich, im Geiste oder wirklich, überall eingedrungen, wo das sociale Leben sich kundgibt, überall, wo ein menschliches Wesen atmet. Und wie ich überall, in den Städten, in den Dörfern, auf dem Lande, in den Familien, in den Gerichtshöfen, auf den Märkten, in den Wirtshäusern, in den Spielhöllen, in den Gefängnissen, in den Dirnenhäusern, in den Spitälern, in den intimen Kabinetten der schönen Damen, in den Kneipen, in den Kasernen, in den Klöstern, in den Kollegien, in den Bauernhütten und in den Palästen, wie ich allüberall Schande und Schmerz gefunden.

„Ich hätte sagen mögen, wie ich hundertmal, Tag für Tag, die Lebensgeschichte eines Unglücklichen oder eines Verbrechers durchgehend, stets gefunden, dass sein Unstern das Eigentum oder das Geld gewesen, dessen Vertreter der Vagabund ist. Ich hätte sagen mögen, wie ich hundertmal nachgedacht über den Unglücklichen und jenen Verbrecher, hiessen sie auch Leopardi und Tropmann, und wie ich mir ausgesonnen, was aus ihnen wohl geworden wäre, aufgewachsen in einem socialistisch organisierten Lande, und wie ich die feste Ueberzeugung gewonnen, dass Leopardi glücklich und Tropmann als Ehrenmann gelebt hätten und gestorben sein würden.

„Ich hätte beweisen mögen an Hand der Wissenschaft, wie der Mensch weder gut noch schlecht geboren wird, wie das neue menschliche Wesen, welches unsere Atmosphäre einzuatmen beginnt, mit einer weissen Leinwand verglichen werden kann, auf welches Erziehung und Umgebung entweder einen Engel oder einen Dämon zu malen vermögen. [1])

---

[1]) Dieser Gedanke ist falsch, denn die anthropologische Wissenschaft hat inzwischen konstatiert, und zwar in unanfechtbarer Weise, dass man mit

„Ich hätte sagen mögen, wie oft, ein Billett von zwei Lire zwischen den Fingern reibend, ich mich gefragt habe: Wieviel Schande hat es wohl bezahlt? Wiewiele Verbrechen hat es wohl zum Ziel gehabt, und wieviele gute Werke?

„Ich hätte der Geschichte jenes beschmutzten und alten Billetts nachforschen, sie niederschreiben mögen von jenem Momente an, wo es aus der Presse hervorging, bis zu dem Augenblicke, in dem es in meine Hände geraten. Welch entsetzliche Geschichte wäre das gewesen!

„Ich hätte Sie darauf aufmerksam machen mögen, wie eine Larve des Socialismus in vielen unserer bürgerlichen Institutionen existiert, die, autoritär organisiert, als öffentliche Dienstleistungen funktionieren: Strassenbau, Postwesen, Trinkwasser- und Gasleitungen, ärztliche Hülfe, öffentlicher Unterricht, kollektive Verteidigung und so weiter.

„Aber ich bin schon weitläufig geworden, vielleicht zu lang. Vielleicht habe ich Sie gelangweilt. Andererseits ruft mich die prächtige Landschaft mit ihrer geheimnisvollen Sprache der Düfte und des Säuselns der Blätter. Ich will den Hügel besteigen; in zwei Stunden gedenke ich zurück zu sein. Inzwischen hinterlasse ich Ihnen dieses Geplapper.

Ihr Gast
„Cárdias".

„Gesehen und approbiert. Nach Verlesung vor dem Bourgeoisbruder Alexander wird der Brief im Archiv deponiert.

„Gezeichnet — Cecilia."

Auf dem langen Spaziergange, den ich an jenem Morgen unternahm, musste ich mich noch mehr überzeugen, wie schlecht mit den Reichtümern der Natur gerechnet wurde; da und dort sah ich Wasserläufe, die, sich selbst überlassen, das Land schädigten. Komisch war es, die Biberbauten zu betrachten, welche einige Eigentümer errichtet hatten, um ihr eigenes Grundstück zu schützen. Mit der Hälfte der Arbeit, die wahrscheinlich zur Errichtung dieses ungenügenden Schutzes erforderlich gewesen, hätte man die verschiedenen Wasseradern an ihrem Ursprunge zusammenfassen können, sie leiten, sammeln, zur Bewässerung des Bodens anwenden, zum Treiben von Turbinen verwenden können etc. Aber hierzu bedurfte es einer höheren Macht, als sie ein einzelnes Individuum hätte

persönlichen — vom socialen Gesichtspunkte aus: guten und bösen — Eigenschaften geboren wird, die man in verschiedenem Grade von den Vorfahren geerbt. Cárdias.

entfalten können; hierzu bedurfte es einer kollektiven Kraft. Bekannt ist die alte socialistische Wahrheit: Vereinigung macht Kraft.

Wie mit dem Wasser, so war es mit allen Dingen.

Das Dorf hätte reich sein können, und war statt dessen arm. Und mit dem Elend kamen vereint die moralische und intellektuelle Vertierung der Bevölkerung.

Ich kehrte in das Haus zurück und wir nahmen unsere Diskussionen wieder auf. Alexander wurde zuweilen heftig, wenn er vernahm, wie wenige einfache und richtige Einwände die stärksten Argumente der Nationalökonomie zerstörten. Aber sein gutes Herz und seine Intelligenz zogen ihn unabwendlich auf die Bahn des Socialismus.

Die Worte Cecilias waren wirklich zu Herzen gehend, denn man fühlte, wie sie, voll Empfinden, einer schönen Seele von siebzehn Jahren entquollen.

Wunderst du dich, Leser, wenn ich dir sage, dass in wenigen Tagen für sie in meinem Herzen ein hohes, edles Gefühl aufkeimte?

Ich hatte das so lange ersehnte Ideal gefunden. Ich liebte zum ersten und zum letztenmal.

Die Verse, die ich als Jüngling einst an mein Ideal gerichtet, ich wiederholte sie an Cecilia:

. . . .

Mir träumte, ich wolle in Zukunft
Mit dir
glückselig leben,
Mit dir
die leidende Menschheit lieben,
Mit dir
ihr opfern Arm und Herz und Geist.
Von dir
den Namen erklingen hören mit Liebe,
Von dir
das Bild erschauen im Herzen des Volkes.

„Die Träume verwirklichen sich zuweilen," antwortete Cecilia mir lächelnd.

Eines Tages sagte ich ihr:

„Sehen Sie, vor dem Tode schrecke ich zurück; denn jenseits der Grube würde ich Sie nicht mehr sehen, nicht mehr lieben können."

Fünf oder sechs Tage später schrieb ich in mein Tagebuch:

„Kronen der Könige und Kronen der Dichter, wie seid ihr arm in eurem Golde, mit euren Kleinodien, mit eurem Lorbeer

auf der Stirn, gegenüber der glänzenden Krone, welche die Arme und Hände meiner Cecilia bilden!“

Wir liebten uns, und unsere Liebe verminderte sich nicht, sondern wurde riesengross mit der Liebe zur Menschheit.

Vom Socialismus sprechen, war für uns von Liebe sprechen.

Unser Thema war immer, Alexander zu überzeugen. Dieses Ziel hatten wir stets in unseren Diskussionen, — dieses Ziel hatten auch in unseren Augen die Schriftstücke zu jenen Tagesstunden, da wir getrennt waren.

Hier einige der Schriftstücke, aus denen der Leser auf den Geist schliessen kann, der die Diskussionen beseelte.

„Ich öffne das allgemeine Lexikon der Nationalökonomie des Herrn Hieronymus Boccardo und finde beim Artikel Kommunismus folgenden Passus: „Aus dem Vaterherzen vermöget ihr niemals einen mächtigen Instinkt auszulöschen, die Liebe für seine Nachkommenschaft; für sie wird er raffen und schaffen, für sie die Produkte seiner Arbeit aufhäufen, und siehe, neu erwachen wird der Eigentumsinstinkt . . . Die Logik zwingt euch, Kommunisten zu sein bis zum Extrem, die Familie mit dem gleichen Schlage niederzuschmettern, mit dem ihr das Eigentum zerstöret, oder beide zuzugeben, beide zu dulden.“

„Wir wollen gar nicht, noch könnten wir, wenn wir es wollten, aus dem Vaterherzen dieses mächtige Gefühl, die Liebe zu seinen Nachkommen, auslöschen; im Socialismus wird er arbeiten, um das Recht zu haben, mit ihnen glücklich leben zu können, um ihnen ein Beispiel, — welches ja die fruchtbringendste Erziehungsmethode ist —, einer der ersten socialen Tugenden, der Liebe zur Arbeit, zu bieten; er wird wissen, dass das wahre individuelle Wohl nur im Allgemeinwohl gefunden werden kann; und er wird seine Nachkommenschaft lieben, aber mit einer vernünftigeren Liebe als heutzutage wird er sie lieben. Heute nützt der Vater sein eigenes Leben ab und schafft und entbehrt, um seinen Kindern ein Kapital zu hinterlassen, welches sie vor den Schlägen des Elends behüten soll, welchem aber in den meisten Fällen nichts weiter gelingt, als aus den Kindern Lasterhafte und Unglückliche zu machen. Im Kommunismus gibt es kein Elend; denn die Produktion ist überreich und jedermann hat das Nutzniessungsrecht am socialen Reichtum. Wie wird sich dann die väterliche Liebe manifestieren? Das Zusammenraffen und Aufhäufen für die Kinder wird nicht nur unmöglich, sondern auch zwecklos sein. Dann wird der Vater über die wahren Quellen des Glückes nachdenken und wünschen, dass seine

Kinder glücklich werden. Und er wird finden, dass die Gesundheit und die physische Kraft, das edle und zarte Herzensgefühl, die geistige Bildung und andere Umstände zusammenwirken, um das Glück zu sichern; und in diesem Sinne wird der Vater für seine eigenen Kinder mehr leisten können, als die Gesellschaft für die ganze Jugend wird zu schaffen vermögen.

„Man will nicht einsehen, dass im Socialismus das Geldinteresse verschwindet, während es am gegenwärtigen socialen Leben so hohen Anteil nimmt und einen so verhängnisvollen, dass es dasselbe fast gänzlich absorbiert.

„Drum scheint es mir, Herr Boccardo, dass in einer solchen Gesellschaft der Instinkt des Eigentums absolut nicht wird auferstehen können.[1])

„Zwischen der Familie, welche ein Born der Freude sein sollte, und dem Eigentum, welches nichts anderes ist oder sein kann, als die Ursache der Leiden und der Verbrechen, ist nichts gemein, kann nichts gemeinsam sein, noch eine Spur der Solidarität stecken. Und wer um allen Preis beide vereinigt wissen will, erinnert uns unfreiwillig an den, der, um falsches Geld durchschlüpfen zu lassen, versuchte, die falsche Münze gemeinsam mit einer echten zu verausgaben. Nicht nur die Logik allein, sondern das Herz spornt uns an, das Privateigentum zu bekämpfen und die Familie zu achten, oder vielmehr sie zu vervollkommnen durch Erziehung der Jugend beiderlei Geschlechtes, durch Aufstellung der Liebe als einzigen möglichen Grund zu einer Vereinigung, durch Gewährung gleicher Rechte und gleicher Pflichten an Mann und Frau, durch Unterdrückung der Ehe als Institution, durch Entziehung der Kinder aus den Banden der Autorität, aber nicht aus dem Bereiche der elterlichen Liebe.

„Ich muss hinzufügen, Herr Boccardo, dass, das Elend und die Ungewissheit auf das Morgen hinweggenommen, die Errichtung einer Familie leichter gemacht wird und dass der Vater

---

[1]) Aber auch Boccardo hat, scheint es mir, ein wenig recht; denn im Grunde genommen ist es wahr, dass die Familie eine grosse Brutstätte der Egoismen ist und sein wird. Aber ich bin überzeugt, dass, wenn die Frauen im socialistischen Leben ihre ökonomische Befreiung gefunden haben werden, befreit von der Verpflichtung einer realen oder anscheinenden Treue, die heute der Preis ihres täglichen Brotes ist, frank und frei ihren Neigungen folgen werden, und dann . . . adieu wahre oder angebliche Vaterschaft, adieu Nest der häuslichen Egoismen, adieu auferstehender Eigentumsinstinkt, wie Boccardi sagt, an Stelle der väterlichen Liebe. Und wäre das so schlimm? Cárdias.

stets das kommunistische Leben verfechten wird, denn es sichert doch die ganze Zukunft seiner Kinder!

„Und jetzt muss ich Ihnen antworten, mein Herr Bruder.

„Gestern abend, als wir uns nach einer langen Diskussion zurückzogen, warfen Sie uns als wahre Orsinibombe den Satz vor die Füsse: Ohne den Stimulus des Gewinnes würde die Menschheit nicht fortschreiten.

„Entschuldigen Sie, aber das ist eine blutige Beleidigung aller grossen Männer der Wissenschaft und der Kunst. Und wenn Sie nicht mein guter Bruder wären, so würde ich sagen, es sei eine abgeschmackte Lüge. Blicken Sie auf die tiefsinnigsten Philosophen der ältesten und der Neuzeit; sind sie vielleicht aus Geldgier in ihren metaphysischen Dingen ergraut? Und jener Ruhmesstern Italiens, der den Namen Galilei trug, suchte er Gewinn, als er am unendlichen und unergründlichen Firmamente dem Laufe der Planeten mit seinen suchenden Augen folgte? Und alle jene Grossen der Wissenschaften, der Kunst, der Litteratur, der Musik, der Industrie, der Geschichte der Erfindungen, glauben Sie, dass diese alle das Geld im Hirn und im Herzen gehabt, als sie der Natur die verborgensten Geheimnisse entrissen, als sie verblüffende Werke ihres Geistes hinterliessen, als sie die Harmonien des Paradieses raubten, als sie in hunderterlei Gestalt die heutige Civilisation vorbereiteten? Glauben Sie, dass wir im Socialismus einen Dante, einen Michelangelo, einen Kolumbus weniger gehabt hätten? [1]) Wenn das Geld aus der Cirkulation zurückgezogen worden wäre, glauben Sie, dass dann Rudolf Virchow sein Mikroskop, Moritz Schiff sein Vivisektionskabinett, Palmieri das Vesuvobservatorium und Pasteur seine Mikrobenkulturen verlassen haben würden? Nein, die Wissenschaft hat nicht Hunger, sie streikt nicht. Glauben Sie, Edison würde nichts mehr von der Leitung seines Elektrizitätslaboratiums wissen wollen, Mantegazza nicht mehr so prächtig schreiben, Monteverde nicht mehr den Grabstichel führen, Carducci nicht mehr seine Strophen ciselieren, Ernesto Rossi nicht mehr den „Hamlet“ recitieren? Nein, nein; ein jeder würde an seinem Posten bleiben; denn nicht das Gold, nicht die Banknoten haben sie im Herzen, sondern die Liebe zu ihrer Wissenschaft, zu ihrer Kunst. Dies glaubt Cecilia.“

---

[1]) „Aber es gibt einen mächtigeren Anreger zur Entwicklung der socialen Tugenden, als das Lob oder der Tadel unserer Mitmenschen sein können: die Liebe des Beifalls und die Furcht vor Schande.“ Darwin, der Ursprung des Menschengeschlechtes.

Hier ein anderes der Dokumente, von denen ich geglaubt, dass sie immer unveröffentlicht bleiben würden:

„Fräulein Cecilia!

„Gestern liessen Sie mich aus dem Boccardo nachstehenden Passus kopieren:

„Der substanzielle, konstituive Charakter des Kommunismus ist die radikale Zerstörung der menschlichen Persönlichkeit. — Um logisch zu sein, kann der Kommunismus sich nicht darauf beschränken, das Eigentum an Sachen zu zerstören, sondern er muss zur Zerstörung der Familie schreiten, sogar zur Vernichtung der Menschenwürde. Der Kommunismus gebiert die schlimmste der Tyranneien. Er beginnt damit, dem Menschen die Anreize zu nehmen, welche ihn bestimmen, zu arbeiten, zu produzieren, d. h. das persönliche Interesse und die Familienliebe. Und wenn der so verstümmelte Mensch sich dem Müssiggang überlässt, befiehlt ihm der Kommunismus die Arbeit und die Arbeit ohne Motiv."

„Und Sie luden mich ein, ihn zu widerlegen.

„Mir scheint, es würde genügen, die Worte anzuführen, die der wackerste junge Mann, den ich gekannt, Gustav Berton, in der von ihm begonnenen Arbeit „Rasche Züge zur Geschichte des Socialismus" geschrieben, wo er ihn im dritten Kapitel definiert als „den Triumph des moralischen Individualismus durch den materiellen Kollektivismus".

„Aber es ist am Platze, ein wenig ausführlicher zu entgegnen.

„Ich verneine es, dass es der substantielle, konstituive Charakter des Kommunismus, dass es die menschliche Persönlichkeit sei. Wie wäre denn so etwas möglich? Das Ich wird immer das Ich sein, und zwar das ganze Ich. Die menschliche Persönlichkeit ist immer und absolut unantastbar.

„Steigen wir aus der Abstraktion der Ideen zur Thatsache der Praxis nieder.

„Ein junger Arbeiter könnte folgendermassen argumentieren: Welches ist der Unterschied zwischen meinem heutigen Leben und dem der Zukunft?

„Heute gehe ich im Alter von zwölf Jahren, vielleicht schon früher, zur Arbeit. Meine Intelligenz bleibt kindisch und die excessive Bethätigung macht bald meine Muskeln atrophisch. In Zukunft würde ich bis zum Alter von fünfzehn Jahren ein Institut besuchen, wo die Bildung meinen Geist entwickelt und das Verständnis für das Schöne, wo die Hygieine mich

gesund erhält und das Turnen mich kräftig macht. Heute eile ich mutterseelenallein, ungenügend bekleidet, zur Werkstatt, wo ich oft schweigend die ungerechten Vorwürfe eines ausbeuterischen und galligen Meisters anhören muss. Ich arbeite zwölf Stunden und, nahezu als ein Almosen, erhalte ich einen kärglichen Lohn. In Zukunft werde ich nicht mehr allein, trübselig, wie flüchtend Deckung suchend, zur Arbeit gehen, sondern ich gehe hin, gut gekleidet, am Arme einer Genossin, frohe Lieder singend. Die Räumlichkeiten werden nicht mehr schmutzig und ungesund sein, die Arbeitsherren keine Zuchthausaufseher, sondern eher Freunde als Vorgesetzte sein. Oh, dann werde ich wohl gern arbeiten. Heute beginnt mein Leben mit Auskehren der Werkstatt und Leimkochen und endet mit der Verfertigung eines Tisches oder eines Schrankes. Meine Geschichte ist kurz: in der Werkstatt arbeiten, in der Familie essen, in der Wirtschaft mich betrinken. In Zukunft hingegen, mit dem durch eine frühe Erziehung geweckten Geiste, fühle ich, würde ich der beste Arbeiter werden. Und nach Beendigung meiner Arbeit, die kürzer sein wird als heutzutage, nicht im geringsten ermüdet, da durch Maschinen unterstützt, da besser genährt, würde ich in einen Lesesaal treten, und welche Zahl von Befriedigungen, die ich nicht kannte! Oder ich würde in das Auditorium gehen, wo hervorragende Professoren das Leben der Tiere und der Pflanzen, die Phänomene der Erde, der Luft, des Wassers erklären, alles Dinge, an die ich armer Dummkopf gar nicht denken kann, und die ich heute ohne ein wenig Bildung nicht einmal verstehen würde; oder ich würde in das Theater gehen, wo mich die Meisterwerke des Shakespeare zur Begeisterung entflammen würden; oder ich würde mit meiner Familie am Flusse ein Boot losmachen und rasch dahinrudern.

„Befreit von der lästigen und für mich nur zu oft schmerzlichen Fessel des Geldes, würde ich nicht mehr daran denken, mich zu berauschen, es sei denn an den Freuden, die die Natur bietet; ich würde mich meines Lebens an sich freuen, würde daran denken, mein Herz zum edlen Enthusiasmus, zur Wahrheitsliebe, zur Betrachtung des Schönen zu erziehen. Oh, dann würde ich fühlen, was es heisst, als Mensch zu leben, und nicht nur wie ein Halm zu vegetieren, der seine Fruchtkörner hergibt, um dann zu sterben.

„Herr Hieronymus Boccardo, ich, der Arbeiter, frage Sie an: Mit welchem Rechte wagen Sie es, zu behaupten, dass der Kommunismus die menschliche Persönlichkeit zerstören würde?

„So könnte der jugendliche Arbeiter reden, und ich könnte fortfahren:

„Man erinnert sich oft des Elendes, das sich neidig unter dem schwarzen Gehrocke zu verbergen vermag. Und nun frage ich, wenn dieses famose Geld aus der menschlichen Gesellschaft verbannt, würde damit die menschliche Persönlichkeit des Arztes, des Ingenieurs, des Naturforschers zerstört oder deren Würde vielleicht verringert? Mir scheint es nicht so: der erstere wird nach wie vor am Bette des Kranken weilen, der zweite bei seinem Richtscheit, seinen Berechnungen, seinen Plänen, der dritte in seinem Studierstüblein. Der einzige Unterschied ist der, dass er erlöst ist von der Mühe, sein eigenes Essen, den Schuhmacher, die Haustaube, die Schulung seiner Kinder zahlen und an all die kleinen Leiden des Lebens denken zu müssen; denn ein gehaltvolles, schmackhaftes Essen, gute, schöne, elegante Kleider, perfektes Schuhwerk, gesundes Haus oder Quartier, bequem und in lieblicher Lage, alles dies steht ja ihm und seiner Familie zur Verfügung als Austausch für die von ihm der Gesellschaft geleisteten Dienste. Mir scheint, dass auch alle Professionisten dadurch nur gewinnen würden. Wenn sie wahrhaft die Wissenschaft lieben, welche sie pflegen, so können sie ruhig und zufrieden in ihrem Studium fortfahren, ruhig und zufrieden, da sie um sich herum nicht mehr Elende und Unterdrückte haben werden.

„Sehen Sie also, Herr Boccardo, dass, um logisch und ehrlich zu bleiben, der Kommunismus sich darauf beschränken kann, das Eigentum an Dingen zu zerstören, dabei aber die Familie zu vervollkommnen und auch die Menschenwürde zu heben.

„Und wie kommen Sie dazu, zu sagen, dass der Kommunismus die schlimmste der Tyranneien schaffen werde?

„Sehen wir uns die modernen Tyranneien an. Ohne zu fürchten, in poetische Uebertreibung zu verfallen, können wir die Behauptung aufstellen, dass für die immense Mehrheit der Menschen heutzutage der erste Tyrann die Arbeit ist, die, wie wir gesagt haben, sich für den ganzen Tag des Arbeiters und des Bauern bemächtigt; und die immense Mehrzahl der Arbeiter kann sich gegen diese Tyrannei gar nicht auflehnen. Die vereinzelten Fälle von Armen, die reich geworden, beweisen nicht das Gegenteil. Die meisten sind unerbittlich zum Elend und zur fortgesetzten Arbeit verurteilt. Die Arbeiter aber werden zu wählen haben zwischen dem Kommunismus, wo sie weniger arbeiten und mehr geniessen werden, und dem status quo, wo sie so viel als möglich

arbeiten müssen und kaum so viel geniessen können, dass sie nicht Hungers sterben. Die Statistiken, wenn man ihnen Glauben schenken darf, beweisen in der That, dass, wenn alle lebenden Kräfte des Landes zur Produktion verwandt würden, die mittlere Arbeitszeit pro Mann sechs Stunden umfassen und in der Lage sein würde, sich zu verringern in direktem Verhältnis zum Fortschritte der Wissenschaften und speciell der Mechanik, durch welche das Quantum der Produkte immens, undefinierbar werden kann. Wenn nun in Italien nicht die Anarchie, sondern eine kollektivistische Organisation eingeführt würde, so könnte ein Arbeiter täglich, während eines Jahres, zwei Stunden länger arbeiten, als zu seinem Unterhalt nötig wäre, und sich so über drei Monate voller, absoluter, völliger Freiheit verschaffen, während welcher Zeit er andere Städte Italiens besuchen könnte, und als Pass und Billett auf den Bahnen und als Bon für alles, dessen er benötigen dürfte, würde die diesbezügliche Erklärung seines Arbeitsdirektors dienen. Kann der Arbeiter heute so viel anstreben? Herr Boccardo, ist das die schlimmste der Tyranneien?

„Sie sagen, Herr Boccardo, dass der Kommunismus damit beginne, dem Menschen die Anreize zu nehmen, welche ihn zum Arbeiten, zum Produzieren bestimmen, d. h. das persönliche Interesse und die Familie; aber Sie sehen, weder das eine noch das andere ist genommen; denn das persönliche finanzielle Interesse ist wohl verschieden vom persönlichen, ökonomischen, physischen, moralischen und intellektuellen Interesse. „Und deshalb wollen wir," schreibt Castellazo, „dem Eigentum eine andere Belohnung, einen anderen, gerechtfertigteren, edleren und fruchtbareren Stimulus zur menschlichen Bethätigung substituieren."

„Ich glaube bereits bewiesen zu haben, dass der Kommunismus eigentlich nichts befiehlt, und noch viel weniger Arbeit ohne Motiv. Ist in der That unser und aller Wohlergehen nicht ein mehr als genügendes Motiv, uns zur Arbeit zu veranlassen? Und jetzt sehen wir einmal zu, ob der so verstümmelte Mensch, wie Sie sagen, sich dem Müssigang überlassen wird. Vor allem könnte eine äusserst gerechte und einfache Vereinbarung getroffen werden: „Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen." Dann wäre der Müssigänger und Faulpelz der öffentlichen Verachtung preisgegeben, wie heute der Dieb; und dann wird schon in der heranwachsenden Jugend die Liebe zur Arbeit entwickelt werden, so dass, glaube ich, die Formel: „Produziere ein jeder, was er will, konsumiere ein

jeder, was er kann,“ eines Tages in Kraft treten kann. Und dann habe ich viele, viele Male Arbeiter und Bauern, Aerzte und Naturforscher, mich selbst und alle die gefragt, die mit den Händen oder mit den Gedanken schaffen (natürlich die, welche nicht das Kleid der Musse tragen), gefragt, ob nicht das Nichtsthun und Herumstreifen ein Glück bedeute, ob nicht das Essen, Trinken und Nichtsthun den Gedanken als ein süsses Ideal lächele ... Die Arbeiter haben mir geantwortet, dass ein Ruhetag ihnen Freude mache, aber dass eine Woche sie krank mache; die geistig Schaffenden haben mir geantwortet, dass für sie die Bethätigung ein Bedürfnis, ein Vergnügen, ein Trost in den Leiden des Lebens sei; dass ein jedes neu erfasste Ding ein Sieg sei und zufrieden mache und gut und mit sich selbst zufrieden; dass die Wissenschaften herrliche Gefilde seien, auf denen wir mit jedem Schritte neue Anziehungen, neue Ueberraschungen, neue Reize, neue Wunder entdecken, die uns zwingen, weiterzuschreiten; dass für sie die geistige Arbeit ein Bedürfnis, ein Gesetz, welchem sie sich, selbst mit Willen, nicht zu entziehen wüssten ... und viel anderes mehr haben sie mir über die Wollust in der Arbeit gesagt, was ich nicht wiederholen kann. Schliesslich will ich auch hier einige Worte des Luigi Castellazzo, des Autors des Tito Vezio, citieren:

„Ohne den Stimulus oder den Preis des Eigentums, wer würde da noch arbeiten wollen? Wer? ... Alle die Freien oder Befreiten, welche essen wollen ... alle diejenigen, welche es vorziehen würden, weit besser zu leben, als sie bisher gelebt.

„Saget ihnen, dass je mehr von uns schaffen, wir um so weniger müde werden, und dabei um so mehr produzieren. Machet ihnen begreiflich, wenn ihr Zeit und Lungenkraft habt, dass der Stimulus des Eigentums sich auf sehr wenige beschränke, und dass unter diesen Wenigen zwei Drittel sind, die niemals gearbeitet haben. — Diese werden sich die Ohren verstopfen, die Augen schliessen und aus voller Brust schreien: „Das Eigentum oder der Tod!“

„Herr Hieronymus Boccardo, sind Sie überzeugt?

„Fräulein Cecilia, sind Sie hiermit zufrieden?

„Gezeichnet: Cárdias.

„Approbiere wie oben

„Cecilia.“

Tag für Tag wurde unsere Neigung stärker, tiefer. Tag für Tag wurde Alexander mehr überzeugt.

Den Rausch der Liebe, die Kämpfe der häuslichen Propaganda, ich will sie nicht wiedergeben.

Eines Tages trat ich in das Studierzimmer des Freundes ein.

„Alexander," sagte ich zu ihm, „ich bitte dich um die Hand deiner Schwester."

„Nichts liegt im Wege. In einem Monate mache ich mich auf eine lange Instruktionsreise; du, teurer Freund, und jener Engel, meine Schwester, verheiratet und ewig verliebt, ihr werdet zurückbleiben, um Poggio al Mare socialistisch zu organisieren."

„Erkläre dich."

„Das ist schnell geschehen. Auf verschiedenen Banken haben wir seit vielen Jahren gegen achthunderttausend Lire deponiert. Zweihunderttausend nehme ich mit mir und bleibe zehn Jahre weg, wobei ich euch von Zeit zu Zeit besuche. Dabei autorisiere ich euch, über den Rest des Erbteiles zu verfügen, wie ihr wollt, Verkauf natürlich ausgeschlossen. Ihr macht im Dorfe Propaganda, wie ihr es mit mir gemacht habt. Diejenigen, welche zu überzeugen es euch gelingen wird, werden sich mit euch in Form einer industriellen Association vereinigen. Die andern werden isoliert bleiben oder euch ihre Güter verkaufen. Nach Verlauf von zehn Jahren werden wir, wenn die Dinge gut gehen, fortfahren, im andern Falle übernimmt ein jeder, was das Seinige war. Im einen wie im andern Falle werden wir experimentell ein grosses Problem gelöst haben."

Als ich mich so auf einmal in den Augenblick der Realisierung der höchsten Bestrebungen meines Lebens versetzt sah, war ich tief bewegt.

Einen Monat später waren Cecilia und ich verheiratet.

Wir beratschlagten zusammen, wie wir die Propanda in Poggio al Mare einleiten wollten, als mir ein Brief meines liebsten Freundes Gustav Berton einfiel.

Gustav Berton ist Venezianer.[1]) Jung und schön, hoch von Statur und von starkem Gliederbau. Sein zwanzigjähriges, ein wenig gebräuntes Gesicht repräsentiert die wahre männliche Schönheit. In seinem Auge leuchtet der Enthusiasmus und funkelt eine durch ein jugendliches Herz liebgehaltene, edle Idee; auf der Stirne ruht der Ernst der Ueberzeugung, das Kind des Fleisses. Er ist ein Typus, wie es deren heute wenige gibt: es genügt ihn zu kennen, um ihn lieb zu gewinnen. Gefühlvoll, edel wie ein Mädchen; mutig, kühn wie

---

[1]) Unter den ersten Kämpfern und den ersten Gefallenen des Socialismus. Er starb im Irrenhaus von Venedig.

ein Löwe; heiter wie ein guter Kamerad; streng wie ein Puritaner.

Vor drei Jahren, als ich ihn kennen lernte, machte er sein erstes Jahr der Mathematik an einer unserer Universitäten; sein zu warmer Charakter — und wer vermöchte es, ihm zu jenen Zeiten eisiger Kälte daraus einen Vorwurf zu machen? — kompromittierte ihn bei Gelegenheit einiger Strikes. Er wurde zu etlichen Monaten Gefängnis verurteilt. Die abzusitzende Gefängnisstrafe und andere Umstände entrissen ihn dem Studium der Mathematik, welchem er sich mit so grossem Eifer ergeben. In dem Kampfe, den er mit den zwei Pflichten, der, zu studieren, und der, die socialistische Idee zu verbreiten, führte, siegte die letztere. Und flüchtig eilte er von Dorf zu Dorf, ein Apostel des neuen Glaubens. Und die Bauern verweigerten ihm weder ein Stück Brot noch den Heuschober zur Nachtruhe.

Ich las den Brief Gustavs vor.

„Den brauchen wir gerade," sagte ich zu Cecilia. „Das wäre unser Propagandist. Er hat das Zeug in sich, zu Thränen zu rühren und zu begeistern." Die Gelegenheit gab sich, ihm zu schreiben.

Drei Tage später stellte ich Cecilia Gustav Berton vor.

Kaum hatten wir ihm unsere Gedanken mitgeteilt, als er uns voll Begeisterung die Hände schüttelte.

„Also," sagte er, „ist es wirklich wahr, dass, wenn auch en miniature, das seit Jahrhunderten erträumte Ideal sich verwirklichen soll?"

Es folgten zwei Monate energischer, aktiver Propaganda.

Früh morgens ging Gustav aus, auf den Feldern, auf den Plätzen, am Fusse der Martelkreuze zu predigen; und rund um ihn herum hielten und gruppierten sich Kinder und Greise und Jünglinge, Arbeiter und Bauern. Gustav wusste sie zu rühren; er brachte sie zum Weinen durch Schilderung des menschlichen Elends; er brachte sie zum Lächeln und jubelndem, froh aufjauchzendem Händeklatschen durch Vorführung von Bildern einer neuen Gesellschaft voll Glück und Liebe.

An einem Sonntage, es war ein herrlicher Junimorgen, war die ganze Bevölkerung von Poggio al Mare auf dem Platze versammelt, freudig den Worten Gustavs zu lauschen. Seine gleichzeitig strenge und milde Figur ragte aus einer kleinen Gruppe, die eifrige Socialisten geworden, vor. Zur Linken betrachtete ihn mit liebreichen Augen ein altes Bäuerlein und wischte sich mit seiner rauhen Hand von Zeit zu Zeit eine

Thräne aus den Augen, während Gustav die Rechte auf die Schulter eines fünfzehnjährigen Knaben stützte. Nein, der zur Menge redende Nazarener konnte nicht schöner, nicht feuriger voll Liebe und Poesie sein.

„... Brüder," fuhr Gustav fort, „wenn ihr, ohne ihn zu beweinen, dem Egoismus Lebewohl sagen werdet, dann werdet ihr von Stund an euch gut sein, glücklich sein; ihr werdet nicht streiten, euch nicht mehr beschimpfen, euch nicht mehr schlagen. Ihr werdet euch dann bilden können und in alle die Wunder des Weltalls versenken; dieses Dorf wird das trübselige Gepräge des Feudalismus verlieren und ein Ort der Freuden werden, umgeben von Olivenhainen, Weinbergen und Gärten. Und dann, höret, die Arbeit hasset ihr nicht; und doch sind diese Hügel mit Gestrüpp, Gebüsch und schlechten Pflanzen bedeckt. Wenn wir, nimmer auf das Mein und das Dein sehend, wenn wir alle, und wir würden genügen, anstatt mit den Händen am Hosengurt dazustehen und um eine Arbeit zu betteln, die nicht kommen will, uns mit Mut alle daran machen wollten, diesen Boden zu kultivieren, zu bepflanzen, könnt ihr mir sagen, wieviel Produkte wir würden daraus ziehen können? O, wenn wir arbeiten werden und niemand es wagt, uns die Frucht unserer Arbeit zu rauben, dann wird das Elend, die erste Ursache unseres Leides, für immer von uns weichen."

„Aber der De-Bardi ist der Herr des Bodens," rief eine Stimme.

„Volk," erschallte donnergleich die Stimme Gustavs, „wünschest du, dass deine Kinder, deine Enkel leben, wie du bisher gelebt?"

„Nein!" erscholl es einstimmig aus zweitausend Kehlen.

„Volk," fuhr Gustav fort, vor Aufregung bleich, „willst du mit deinen Kindern im Socialismus leben?"

„Ja!" riefen die Alten, die Jungen, die Frauen, die Knaben.

„Dann wisse, o Volk, dass Alexander De-Bardi, alle seine ungeheuren Besitztümer in Gemeingut umwandelt. Wisse, dass seine Schwester, die schöne, die gute Cecilia, Socialistin ist wie wir ..."

Ich sass in einem kleinen Saale bei Cecilia und streichelte ihre blonden Zöpfe. Wir sprachen über Liebe, über Socialismus. Sie blickte mich mit grösserer Zärtlichkeit an, sie schien mir eine süsse Ueberraschung bereiten zu wollen. Auf einmal dringt ein ungeheures Geräusch an unsere Ohren. Cecilia springt auf und ruft:

„Es ist das Volk, das Volk kommt!"

Es war kein Schreckensruf. Es war ein Ruf der Begeisterung, der Freude des Sieges.

Sie eilt in ihr Arbeitszimmer und kehrt mit einer prächtigen roten Fahne wieder.

Auf der seidenen Fläche befinden sich, in Gold gestickt, die Worte:

Socialismus
Liebe — Freiheit — Arbeit.

Sie will sie mir überreichen, aber ich rufe:

„An dir ist es, Cecilia, sie in die Hände des Volkes zu geben."

Und wir gingen hinaus, unsern Brüdern entgegen.

Umarmungen, Küsse, Händedrücke, Freudenthränen ... stellt euch die Scene vor, ich kann sie nicht beschreiben.

Und die rote Fahne des Socialismus flatterte triumphierend zu unseren Häuptern. Die Strahlen der Frühjahrssonne küssten sie, es umschmeichelten sie die Lüfte, geschwängert von Felddüften.

Den ganzen Tag über erschallten Rufe:

„Socialismus, Socialismus, es lebe der Socialismus!"



Zweiter Teil.

Organisation.

Die Zukunft der Gesellschaft ruht in der Gütergemeinschaft. L. Büchner.

Eine Idee wird nicht so hartnäckig geherzt, geliebt, gelehrt; sie macht nicht ihren Weg durch die Jahrhunderte, ohne sich einem Endziele zu nähern; ein so mächtiges Problem wird nicht seit so lange gestellt, diskutiert, mit so viel Geduld studiert, wenn in ihm nicht eine gute oder wahre Seite steckte, wenn es nicht, wann es auch sei, zu einer glücklichen Lösung bestimmt wäre. F. Uda.

Wenn ich hier das Amt eines Romanciers anstatt des eines Chronisten ausüben müsste, wenn ich eine Art der socialen Organisation erfinden sollte, anstatt das, was nach vielen Versuchen definitiv in Poggio al Mare sich ergeben, zu beschreiben, würde ich äusserst in Verlegenheit versetzt sein, denn ich sehe ein, dass ich alsobald in die lächerlichste, oder wenigstens am meisten zum Lachreiz Veranlassung bietende, Utopie verfallen würde.

Dies ist allen socialistischen Romanschriftstellern, den grössten und den kleinen, den alten und den neuen passiert. Und in der That, ein einzelnes Hirn — und sei es noch so auserlesen — kann niemals das auto-organisatorische Werk der Menschheit ersetzen. Das Individuum ist Fraktion und kann nicht die Funktionen des Ganzen ausüben. Und dann muss auch eine spontane, sociale Organisation das Resultat aller Bedingungen sein, unter denen ein Volk lebt, aller Bedürfnisse, welche es empfindet, aller Kräfte, die es bewegen. Deshalb ist das Volk selbst der wahre Herr und aus sich selbst heraus der wahre Organisator.

So ging es auch in Poggio al Mare, und ich beschreibe nun die Organisation, welche wir vorbereiteten, die aber das Volk sich gab. Da es sich um einen ersten und zu begrenzten Versuch handelt, organisiert zu einer Zeit, als in Italien die socialistischen Ideen noch wenig klar und bestimmt waren, so wird es sicherlich nur bestmöglich sein im Verhältnis zu dem, was anderwärts und später erreicht. Deshalb müssen für dieses Mal die kritischen Pfeile der Bourgeoisie nicht an den Socialismus im allgemeinen und noch weniger an die Anarchie sich richten, sondern an die Einwohner von Poggio al Mare, die, unter uns sei es gesagt, sehr wohl wissen, dass sie noch weit entfernt sind von dem herrlichen Leben der Freiheit und des Wohlergehens, das wir alle in einer nahen Zukunft erringen werden.

Das Volk wollte, dass Gustav, Cecilia und ich ein provisorisches Komitee bildeten, um das zur socialistischen Organisation von Poggio al Mare benötigte Material vorzubereiten.[1])

Ich wette tausend gegen eins, lieber Leser, dass du nicht erratest, womit wir diese Organisation begonnen. Wir begannen sie durch einen bürgerlichen Akt . . . durch einen Kontrakt.

Sicherlich, um gesetzlich vorzugehen und nicht durch die Behörden belästigt zu werden, holten wir einen Notar und liessen ihn einen Kontrakt ausstellen, in welchem wir erklärten, uns für zehn Jahre associeren zu wollen zum Zwecke der Bebauung unseres Bodens und der Ausübung gewisser, gegebener Industrieen; dass die Nutzensverteilung durch eine andere Vereinbarung bestimmt werde; dass die Societät nach Ablauf von zehn Jahren aufgelöst oder auf weitere zehn Jahre verlängert werde; dass die Teilhaber besagter industriellen Societät es sich vorbehalten, die Administratoren zu ernennen etc.

Alle nahmen diesen Kontrakt an, bis auf drei oder vier, deren Grundstücke wir im Namen und für das Geld von De-Bardi aufkauften.

Immer um gesetzlich vorzugehen — zwar ist es ein weiteres schlechtes, nicht zu befolgendes Beispiel —, wurde das Eigentum eines jeden inventarisiert und abgeschätzt, für den Fall, dass

[1]) Schlechtes, nicht nachzuahmendes Beispiel. Das Volk muss, wenn es nicht Gefahr laufen will, neuerdings an der Nase herumgeführt zu werden, danach trachten, sich selbst zu organisieren, und sich nicht erst durch Führer organisieren lassen. Cárdias.

man eines Tages zur Liquidation und Auflösung der Societät schreiten müsste.

Was weiter? Dem Steueragenten machten wir Mitteilung von den socialen Einkünften, auf dass er von jetzt ab die Administration der Societät als alleinigen Steuerzahler betrachte.

Nachdem dies geschehen, schritten wir zur Konstituierung der Berufs- und Gewerbeassociationen.

Die Neigungen, das eigene Interesse, die Kenntnis der eigenen Fähigkeiten bestimmten die Bewohner von Poggio al Mare, lieber in die eine als in die andere Association einzutreten. Der Bauer z. B., froh, freier Produzent und für eigene Rechnung geworden zu sein, wohl einsehend, dass er nicht die intellektuelle Kraft besitze, als Maler oder Mechaniker zu schaffen, und dass er bei jenen Arbeiten wohl mehr schwitzen würde als bei der Führung des Pfluges, erinnert sich wohl daran, dass er heute beim Schreiben eines Briefes mehr Schweiss vergiessen muss als beim Tränken einer Reihe Weinstöcke. Schliesslich setzte man für die Beschäftigungen, zu denen sich eine geringere Zahl gemeldet, einen kürzeren Arbeitstag fest, damit die benötigte Zahl Arme sich anschloss.

Für die Männer öffneten sich die Reihen der Associationen der Ackerbauer, Erdarbeiter, Fuhrleute, Ziegelstreicher, Ziegelbrenner, Bergarbeiter, Maurer, Steinhauer, Zimmerleute, Schuhmacher, Schmiede, Wagner, Töpfer, Müller, Bäcker, Geistesarbeiter. Für die Frauen die Reihen der Associationen der Köchinnen, Spinnerinnen, Weberinnen, Schneiderinnen, Wäscherinnen und Berufsgenossen, Krankenwärterinnen, Geistesarbeiterinnen.

Den Frauen war die Freiheit belassen, wenn sie es wollten, einen der für die Männer vorgesehenen Berufe auszuüben, aber sie wurden ermahnt, nicht einen der schwersten auszuwählen, da diese ihrer gegenwärtigen physischen Stellung wenig angepasst seien. So wurde auch den Männern geraten, nicht einen Beruf auszuüben, der die Muskel- und intellektuellen Kräfte, über die der Mensch verfügt, unthätig lasse.

Die in den Generalversammlungen vereinigten Associationen erhielten zur Bewahrung das ihnen zukommende Kapital; so erhielten die Bauern den Boden, das Vieh, die nötigen Ackergeräte; die Weber erhielten ihre Werkstätten und Lager . . . und so weiter.

Wenn einst das Volk der ganzen Welt sich erheben wird, so wird es gewisslich nicht darauf warten, bis eine göttliche Vorsehung ihm das sociale Kapital anweist, sondern es wird

sich dasselbe zu holen wissen bei Trommelschlag oder Sturmglockengeläut.

Es waren 600 Mann, welche sich in der Association der Ackerbauer einzeichneten. Vom provisorischen Komitee zur Generalversammlung einberufen zur Beratung über die festzusetzende Arbeitsordnung und über die Wahl der Arbeitsleiter oder -meister, beschlossen sie nach langer Diskussion wie folgt:

„In Berücksichtigung, dass die Feldarbeit den zu vollziehenden Arbeiten und den Bedingungen der Jahreszeit unterworfen ist, erklärt die Association der Ackerbauer:

„Dass es nicht möglich ist, die Arbeitsstunden festzusetzen.

„In Berücksichtigung, dass in der regnerischen und Schneejahreszeit die Feldarbeit sozusagen gleich Null ist, fordert die Association, um während jener Zeitperiode nicht müssig zu sein, das provisorische Komitee auf, Werkstätten zu errichten, woselbst die Ackerbauer Arbeiten selbst verrichten können; sie bieten sich nötigenfalls für die Erdarbeiten an.

„In Berücksichtigung, dass gegenwärtig in der Gemeinde keine Persönlichkeit wohnt, die fähig wäre, die technische Leitung der landwirtschaftlichen Arbeiten zu übernehmen, fordert die Association das provisorische Komitee auf, Schritte zu ergreifen, auf dass zu uns ein tüchtiger Agronom kommt; nötigenfalls soll ihm ein jährliches Gehalt ausgesetzt werden.

„Der technische Direktor muss der Association der Ackerbauer in der Generalversammlung die grossen auszuführenden Arbeiten, die neu einzuführenden Methoden, die Verbesserungen, die Verwertungen, die anzulegenden Kulturen, die zu begründenden landwirtschaftlichen Industrien zum Vorschlag bringen. Er muss auf die Einwände, welche einzelne Bauern haben sollten, antworten, bevor zur Abstimmung des von ihm Vorgeschlagenen geschritten wird. Der Direktor muss die gute Ausführung der Arbeiten bewachen und sich nicht schämen, auch selbst einmal Karst und Spaten zur Hand zu nehmen. Er wird keine Autorität besitzen. Schliesslich muss der Direktor, soweit es seine Beschäftigung zulässt, die Jugend in landwirtschaftlichen Dingen unterrichten.

„Seine Rechte werden gleich denen aller andern Bürger sein.

„Die Association der Ackerbauer wird in Abteilungen von je 100 Mann eingeteilt . . .“

Um den Leser nicht mit dem ganzen Protokoll jener Versammlung zu ermüden, will ich nur bemerken, dass sechs Abteilungsleiter gewählt wurden; dass jede Abteilung zehn Leiter von Zehnerschaften und jede Zehnerschaft zwei Gruppen-

leiter ernannte. Die Aemter wurden verteilt und es wurde ausdrücklich gesagt und zugestimmt, dass jedermann, und sei er auch Abteilungschef, arbeiten müsse wie die andern.

Jede Abteilung stellte fünf der besten Rebstockbeschneider, fünf der besten Okulierer, fünf der besten Winzer, fünf Gärtner u. s. w. zur Bildung diesbezüglicher Unterabteilungen.

Für den Morgen wurden dann die von jeder Abteilung zu verrichtenden Arbeiten vereinbart; es waren Urbarmachung des Bodens, Anpflanzungen u. s. w.

Bevor man sich trennte, wurde vom Komitee der Bau von vier grossen Ställen und die Anschaffung von mindestens 300 Stück Rindvieh für Arbeit, Fleisch- und Milchproduktion gefordert. Und man schlug ausserdem die Anschaffung der notwendigsten Maschinen vor.

Die Versammlung löste sich auf, und alle gingen mit dem frohen Bewusstsein nach Hause, etwas Rechtes beschlossen zu haben.

Dann früh um fünf Uhr läuteten die Glocken, die jetzt die Tambouren des Volkes sind, Reveille. Eine halbe Stunde später formierten sich die Abteilungen, wurden die Instruktionen übermittelt und gingen die Gruppen frohgemut an ihre Arbeit.

Wie die Ackerbauer, so gingen alle andern Arbeiter sorgfältig daran, sich zu organisieren.

Ich bringe nachstehend einige Auszüge der Versammlungsprotokolle, damit der Leser sehe, wie praktisch und natürlich die anarchistische Methode ist, wo der Wille von unten nach oben übermittelt wird, gegenüber der hierarchischen oder autoritären Methode, wo er von oben nach unten auferlegt wird.

„Die Association der Erdarbeiter stimmt mit den Ackerbauern in betreff der Schwierigkeiten der Festsetzung einer präcisen Arbeitszeit überein, indem die Arbeit selbst von den Bedingungen der Jahreszeit abhängt. Aber trotzdem unterbreitet sie dem provisorischen Komitee nachstehende Bestimmungen, die, wenn Arbeit möglich ist, Kraft haben werden.

„Vom 1. Mai bis zum 30. September: von 6—10 Uhr vormittags, von 3—6 Uhr nachmittags. Vom 1. Oktober bis zum 30. April: von 7—11 Uhr vormittags, von 2—5 Uhr nachmittags. Total 7 Arbeitsstunden.

„Die Association verlangt einen tüchtigen Ingenieur, der gänzlich in Poggio al Mare fehlt, damit er neue Strassen traciere, die Abwehrarbeiten gegen den Bergbach und die

Drainage- und Irrigationsarbeiten leite, und damit er für eine Planisierung des Dorfes und die Errichtung der benötigten Bauten sorge."

Sechzig Erdarbeiter sind eingezeichnet. Sie schritten zur Abstimmung, zur Ernennung eines Abteilungschefs, von sechs Leitern von Zehnerschaften und zwölf Gruppenführern.

Sie verlangten wie die Ackerbauer, zu anderen Arbeiten verwendet zu werden, wenn die Jahreszeit ihre eigene verbiete.

„Die Association der Fuhrleute, in Anbetracht, dass ihre Arbeit viel weniger ermüdend und weniger eintönig ist, als die anderer Korporationen, setzt den eigenen Arbeitstag folgendermassen fest:

„Vom 1. Mai bis zum 30. September: von 6—11 Uhr vormittags, von 3—6 Uhr nachmittags. Vom 1. Oktober bis zum 30. April: von 7—12 Uhr vormittags, von 2—5 Uhr nachmittags. Total 8 Arbeitsstunden.

„Sollte jemand unabänderlich länger arbeiten müssen, so werden ihm die Ueberstunden in ein diesbezügliches Register kreditiert und ihm gutgebracht, falls der Arbeiter Urlaub verlangen sollte.

„Die Association fordert vom Komitee den Bau von zwei grossen Stallungen mit dreissig Plätzen für die Pferde und Maulesel, deren sich die Association bedient. Bei diesem Bau fordert sie die Nichtausserachtlassung aller Normen der veterinären Hygieine. Anstossend an die Stallungen fordert sie Errichtung einer weiten Halle zur Unterbringung des Fuhrwerkes und eines Raumes für das Geschirr.

„Schliesslich drängt sie dringend auf eine Systematisierung der Strassen der Gemeinde.

„Sie ernennt den Abteilungschef, die Führer der Zehnerschaften u. s. w."

„Die Association der Ziegelstreicher, in Anbetracht, dass durch die Anwendung der Boulet-Maschine, welche die Kommune sicher anschaffen wird, die Ermüdung stark verringert wird, während die Arbeit sorgfältiger und vollkommener wird, setzt den mittleren Arbeitstag auf acht Stunden fest, die wie folgt verteilt sind:

„Vom 1. Mai bis zum 30. September: von 6—11 Uhr vormittags; von 3—6 Uhr nachmittags. Vom 1. Oktober bis zum 30. April: von 7—12 Uhr vormittags; von 2—5 Uhr nachmittags.

„Wenn die Jahreszeit die Ausübung ihres Berufes nicht gestattet, wünschen auch die Ziegelstreicher in ihnen offenstehenden Räumen an anderer Arbeit sich zu beteiligen.

„Sie fordern vom Komitee das Bassin der Tre Fonti; denn, da daselbst prächtiger Ton vorhanden ist, wird dort ausgezeichnetes Baumaterial hergestellt werden können.

„Sie fordern die Association der geistigen Arbeiter auf, auf Mittel zu sinnen, welche das Abgraben und Behandeln des Tones weniger ermüdend machen sollen.

„Sie verlangen vom Komitee ein Zelt, welches sie bei der Arbeitszeit vor den Sonnenstrahlen schütze.

„Sie ernennen ihren eigenen Abteilungschef, die Führer der Zehnerschaften, die Gruppenführer."

„Die Association der Kalk- und Ziegelbrenner, in Anbetracht, dass ihre Arbeit sehr mühselig ist, unterstellt der Zustimmung des Komitees folgende Arbeitsordnung:

„Die erste Zehnerschaft von 6—12 Uhr vormittags. Die zweite Zehnerschaft von 12—6 Uhr nachmittags. Die dritte Zehnerschaft von 6—12 Uhr nachts. Die vierte Zehnerschaft von 12—6 Uhr früh.

„In der Zeit, wo Arbeit mangelt, verlangen die Brenner Zuweisung anderer Beschäftigung.

„Sie halten es für zweckentsprechend, die gegenwärtig im Gebrauch befindlichen Brennöfen durch solche mit beständigem Feuer, System Hoffmann, zu ersetzen, und verlangen deren Errichtung vom Komitee. Ebenso fordern sie den Bau eines grossen Lagerraumes, wo der gebrannte Kalk, und eine Halle, wo die Ziegel untergebracht werden sollen.

„Die Association erwählt ihren Abteilungschef, die Führer der Zehnerschaften, die Gruppenführer."

„Die Association der Bergarbeiter, in Anbetracht, dass ihr Beruf schwer und auch gefährlich ist, unterbreitet dem Komitee folgenden Arbeitstag;

„Von 7—10 Uhr vormittags. Von 3—5 Uhr nachmittags. Total fünf tägliche Arbeitsstunden.

„Sie ernennt ihren Abteilungschef, die Führer der Zehnerschaften, die Gruppenführer.

„Sie ersucht das Komitee, einen elektrischen Apparat zur Entzündung der Minen anzuschaffen und genaue Studien anstellen zu lassen, um zu erfahren, ob in Monte Ardito wirk-

lich ein wertvoller Marmor und im Thale wirklich, wie angenommen wird, eine kohlenführende Schicht vorhanden ist."

„Die Association der Maurer, in Anbetracht, wie äusserst dringlich die Bauten sind:

„adoptiert provisorisch folgende Arbeitsstunden: von 6—12 Uhr vormittags; von 3—7 Uhr nachmittags. — Total zehn Stunden pro Tag.

„Sie richtet an die Erdarbeiter, die Ziegelstreicher, die Ziegel- und Kalkbrenner, die Kärrner das Ersuchen, sie zu unterstützen und besonders das Material nicht fehlen zu lassen.

„Sie unterstützt den Vorschlag der Erdarbeiter, einen tüchtigen Ingenieur zu ernennen, und gibt dem Wunsche Ausdruck, dass die neuen Bauten in sich Solidität, Eleganz und guten Geschmack vereinigen. Sie ernennt den Abteilungschef, drei Führer von Zehnerschaften und sechs Gruppenleiter."

„Die Association der Steinhauer gibt dem Komitee Kenntnis, dass sie, da ihre Arbeit eine schwere und eintönige ist, folgende Arbeitszeit vorschlagen:

„Vom 1. Mai bis 30. September: von 6—11 Uhr vormittags; von 3—5 Uhr nachmittags. Vom 1. Oktober bis znm 30. April: von 7—12 Uhr vormittags; von 3—5 Uhr nachmittags. Total siebenstündiger Arbeitstag.

„Sie ernennt zwei Leiter von Zehnerschaften und zwei Gruppenführer."

„Die Association der Schreiner und Zimmerleute, in Anbetracht der vielen und dringenden Arbeit, um alle Einwohner mit gutem Mobiliar und die neuen Gebäude mit gutem Balkenwerk zu versehen, acceptiert provisorich folgende Arbeitszeit:

„Von 6—12 Uhr vormittags; von 3—7 Uhr nachmittags.

„Sie ernennt ihren Abteilungschef, drei Führer der Zehnerschaften, sechs Gruppenführer.

„Sie fordert vom Komitee eine Lokalität, die als Holzmagazin, und eine andere, die als Werkstatt dienen soll.

„Sie beauftragt den Abteilungschef, mit dem Ingenieur der Association und mit dem Abteilungschef der Maurer die nötigen Schritte einzuleiten.

„Sie regt beim Komitee die Errichtung einer mechanischen Sägerei durch Nutzbarmachung des „Rio dell' albereta" an.

„Sie empfiehlt die prompte Erstellung eines Lagers mit allem für Zimmerleute und Schreiner benötigten Werkzeug.

„Endlich anempfiehlt sie noch Anpflanzung von Baumschulen guten Nutzholzes.“

„Die Association der Schuhmacher, in Anbetracht, dass die Arbeit an sich nicht sehr ermüdend, wohl aber gesundheitschädlich ist, wegen der zusammengepressten Stellung des Leibes, möchte, vorbehaltlich von Abänderungen, sobald eine hygieinischere Arbeitsweise gefunden, folgende Arbeitszeit vorschlagen:

„Von 6—11 Uhr vormittags; von 3—6 Uhr nachmittags; total 8 Arbeitsstunden pro Tag.

„Sie erwählt einen Abteilungschef, einen Leiter der Zehnerschaft und drei Gruppenführer.

„Sie ersucht das Komitee, baldmöglichst für Arbeitswerkstätten, für Lederlager und Arbeitswerkzeuge etc. zu sorgen.

„Und ersucht es, eine Gerberei einzurichten, um ein ausgezeichnetes Leder zur Hand zu haben, ohne sich ausserhalb der Gemeinde darum bemühen zu müssen.“

„Die Association der Schmiede schlägt dem Komitee folgende Arbeitszeit zur Approbierung vor:

„Vom 1. Mai bis zum 30. September: von 6—11 Uhr vormittags; von 6—8 Uhr nachmittags. Vom 1. Oktober bis zum 30. April: von 7—11 Uhr vormittags; von 4—7 Uhr nachmittags. Total 7 Arbeitsstunden.

„Sie wünscht beim Bau der Gemeindewerkstatt der Association, soweit es unsere Mittel erlauben, alle die nützlichen Neuerungen einzuführen, die in den besten Werkstätten der Welt versucht und gelungen sind, so dass wir mit den Produkten der Arbeit mit jedermann in die Schranken treten können.

„Sie erwählen einen Abteilungschef und zwei Gruppenführer.“

„Die Association der Kärrner gedenkt folgende Arbeitszeit anzunehmen: von 7—11 Uhr vormittags; von 3—6 Uhr nachmittags. Total 7 Stunden pro Tag.

„Sie ernennt einen Gruppenführer.

„Sie stellt an die Korporation der Geistesarbeiter folgende Frage: Wie kann bei der Konstruktion der Wagen Reibung und Bruch vermindert werden?“

„Die Association der Arbeiter in Steingut formuliert den Vorschlag folgenden Stundenplanes:

„Von 7—12 Uhr vormittags; von 3—6 Uhr nachmittags; total 8 Arbeitsstunden.

„Sie ernennt einen Abteilungschef, einen Zehnerschaftsführer und drei Gruppenführer.“

„Die Association der Müller schlägt dem Komitee folgende Arbeitsordnung vor:

„Von 7—11 Uhr vormittags; von 3—6 Uhr nachmittags; im ganzen 7 Arbeitsstunden.

„Sie ernennt einen Gruppenführer.

„Sie bezeichnet dem Komitee die „Cascata dei due Cervi“ als den günstigen Ort zur Errichtung einer Mühle, die den Bedürfnissen der Gemeinde genügen dürfte. Sie fordert den Gruppenchef auf, sich mit dem Ingenieur in Verbindung zu setzen.“

„Die Association der Bäcker gedenkt folgende Arbeitszeit anzunehmen:

„Von 6—11 Uhr vormittags. Von 3—6 Uhr nachmittags.

„Sie ernennt einen Abteilungschef, drei Zehnerschaftsleiter und sechs Gruppenführer.

„Sie fordert das Komitee auf, die Fabrik der besten Maschinen und der bestbekannten Werkzeuge ausfindig zu machen, und bestimmt, dass für die Backöfen glasierte Ziegel verwertet werden sollen, um Brennmaterial zu sparen und regelmässigere Hitze zu erhalten.“

„Die Association der geistigen Arbeiter ist aus dem Arzt, dem Tierarzt, dem Apotheker, dem Ingenieur, dem agronomischen Direktor, zwei Lehrern zusammengesetzt. Sie erklärt: Die Festsetzung eines Stundenplanes ist unmöglich. Sie verspricht aber, zu jeder Zeit mit Begeisterung zum Wohle der Gemeinde zu arbeiten.

„Sie wählt einen Vertreter in den Gemeinderat. Sie reicht herzlich den Handarbeitern die Bruderhand.“

„Die Association der Köchinnen wird folgende Arbeitseinteilung annehmen:

„Von 4,30—5,30 Uhr früh; von 10—1 Uhr mittags; von 6—8 Uhr abends. Total 6 Stunden.

„Sie ernennt eine Abteilungsleiterin, acht Zehnerschaftsführerinnen, sechzehn Gruppenführerinnen.

„Sie beauftragt die Abteilungsleiterin, in Uebereinstimmung mit dem Ingenieur und dem Abteilungschef der Maurer, Schritte einzuleiten zur Erstellung einer riesigen Gemeindeküche mit anstossenden, weiten Speisesälen und Magazin für alle Lebensmittel. Im gleichen Lokal soll eine sociale Kantine errichtet werden.

„Sie fordert den Arzt auf, der Association alle hygieinischen Kenntnisse über die Bereitung der Lebensmittel mitzuteilen.

„Um die Küche zu versehen, schlägt sie dem Komitee die Einrichtung eines Kaninchengeheges, einer Hühnerzucht, eines Taubenhauses, einer Fischbrutanstalt und eines Gemüsegartens auf weitem, gut bewässertem Boden vor."

„Die Association der Spinnerinnen schlägt folgende Arbeitszeit vor:

„Von 7—12 Uhr vormittags. Von 3—6 Uhr nachmittags. Total 8 Arbeitsstunden.

„Sie ernennt eine Abteilungsleiterin, zwei Zehnerschaftsvorsteherinnen und vier Gruppenleiterinnen.

„Sie fordert das Komitee auf, für Anschaffung von Maschinen, die ausgezeichneten Faden liefern, Sorge zu tragen."

„Die Association der Weberinnen schlägt dem Komitee folgende Arbeitszeit vor:

„Von 7—11 Uhr vormittags; von 3—6 Uhr nachmittags.

„Sie ernennt eine Abteilungsvorsteherin, drei Zehnerschaftsleiterinnen, sechs Gruppenführerinnen.

„Sie verlangt vom Komitee, dass in ihren Fabriklokalitäten für eine bessere Hygieine gesorgt werde."

„Die Association der Schneiderinnen will folgende Arbeitszeit annehmen:

„Von 7—12 Uhr vormittags; von 3—6 Uhr nachmittags. Total 8 Stunden Arbeit.

„Sie ernennt eine Abteilungsvorsteherin, vier Zehnerschaftsleiterinnen und acht Gruppenführerinnen.

„Sie verlangt vom Komitee den Bau einer Betriebswerkstatt mit anstossendem Stoff-, Tuch- und Gewebelager. Sie fordert ferner Ankauf von acht Nähmaschinen."

„Die Association der Wäscherinnen gedenkt folgenden Stundenplan einzuhalten:

„Von 7—11 Uhr vormittags; von 3—6 Uhr nachmittags. Total 7 Arbeitstunden.

„Sie ernennt eine Abteilungsvorsteherin, sieben Zehnerschaftsleiterinnen, vierzehn Gruppenführerinnen.

„Sie ersucht das Komitee dringend, die öffentliche Waschanstalt systematisch einzurichten und sie ringsum mit einem Wetterdach zu versehen; ferner für die Korporation eine Räumlichkeit zu schaffen für die Stärke und einen weiteren Raum, woselbst auch bei Regenzeit die Wäsche durch Centrifugalkraft und mittelst Ventilatoren getrocknet werden kann."

„Die Association der Strumpfwirkerinnen schlägt folgende Arbeitszeit vor:

„Von 7—12 Uhr vormittags; von 3—6 Uhr nachmittags. — Total 8 Arbeitsstunden.

„Sie ernennt eine Abteilungsvorsteherin, drei Zehnerschaftsleiterinnen und sechs Gruppenführerinnen.

„Sie fordert vom Komitee sechs Strumpfwirkmaschinen und einen kleinen Raum zur Einrichtung einer eigenen Betriebswerkstätte."

„Die Association der Lageristinnen und Verteilerinnen wird ihre Arbeitszeit folgendermassen festsetzen:

„Von 6—12 Uhr vormittags; von 3—6 Uhr nachmittags.

„Sie ernennt eine Abteilungsvorsteherin, drei Zehnerschaftsleiterinnen und sechs Gruppenführerinnen."

„Die Association der Krankenpflegerinnen wird ihren Arbeitsturnus folgendermassen einrichten:

„Die erste Gruppe von 6—12 Uhr vormittags. Die zweite Gruppe von 12—6 Uhr nachmittags. Die dritte Gruppe von 6—12 Uhr nachts. Die vierte Gruppe von 12—6 Uhr früh.

„Sie ernennt eine Abteilungsvorsteherin, zwei Zehnerschaftsleiterinnen und vier Gruppenführerinnen.

„Sie ersucht das Komitee, das Krankenhaus an einem angenehmen und gesunden Orte zu errichten und es mit allen nützlichen Einrichtungen und Apparaten, die man bis heute kennt, zu versehen."

„Die Association der geistigen Arbeiterinnen ist augenblicklich aus zwei Lehrerinnen, einer Bibliothekarin, einer Direktrice des socialen Handels und einer Sekretärin gebildet.

„Sie erklärt, dass eine Arbeitszeit sich nicht feststellen lässt, denn die Arbeit der Intelligenz kennt keine Banden. Sie ernennt einen Vertreter für den Gemeinderat.“

Dergestalt waren annähernd alle Beschlüsse der verschiedenen Berufsassociationen.

Der Leser glaube aber nicht, dass sich alles friedlich vollzogen habe. Mehr als einmal entstanden Streitigkeiten; Hass und Konkurrenzneid waren noch nicht völlig beseitigt. Aber stets suchte und konnte man die Leidenschaftlichsten zur Versöhnung bringen. Wie oft mengte sich Cecilias Stimme ein, um Zwiespalt zu lösen; oder, wenn es ihr nicht gelang, ihre Stimme im Tumulte vernehmbar zu machen, wie oft sah ich sie da nicht sich in die Gruppen der Arbeiter mischen und durch ihre sympathische und strenge Persönlichkeit Frieden und Zustimmung herbeiführen!

Der an die Stelle des provisorischen Komitees gesetzte Gemeinderat wurde aus den Vertretern aller Associationen konstituiert. Er war keine legislative, sondern eine exekutive Körperschaft. Er prüfte die Vorschläge jeder einzelnen Association, um sie dann allen Associationen zur Prüfung, zur Diskussion und zur Beschlussfassung vorzulegen. Er war also nur in erster Linie Korrespondenz- und in zweiter Linie Exekutionsbehörde. Die gesetzgebenden Körperschaften waren die Associationen; Korrespondenten oder Exekutoren waren die Gruppenführer, die Zehnerschaftsleiter, die Abteilungschefs. Die Bezeichnungen Chef, Führer, Leiter waren eine Antithese, waren sozusagen eine Ironie.

Einem so konstituierten Rate wurde es leicht, allen Forderungen der Associationen gerecht zu werden. Nachdem z. B. eine Forderung der Zimmerleute betreffs Errichtung einer Werkstätte diskutiert und approbiert, wurde der Abteilungschef der Maurer gemeinsam mit dem kommunalen Ingenieur mit der Ausführung beauftragt.

Nachstehend die Kommissionsbillete, die dann ausgefertigt wurden:

„Poggio al Mare, den 10. August 186 .

„An den Abteilungschef der Association der Erdarbeiter. Morgen früh um 6 Uhr wird eine Gruppe Erdarbeiter für die

Werkstatt der Schreiner und Zimmerleute gebraucht. Ich bitte, mir im Laufe des Tages noch mitzuteilen, ob die Gruppe gestellt werden kann.

„Mit Gruss!

„Der Abteilungschef der Association der Maurer.“

„Poggio al Mare, den 10. August 186 .

„An den Abteilungschef der Kärrner. — Auf den 30. dieses Monates werden fünfundsechzig Kubikmeter Bausteine bei der Werkstatt der Schreiner und Zimmerleute gebraucht.

„Der Abteilungschef der Association der Maurer.“

Und so wurden ähnliche Billetts an die Brenner für Ziegelsteine, an die Steinhauer für behauene Steine etc. gesandt. Und der Abteilungschef der Maurer fand alles Material bereit. Der sociale Mechanismus war äusserst einfach.

Kein anderer Gemeinderat der Welt hätte mit solcher Promptheit und solcher Präcision den vielen Forderungen der Associationen gerecht werden können.

Durch Zeitungsannoncen wurde ein tüchtiger Agronom gesucht mit zweitausend Franken Jahresgehalt. Zu den gleichen Bedingungen wurde die Konkurrenz für den Posten eines Gemeindeingenieurs ausgeschrieben. Man suchte gleichzeitig, so weit als nur möglich, den Wünschen der Associationen Genüge zu leisten.

In den Arbeitszeiten der Associationen zeigten sich in der Folge einige Aenderungen als notwendig, um durch eine kürzere Arbeitszeit die harte oder abstossende Eigenschaft einiger Arbeiten auszugleichen, die niemand ausführen wollte. Diese Art und Weise, die notwendige Verteilung der Arbeiter auf alle Zweige der Bethätigung, ist schon von Bellamy in seinem Buche „Ein Rückblick aus dem Jahre 2000“ erklärt worden.

Fervet opus!

Eine Freude war es, zu sehen, wie jene Gruppen von zwanzig oder dreissig Mann, kräftige, junge Leute, geschäftig den Boden umgruben, Terrassen errichteten für Olivenhaine, weite Gräben anlegten für die Weinstöcke, längs der Strassen Reihen von Obst- und Maulbeerbäumen pflanzten, kurz, diese Dornengestrüppe in fruchtbare, köstliche Gefilde umwandelten. Und die Chefs, die Zehnerschaftsführer, die Gruppenführer leiteten all das Werk und lehrten mit der Hacke in der Hand, ermutigten, die Schaufeln führend, durch ihr Beispiel. Und inzwischen bethätigten sich die alten Leute und die Kinder

bei den weniger ermüdenden Arbeiten; im Stalle, beim Dünger, beim Ausjäten von Unkraut.

In kurzer Zeit war die Gemeinde Poggio al Mare nicht wieder zu erkennen; keine Wildnis mehr von Gestrüpp, Gerank und Dornen; durch Drainage das Sumpfland verschwunden; durch Pflege die Aecker entsteinigt. Natur- und Kunstdünger befruchteten den Boden, gewandtes Schollenbrechen verjüngte periodisch denselben; gesunde Weideplätze dienten den vollkommensten Viehrassen als Nähr- und Tummelplatz; landwirtschaftliche Maschinen, Pflüge neuer Form, Maschinen jeder Gestalt halfen dem Menschen bei jener fleissigen und intelligenten Arbeit.

Poggio al Mare erschien durch den Arbeitseifer gleich einem Bienenstocke an einem schönen Apriltage.

An den anderen Stellen war die Arbeitsamkeit nicht geringer. Die Bergarbeiter brachen Gestein, die Brenner brannten Kalk und Ziegel, die Kärrner transportierten das Material und die Maurer bauten. Nicht mehr die elenden Buden von ehedem, sondern elegante und bequeme kleine Paläste.

Mit aller architektonischen Kunst wurde der Bau eines grossen Gebäudes begonnen. Dort wird die Jugend, die Hoffnung und das Vertrauen des Dorfes, zu starken und liebreichen Gefühlen erzogen; zu der dreifaltigen Erziehung des Herzens und des Geistes sind als Lehrer die intelligentesten und besten Männer, zum Unterweisen die hingebendsten und edelsten Frauen auserlesen. [1])

In einem mit Glas bedeckten amphitheatralischen Gebäude werden der Jugend Beispiele der Kraft und der Gewandtheit vorgeführt, und einmal jährlich werden die Ehrenpreise der Bürgerschaft verteilt.

In diesen Räumlichkeiten essen die Einwohner von Poggio al Mare.

Aber jetzt ist es an der Zeit, dass ich die wenigen Fragmente, die ich dem Leser schlechtmöglichst hingeworfen habe, zusammenfasse, um daraus eine ganze Harmonie, ein lächeln-

---

[1]) Hier bedarf es in der That einer ähnlichen Macht wie die, welche das Licht von der Finsternis trennte. Es ist nicht leicht, zu sagen, seit wieviel Generationen es brennend nötig ist, die Kinder von den Eltern zu trennen; aber das ist sicher, dass es vor allem nötig ist, sie in der That zu trennen . . . Was nützen dem Gewissen die Ratschläge und die Belehrung, wenn, des Abends nach Hause zurückgekehrt, die kleine Kreatur die Alltagsschändlichkeiten zu hören bekommt und die gewohnten Beispiele der Ruchlosigkeit zu sehen? *Guerrazzi:* **Amelia Calani.**

des, sympathisches Bild zu schaffen, das den Namen Socialismus trägt.

Die Ackerbauer holen das Korn ein, das völlig gereinigt den Müllern übergeben wird; diese mahlen es und behändigen das Mehl den Bäckern, die es, in Brot verwandelt, ihrerseits der Ausgabe überreichen, von wo aus es auf die öffentliche Tafel kommt. Aber da man nicht nur von Brot lebt, kommt, durch ähnliche Verkettung, Wein, Fleisch, Gemüse, Obst, Käse auf die öffentliche Tafel, und von Zeit zu Zeit liefern die reichen Geflügelbestände Hähnchen und Hühner. Um mit der eignen Familie zu diesem brüderlichen Bankett Zutritt zu erlangen, muss man eine Contremarke deponieren, welche die Abteilungschefs an alle zur Tagesarbeit dagewesenen Arbeiter und Arbeiterinnen ausgeteilt haben. Und wer nicht hat arbeiten wollen, hinweg mit dem.[1])

Auf diese Art und Weise wird eine der wenigen Konventionen von Poggio al Mare angewandt:

„Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen."

Was soll ich noch über die Associationen der Schuhmacher, der Schreiner und der Zimmerleute, der Schmiede, der Spinnerinnen, der Weberinnen, der Schneiderinnen, kurz aller Berufstreibenden, von ihren Werken, ihren Lagern sagen? Durch analoge Verkettung, wie bei den Lebensmitteln, werden die Rohprodukte des Bodens in Kleider, in Schuhwerk, in Möbel, in Werkzeug und Arbeitsgerät, in alles das, was die Einwohner von Poggio al Mare brauchen, umgewandelt. So passieren z. B. der Hanf, der Lein, die Wolle, ehe sie in Wäsche, in Kleider, in Decken umgewandelt, successive die Hände der Spinnerinnen, der Weberinnen, der Schneiderinnen; dann entnimmt sie den socialen Magazinen derjenige, der ihrer bedürftig ist. Und alle arbeiten. Die Schuhmacher arbeiten, um den Ackerarbeitern, den Weberinnen, den Schreinern und Zimmerleuten, den Schneiderinnen, den Maurern etc. Schuhwerk zu verfertigen; aber die Ackerbauer bereiten für die Schuhmacher die Lebensmittel, die Weberinnen und die Schneiderinnen die Kleider; die Schreiner und Zimmerleute die Thüren, die Fenster, das Mobiliar; die Maurer die Häuser. Es ist ein wundervoller Austausch von Arbeiten und Dienstleistungen, es ist die wahrhafte Anwendung des Mottos: Einer für Alle und Alle für Einen. Nicht ein Soldo ist im Umlauf, aber

[1]) Der Cárdias von 1891 ist nicht mehr im Einverständnis mit dem Cárdias von 1878. Jetzt ist er aber der Meinung, dass man in die Speisesäle und in die socialen Magazine ohne Eintrittsbillette Zutritt haben wird.

alle haben das Notwendige, alle haben das Nützliche, alle haben das Bequeme und das Angenehme.

Die Gemeinde verkauft das, was in Poggio al Mare im Ueberfluss vorhanden ist, und für das Geld, welches sie erlöst, kauft sie von ausserhalb das, was fehlt, und führt es ein. Die vielfältigen Kräfte des Kleinhandels haben sich vereint, um nur eine einzige, äusserst thätige zu bilden.

Jedermann lebt als Mensch und nicht als Tier, seine Seele ist nicht durch Besitzeslust getrübt. In Poggio al Mare sind Diebstahl und Geiz Worte ohne Bedeutung; in der That, wann und wozu wollte man auch stehlen? weshalb aufhäufen? In Poggio al Mare werden Gewissen, Ehre, Menschenwürde nicht verkauft, verschachert. In Poggio al Mare gibt es weder Bummler noch Prostituierte, weder Richter noch Verbrecher, weder Elende noch zerlumpte, halbverhungerte Kinder, noch könnten solche Geschöpfe existieren. In Poggio al Mare gibt es keinen beschämenden Streit, selbst nicht aus Liebe; denn diese ist auf das äusserst hohe Niveau gehoben, wo der Philosoph Mantegazza sie haben wollte. Der Jüngling träumt nicht mehr, wie zu unsern Tagen, davon, grosse Reichtümer aufzuhäufen, sondern er träumt von einem schönen Lorbeerkranz das Ruhmes, träumt von Triumphen in der Schule, in der Werkstatt, im Amphitheater, auf dem Felde, und wie die Ritter des Mittelalters, hat er als Talisman den Namen des Mädchens seines Herzens, welchem er eines Tages sagen wird: „Für dich die Mühen, die Sorge, der Eifer: für dich die Siege, die Triumphe, die Lorbeeren.“ Und das Weib, ebenfalls stark, liebend und gebildet, wird mit gleichem Feuer lieben. Für die Jugend von Poggio al Mare ist „die Liebe weder Unzucht noch Simonie der Wollust, sondern eine Freude, die in den höchsten und heiter erhabensten Regionen des Paradieses auf Erden wohnt, sie ist der lieblichste Preis der Tugend, sie ist die erste Kraft des menschlichen Fortschrittes.“ [1]) In dem dann ruhigen und heiligen Hause der Familie ist das Leben Freude und nicht Schmerz.

In Poggio al Mare steht die Natur im Festtagsgewande nicht mehr im Kontrast zur Gesellschaft im Kampf.

Inzwischen hatten die auf die rationellsten Methoden betriebenen Industrien, die Arbeitsteilung, die Specialisierung der Kulturen, die allgemein in Anwendung gebrachten mächtigsten mechanischen Hülfsmittel zwei Thatsachen gezeitigt.

---

[1]) P. Mantegazza, Physiologie der Liebe.

Auf der einen Seite eine ungeheure Vermehrung der Produktion; auf der andern Seite eine solche Verminderung der Mühseligkeit bei der Arbeit, dass sie zum reinen Zeitvertreib wurde. Dampf, Wasser, Elektricität, Dynamit ersetzten in beträchtlichem Masse unsere Muskelarbeit. Bald wurde z. B. unter uns die Arbeit der Umgrabung, des Hackens der Scholle unbekannt, welche durch den Sackpflug ersetzt wurde, nicht zu reden von der Aussaat des Getreides, von der Mahd, die schon von Anbeginn an durch Maschinen besorgt wurden.

Die Anziehungen, welche die Arbeit jetzt bot, liessen sie allen zur Gewohnheit werden, und zwar mit der gleichen Leichtigkeit, mit der man in der bürgerlichen Gesellschaft, wo die Arbeit so schwer und so ausgebeutet ist, die Gewohnheit des Müssigganges annimmt. Wir betrachteten alle die Arbeit als eines unserer Rechte, als einen Zeitvertreib, dessen uns zu berauben wir keinem gestattet hätten.

Dann erwachte naturgemäss in allen die Frage: Weshalb das, was uns zur allgemeinen Gewohnheit geworden, noch messen und durch Arbeitsordnungen vorschreiben?

Bald kamen die Einwohner von Poggio al Mare überein, dass die Arbeit von jeder Fessel an Zeit oder an Quantität frei sei. Die Arbeitsgruppen bildeten sich von da an Mal für Mal spontan je nach den Zuneigungen der Teilnehmer, und schickten all jene mehr oder weniger ernste, mehr oder minder autoritäre Hierarchie von Abteilungschefs, Zehnerschaftsleitern und Gruppenführern, deren sie thatsächlich nicht mehr bedurften, zum Teufel.

Es war ein Glück, dass diese ganze Hierarchie nur kurze Zeit in Kraft war; denn sie hätte darin geendigt, dass wir ihr Geschmack abgewonnen hätten und somit aus Vertretern der Arbeiter wahrhafte Führer geworden wären. Armes Poggio al Mare, was für ein klägliches Ende hättest du genommen, zwischen den Unterdrückungen der einen und den Rebellionen der andern!

Von dem Augenblicke an, wo die Produktion eine unkontrollierbare Eigenschaft aller geworden, kann auch der Konsum nur noch durch die ohne Kontrolle befriedigten Bedürfnisse eines jeden reguliert werden. Und da alles uns lehrt, dass der Missbrauch nur da vorkommt, wo ein Mangel an dem Dinge, das man missbraucht, vorhanden ist. so dass man selten den betrunken sieht, der einen vollen Keller hat, so missbraucht man auch nichts in Poggio al Mare, wo von allem überreichlich vorhanden ist.

Und so sind wir also angelangt bei der vollen Freiheit zur Arbeit und der freien Aneignung ihrer Produkte. Der Socialismus in seinem edelsten bisher erdachten Ausdrucke — der kommunistische Anarchismus — ist in Poggio al Mare praktisch angewandt.

Wir verletzen das Gesetz der Kontinuität der Zeit, zehn Jahre sind verflossen.

Einer meiner Freunde, nehmen wir an, du seiest es selbst, lieber Leser, ist von mir nach Poggio al Mare eingeladen worden. Der Bericht über seine Ferienfahrt wird die Skizze unserer socialistischen Gemeinde vervollständigen. Nach der ersten, herzlichen Begrüssung erbot ich mich zu seinem Führer.

„Siehst du diese Ebene? Es ist die gleiche, über welche ich vor zehn Jahren schritt, als ich zum erstenmale nach Poggio al Mare kam. Schau nur, was für ein Korn auf diesen Feldern wächst. Erinnerst du dich, wieviel es damals einbrachte?"

„Etwa das Vierfache, wenn ich mich recht besinne."

„Und jetzt trägt es fünfzehnfältig. Aber schau jenes frisch bearbeitete Feld! Siehst du, wie die Scholle schwarz ist? Das ist der Erfolg der Arbeit des Düngens. Siehst du diese Gräben? Sie bilden den Abschluss eines sorgfältig (sechs Meter tief) gelegten Drainagesystems mit Dampfbetrieb, wie ihn Fouler 1856 erfunden. Sie kostete sechs Monate Arbeit, aber jetzt ist der Boden nicht mehr sumpfig, er ist trocken, und glaube mir, das will etwas heissen. Ist es nicht hübsch, dass längs der Wege hier prächtige Maulbeerbaumreihen gepflanzt worden?"

„Sicherlich, in einigen Jahren werden sie im Sommer famosen Schatten gewähren für den, der diese Wege passieren muss . . ."

„Und wir können viel Seidenraupen züchten und haben folglich einen schönen Eingang für die Bilanz der Gemeinde. Aber hier ist eine Gruppe an der Arbeit. Komm, wenn du die Socialisten von Poggio al Mare kennen lernen willst."

Wir gehen an ein Feld, und kaum erblicken uns die wackeren Ackerbauer, als sie uns schon mit Hand und Mund herzlich begrüssen.

„Freunde, guten Tag."

„Guten Tag, Cárdias, und willkommen, Genosse."

„Was gibt es Gutes?" frage ich den Zehnervormann.

„Wir bereiten den Boden für eine Obstbaumkultur vor. Du weisst ja, seit kaum der Gotthardttunnel eröffnet, unter-

nahmen wir grosse Obstversendungen, besonders nach Deutschland und Russland."

„Aber wie ist es möglich, dass dieser Riesenpflug so tief arbeitet ohne Ochsengeschirr und ohne Dampfmaschine? Warum sind das hier nicht Dampfmaschinen?"

„Das, was Sie Riesenpflug nennen, ist der Brabanter Pflug Bajar, den alle auf der Pariser Weltausstellung von 1889 bewundert haben. Sehen Sie, dieser Pflug geht bis zur Tiefe von 70—75 Centimeter. Er wird weder von Ochsen gezogen noch durch Dampf getrieben. Vom Bette des Flusses, der in drei Kilometer Entfernung von hier vorbeifliesst, haben wir einen Kanal abgeleitet, durch welchen wir ein hübsches Gefäll erhalten haben. Ein Gramm Dynamo wandelt die Wasserkraft in Elektricität um, welche durch Metalldrähte überallhin geleitet wird; ein anderes Gramm Dynamo verwandelt hier die Elektricität in motorische Kraft, welche das hier an diesem Pfluge befestigte Metallseil zieht, so dass wir diesen Boden durch die Kraft des Wassers bearbeiten, das weit von hier durchfliesst."

„Aber solch ein Wunderwerk habe ich nie gesehen."

„Weil Sie z. B. noch nie in der Zuckerfabrik von Sermaize in Frankreich gewesen sind, wo der Boden schon seit 1875 nach diesem Systeme bearbeitet wird. Schliesslich können wir uns ja den Luxus leisten, alle Schöpfungen der Wissenschaften in Anwendung zu bringen, aber die besitzende Bourgeoisie, diese armen Kerle, wie wollten die das anstellen?"

„Wohl gesprochen. Und Sie sind? . ." fragte der Freund nicht wenig erstaunt über die Kenntnisse und die Zuvorkommenheit seines Interlokutors.

„Bauer in der socialistischen Gemeinde Poggio al Mare, und das ist meine Visitenkarte," erwiderte lächelnd der Landmann und überreichte seine Adresskarte.

Wir tauschten noch einige Bemerkungen aus.

„Gehen wir weiter, Freund Leser. — Auf Wiedersehen und Gut Heil zur Arbeit!"

„Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen!"

„Was denkst du über diese Bauern?"

„Sie scheinen mir zufrieden und gesund und arbeiten, wie es scheint, mit grossem Fleiss und Intelligenz."

„Um über die Intelligenz der Bauern von Poggio al Mare urteilen zu können, müsstest du sie einmal nach zwanzig Jahren aufsuchen."

„Wer weiss? O jenes grosse weisse Gebäude, dort unten zwischen den Baumgruppen?“

„Das ist eine Molkerei. Komm, wir wollen sie uns ansehen.“

„Gehen wir nur, und inzwischen sage mir, wer den Dienst in dieser Molkerei verrichtet.“

„Die mühsamsten Arbeiten werden von einer Gruppe Ackerbauer verrichtet, jene leichtern von der Association der Milchfrauen. Es ist eine Association, die vor zwei Jahren begründet wurde. Aber treten wir in die Stallungen ein. Betrachte die Gewölbe, die Disposition der Fenster, die Neigung des Bodens; du wirst finden, dass alles den strengsten hygieinischen Vorschriften entspricht. Sieh' diese kleinen kastanienbraunen Kühe: sie geben ausgezeichnete Milch und stammen aus Unterwalden in der Schweiz. Du wirst heute den Käse und die Butter kosten, die man von ihrer Milch herstellt. In diesem andern Stalle hast du vierzig holländische Kühe, für welche die bewässerten Weiden sind, während wir auf dem Berge die kleinen und sympathischen bretonischen Kühe haben. Aber komm, wenn du etwas Prächtiges sehen willst. Hier ist ein grossartiger Stall für Ochsen aus dem Chianathal; es ist vielleicht die beste Rasse für die Arbeit, welche man in Italien kennt. Die sind fein, nicht wahr? Aber noch schöner würden sie dir scheinen, sähest du sie bei der Arbeit. Glaube nun nicht, dass uns etwa Schlachtvieh fehlt. Komm hierher und schau her, was sagst du zu diesem Rindvieh?“

„Donnerwetter, aber die sind ja ganz Fleisch, haben gar keine Knochen!“

„Sie sind von der Durhamrasse, der besten, die man hinsichtlich des Fleisches kennt. In Poggio al Mare wirst du kosten können, welch prächtigen Braten sie abgeben! Aber da ich die Ehren des Hauses mache, will ich nicht unterlassen, dir etwas zu zeigen. Komm an diese Thüre! Was siehst du?“

„Die Löwengrube, in welche Daniel geworfen wurde?“

„Nein, es ist nur die Ochsengrube, wo wir für den Winter durch energischen Druck die Halme des Cuzco-Mais — ganze fünf Meter lang — aufbewahren, deren Samen, aus Kuriosität von Vilmorin in Paris eingeführt, uns direkt von unseren amerikanischen Genossen zugeht, und das jedes Jahr, indem die Pflanze hier keine Frucht trägt. Du hast die Kulturen des Cuzco-Mais gesehen! Sie sehen aus wie Waldungen. So stellen wir auch im Uebermasse Dünger her, den wir nach allen Regeln der Kunst behandeln, indem wir ihn durch Calcium-

phosphat vervollkommnen, das in Koprolithen enthalten, von denen unser Ingenieur ein dem in den Ardennen befindlichen analoges Lager entdeckt hat. Die landwirtschaftlichen Entdeckungen sind hier alle angewandt. Begreifst du, dass es einem kleinen Eigentümer nicht gelänge, alles dies möglich zu machen?"

„Ich begreife es sehr wohl. In jenem Saale höre ich heiteren Gesang, was befindet sich dort?"

„Es ist die Association der Milchfrauen bei der Arbeit. Wollen wir uns die Sache ansehen?"

„Gehen wir nur."

Wir treten in einen weiten Saal ein, wo etwa fünfzehn Frauen mit der Butterherstellung beschäftigt sind. Wir fangen an, fröhlich zu plaudern; da rufe ich einer Arbeiterin:

„Luise, würden Sie mir gern ein Glas Milch geben?"

„Warum nicht?"

Wir schlürfen die Milch, die wir ausgezeichnet finden.

Mittlerweile ertönt vom Eingange des Thales her ein Trompetenstoss.

Die Milchfrauen mussten auf dieses Signal gewartet haben; denn vor einer Viertelstunde hatte eine von ihnen auf eine Pendeluhr geschaut, die auf dreiviertel elf zeigte, und sie hatten sich mit ihrer Arbeit geeilt, die beim Trompetensignale beendigt war.

„Entschuldigen Sie, wir kleiden uns nur um und kommen dann mit Ihnen."

Sie gehen hinaus und kehren nach wenigen Minuten wieder. Sie haben das Oberkleid der Arbeit abgelegt und sind einfach und elegant gekleidet.

„Kommen Sie nach Poggio al Mare?" fragt eine von ihnen.

„Ja."

„Dann können wir ja zusammen gehen."

Wir treten mit ihnen hinaus und wenden uns gegen den Eingang des Thales.

„Aber müssen wir zu Fuss gehen oder finden wir irgend ein Vehikel?" fragt mich halblaut der Freund.

„Wir werden ein Gefährt finden."

Mittlerweile kommen andere Gruppen von Landarbeitern, von jungen Leuten, von Erdarbeitern und Maurern von der Arbeit und gehen auf den gleichen Punkt zu.

„Oh! Wir werden mit dem Tram gehen?"

„Nun ja. Hier ist eine kleine Lokomotive von zehn Pferdekräften, mit sechs eleganten kleinen Waggons, die uns unter

jener Halle erwarten. In einer Viertelstunde werden wir in Poggio al Mare sein."

„Und das auch? . . ."

„Und auch das auf Rechnung der Gemeinde, gratis et amore dei, selbstverständlich."

Wir sind in einen der kleinen Waggons gestiegen; ein Zeltdach schützt uns vor der Sonne. Mit uns sind viele Arbeiter da, mit denen der Freund sich in ein Gespräch einlässt, und bald sagt er mir, er finde sie gut, wohlerzogen, intelligent. Was denkst du, worüber sie sprachen. Nicht von Zinsen, noch von Erbschaft, noch Streitigkeiten und Zwistesursachen, weder von Kreditoren, die ihnen etwas geben sollen, noch von Debitoren, die ihnen nichts geben wollen, noch von verfallenden Schuldscheinen, Gewinn, Falliment oder Diebstählen; auch nicht von Morden . . . sie sprachen von den in der Gemeinde vollendeten Arbeiten, von den in Ausführung befindlichen und den projektierten; sie sprachen, die Väter von ihren Kindern, die Jünglinge von ihren Verlobten. Sie diskutierten über landwirtschaftliche, künstlerische Fragen, der eine wohl auch ein wenig über Fragen der Wissenschaft. Ein aufgeweckter fünfzehnjähriger Bursche klopft meinem Freunde mit der Linken auf die Schulter, weist mit der Rechten auf die Maschine, welche uns schleppt, und mit einem Gefühl, dessen man ihn auf den ersten Blick gar nicht für fähig gehalten hätte, sagt er ihm:

„Ein schönes und schreckliches — Untier entreisst sich!
Eilt durch die Meere — eilt durch die Lande;
Schimmernd und dampfend — wie die Vulkane
Erklimmt es die Berge — verschlingt es die Ebenen . . ."

und so weiter die herrlichen Verse des Carducci über den Dampf. Mein Freund drückt ihm herzlich die Hand.

Alle Augenblicke rufe ich den Freund an, um ihn auf die neuen und riesigen Oliven- und Weingärten aufmerksam zu machen, die sich in gigantischen Wellen über die Hügel erstrecken, die das Thal begrenzen, durch welches wir dahin eilen.

„Was ist das für ein Gebäude?"

„Es ist eine Schafhürde, wo jeden Abend gegen viertausend Schafe zur Ruhe zurückkehren."

„Ich begreife wohl, dass Wolle, Käse, Fleisch euch nicht fehlen können."

Bevor wir in Poggio al Mare anlangen, hält der Zug an

vier Zwischenstationen, an denen die Arbeiter der Umgegend sich gesammelt. Sie steigen alle ein, um in Poggio al Mare das Mittagsmahl einzunehmen.

Noch eine letzte Wendung, und Poggio al Mare zeigt sich unseren Blicken in der Höhe, weitläufig gebaut, wie ein eleganter Fächer ausgebreitet. Wir steigen aus und, um ins Dorf zu gelangen, durchschreiten wir zu Fuss circa zweihundert Meter einer wunderschönen, beiderseitig mit Kirschbäumen und Granatbäumen bestandenen Strasse. Wir kommen in Poggio al Mare an. Stell' dir ein Dörflein vor mit künstlerischen Palästen, mit eleganten Villen, umgeben von lieblichen Gärten, und du hast Poggio al Mare. Die Strassen sind voll von Arbeitern, die von der Arbeit kommen, Väter, Mütter, die ihre Kleinsten im Arme tragen, die Grösseren an der Hand leiten, Pärchen von jungen Verlobten.

„Du musst mich alles sehen lassen, alles: Werkstätten, Lager, Fabriken; kurz, ich will wissen, wozu diese wunderschönen Gebäude dienen, will das Innere dieser niedlichen Villen kennen lernen, und dann will ich . . .“

„Langsam, langsam, mein Freund, komm nur nicht ausser Atem. Bevor wir sehen, müssen wir auch an das Essen denken; ich habe Hunger, du hast wahrscheinlich auch welchen, und jetzt ist gerade die Zeit, wo die Mahlzeit bereitet ist.“

„Nun, dann gehen wir also essen. Aber ich mache dich darauf aufmerksam, dass ich nach dem Essen für Begeisterung ziemlich weniger empfänglich bin. Während der Magen schafft, wollen Herz und Hirn ausruhen.“

„Trotz alledem wirst du dich begeistern wie bisher.“

Wir gehen nach meinem Hause und ich stelle meinem Freunde Cecilia und mein liebes Fritzchen vor; dann begeben wir uns alle nach dem Centralpalast und treten in die Speisesäle ein.

„Und nun, mein Freund, wähle dir deine Mahlzeit aus. Hier auf der Karte steht, was du an diesen Tafeln erhalten kannst. An jenen anderen werden andere Platten serviert, wie du dort gedruckt siehst; an den Tischen zur Rechten wieder andere Speisen, kurz, für jeden Geschmack ist gesorgt.“

„Ich lege kein grosses Gewicht auf das Essen, und wenn die Dame . . .“

„Nur nicht von Dame reden,“ entgegnet lächelnd Cecilia, „das ist hier nicht üblich.“

„Nun, wenn Sie es also nicht anders wünschen sollten, so überlasse ich es dem Zufalle und setze mich an den zunächst stehenden Tisch.“

„Angenommen,“ rufen wir alle, und setzen uns nieder.

Der Freund betrachtet mit Vergnügen die Fülle von Tischzeug, Glaswerk und die dichten Bestecke.

Ein junger Mann kommt und bringt uns die Servietten unserer Familie, die auf eigenen Gestellen in alphabetischer Ordnung aufbewahrt werden. In Parenthese füge ich hinzu, dass sie alle drei Tage gewechselt werden. Unserem Begleiter bringen sie eine Serviette ohne Marke. Die anderen Tische sind alle besetzt und ein heiteres Getümmel erhebt sich um uns herum, Lachausbrüche, Gläserklingen, Händedrücke hin und her. Die Speisen rauchen, die jungen Leute eilen nach rechts und nach links und verteilen mit Pünktlichkeit und wunderbarem Geschick die verlangten Dinge. Der Freund findet die Platten exquisit, begeistert sich an der Freude, von der er sieht, dass sie allgemein ist.

Und der vorzügliche Wein aus den kürzlich angelegten Rebbergen sprudelt in allen Bechern, perlt auf allen Tischen. Und dann konnte man mit dem Bruder Martin Luther ausrufen:

> „Der Wein erfreut des Menschen Herz, und die Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden. Wenn ihr Wein getrunken habt, seid ihr alles doppelt, was ihr sein sollt, noch einmal so leicht denkend, noch einmal so unternehmend, noch einmal so schnell ausführend.“ [1])

Sobald wir gegessen und den Kaffee zu uns genommen haben, treten wir hinaus.

„Siehst du inmitten dieser Gärten jene schlanke Granitsäule? Sie wird unsere Enkel an ein grosses Ereignis erinnern. Treten wir näher, lies die Worte an ihrer Basis.“

Hier sind sie:

Zur Erinnerung
an die
in dieser Gemeinde
am
XX. Juni MDCCCLX...
vollzogene
Sociale Revolution
errichtete
DAS VOLK
diese Säule.

---

[1]) Goethe: „Götz von Berlichingen“.

„Morgen also?“

„Morgen ist der zehnte Jahrestag.“

„Und es werden Festlichkeiten stattfinden?“

„Ein kleines Familienfest. Dieses immense Gebäude vor uns ist das Institut, wo bis zum siebzehnten Jahre Jünglinge und Mädchen erzogen werden. Der Vormittag gilt der intellektuellen und technischen Ausbildung; der Nachmittag der physischen Erziehung und der Ausführung von Arbeiten.“

„Entschuldige, was für Arbeiten verrichten diese jungen Leutchen?“

„Alle, und spontan — aus dem Enthusiasmus der Jugend heraus — auch jene, welche man für die verächtlichsten ansieht, wie Kloakenreinigung, Strassenkehren. Nach dem Institut zurückgekehrt, nehmen sie ein allgemeines Bad und wechseln die Kleider. Sie beaufsichtigen die öffentlichen Gärten, bedienen bei Tisch, wie du gesehen hast, holen in den Häusern die schmutzige Wäsche ab und bringen die saubere zurück.“

„A propos, es muss doch beim Rückliefern dieser Weisswäsche grosse Konfusion geben. Du erhältst das Hemd eines anderen und ein anderer das deinige.“

„O nein, mein Lieber. Schau mein Taschentuch an. In dieser Ecke steht: Cárdias. Das gleiche Wort wiederholt sich auf meiner ganzen Wäsche. Es kann keine Konfusion geben. Zweifle nur nicht, dass für alles gesorgt ist und dass alles in grösster Ordnung und grösster Genauigkeit vor sich geht. Aber kehren wir zu unseren Lokalitäten zurück. Zur ebenen Erde, dort zur Rechten ist die Gemeindebibliothek, in welcher du, versichere ich dir, gute Bücher finden wirst. Zur Linken ist der Turnsaal. Dieser Tage werden wir alle diese Räumlichkeiten besuchen, und du kannst dich dann überzeugen, dass sie nichts zu wünschen übrig lassen. Unser Gemeindeingenieur ist ein tüchtiger Mann, glaube es mir, und mit diesen Gebäuden hat er Ehre eingelegt und macht sich Ehre.“

„Er ist von euch besoldet, nicht wahr?“

„Er war es einmal, aber nach einigen Monaten wurde er gänzlich Socialist und wollte von Besoldung nichts mehr wissen. Ebenso ging es dem wackeren Agronomen, der vor zehn Jahren hierher kam. Der Socialismus wirkt wirklich ansteckend.“

„Und seit heute früh habe auch ich etliches von dieser Ansteckungskraft verspürt.“

„Diese zwei anderen Gebäude, das eine rechts, das andere links, sind Betriebswerkstätten und Lager. Zur ebenen Erde

die Weberinnen, im ersten Stock die Schneiderinnen, im zweiten Stock rechts die Spinnerinnen, links die Glätterinnen und die Strumpfwirkerinnen.“

„Halt! Was die Schneiderinnen anbelangt, so bemerke ich, dass weder die Männer noch die Frauen gleichmässig gekleidet sind. Der Schnitt ist verschieden und ebenso die Qualität des Stoffes. Kommt es nicht vor, dass jemand die schönsten und besten Sachen nimmt?“

„Seit wir uns organisierten, legten wir Stofflager an, und, wie auch heute, stand es einem jeden frei, auszuwählen und sich abschneiden zu lassen, was ihm am besten gefiel. Drei oder vier junge Burschen wählten Sammet und Kaschmir von Wert, dazu kam noch ein Arbeiter, der sich einen Ueberrock machen liess. Das war ja nichts Schlechtes, aber doch missbilligten viele von uns schweigend die Sache, indem sie sich Kleider von Barchent, Leinwand oder Tuch machen liessen. Aber einige ihrer Freunde gingen in der Verachtung weiter. Irgend einer nahm sie beiseite, zupfte sie am Rockzipfel und sprach:

„Das ist aber fein, was hat dich dieses Sammetgewand gekostet?“

Und ein anderer, ernsthafter, fiel ein:

„Glaubst du, dass du jetzt auch nur einen Rappen mehr wert bist, da du ein Luxusgewand über dein Beingestell gehängt hast? Glaubst du nun, unseren Mädchen besser zu gefallen? Aber siehst du denn nicht, dass sie dir nachlachen und Spottlieder singen? Geck, schämst du dich nicht?“

Ein anderer machte sich an den mit dem Ueberrock heran, nahm tragikomisch den Hut ab und sprach feierlich mit gut einschlagendem Witze:

„Herr Professor, alle Achtung; Ihre Schüler machen Fortschritte.“

Schliesslich mussten sie, ganz verzweifelt, ihre Kleidungen ablegen; später gestanden sie zu, dass es von ihnen geschmacklose Thorheit war, so etwas sich machen zu lassen. Jetzt kleiden wir uns alle mit einer gewissen Eleganz, aber, wie du siehst, ohne Uebertreibung. Die Jünglinge und die jungen Mädchen gehen gewählter, und das ist natürlich. Schau z. B. jene junge Schneiderin an, in dem Kleide mit der feinen Garnitur; man kann nicht sagen, dass es ihr schlecht stehe.“

„Im Gegenteil, ausgezeichnet. Weisst du, was ich an diesen jungen Mädchen hübsch finde? Den einfachen Kopfputz; die meisten tragen, wie ich sehe, das Haar in zwei Zöpfen gesam-

melt, die sie über die Schultern herabfallen lassen; aber keine einzige scheint ein falsches Haar zu haben."

„Oh, in Poggio al Mare werden diese Falschheiten verabscheut. Aber ich merke, du hast keine Lust mehr, zu erfahren, wozu diese Bauten da sind."

„Was willst du, ich möchte alles auf einmal wissen; in meinem Hirne überstürzen sich Fragen, Einwände, Gedanken; ich bin erstaunt; mir ist zu Mute, als machte ich eine phantastische Reise à la Jules Verne."

„Aber doch will ich dir noch sagen, dass alle diese Gebäude Betriebswerkstätten oder Magazine der verschiedenen Berufsassociationen sind, mit Ausnahme des Baues dort am Ende der Strasse, auf der Piazza Tommaso Campanella, welches das Theater ist."

„Auch ein Theater?"

„Sicherlich, auch ein Theater. Und morgen werden wir einer Vorstellung beiwohnen; wie gewöhnlich gratis, selbstverständlich, wir leben halt im Socialismus. Und wenn du jetzt unsere Häuser kennen lernen willst, so komm mit mir. Cecilia, ich glaube, es ist an der Zeit, an deine Arbeit zurückzukehren. Gib dem Kind nicht zu viele Küsse, liebkose es nicht so sehr, du verwöhnst es ja. Geh', überlasse es wieder seinen Lehrern."

„Liebkosungen von jemand, der einem gut ist, schaden nie," sagt mir lächelnd Cecilia.

„Mutter hat recht," jubelt das kleine Fritzchen und schlingt seine Aermchen um mein linkes Bein.

Ich küsse ihn, ermahne ihn, zu lernen, brav und mutig zu werden, allen andern Kindern wohl zu wollen, ich drücke Cecilia die Hand, und wende mich mit dem Freunde meinem Hause zu, der hierbei seiner Freude Ausdruck gibt, wie die Strassen breit, gut gepflegt, sauber gehalten und mit Trottoirs versehen sind.

Vor meinem Hause ist ein freundliches Gärtlein, welches Cecilia und ich in den Mussestunden pflegen. Im ersten Stock habe ich eine nette Wohnung, bestehend aus einem kleinen Salon, einem Schlafzimmer, einer Kinderstube und einem Ankleideraume. Die vordere Wohnung ist von einem Ackerbauer und seiner Familie bewohnt.

Ich führe den Freund hinein, und nachdem ich ihm alle Räume der kleinen Wohnung gewiesen, wo weder das Notdürftige, das Nützliche noch aller wünschbare Komfort fehlen, setzen wir uns im Salon nieder.

„Du siehst, dass die öffentliche und private Hygieine von Poggio al Mare in nichts inferior ist gegenüber der in Franceville, wie es Verne beschreibt.[1]) Mit dem einzigen Unterschiede, dass trotz aller Hygieine des Dr. Sarrasin es viel Elend in Franceville geben musste, wenn das Eigentum geteilt und die Arbeit salariert war. Du siehst, wie auch hinsichtlich der Bequemlichkeit es uns Arbeitern besser geht, als euch reichen Bourgeois. Im Winter versorgt uns ein durch die Wände aller Häuser sich dahinziehendes Röhrensystem mit der nötigen Wärme durch heisse Luft. Ein jeder von uns hat seine eigene Badeeinrichtung, Trinkwasserleitung, elektrisches Licht, motorische Kraft und Telephon im eigenen Hause. Keinen ehrlichen Wunsch gibt es, den wir nicht erfüllen könnten, so dass wir nicht mehr wissen, was entbehren, entsagen heisst. Und alles das mit wenig Aufwand: mit einer rationellen Association der natürlichen Nutzkräfte mit den menschlichen Kräften."

Der Freund lächelte und steckte die Nase zwischen die auf einem kleinen Tische ausgebreiteten Bücher. Auf einmal ruft er:

„Oh, Dichter, Dichter!"

„Was gibt es?"

„Was es gibt? Das erste Buch, das mir auf dem Tische in die Hände gerät, ist ein Band Gedichte. Schau her: Neue Gedichte von Giosuè Carducci. Hast du also immer noch das dumme Laster der Vorliebe für Gedichte?"

„So was sagt man nicht einmal im Spasse. Unter den guten Gedanken des Guerazzi befindet sich der: „Die Poesie ist der klarste Wein der Seele." Bücher, und besonders Gedichte, wirst du in vielen Häusern finden. Am Stempel siehst du, dass sie der Gemeindebibliothek gehören. Wir kultivieren nicht nur eifrig den Boden, sondern auch die Intelligenz und die Herzen."

„Das sind drei gleich wichtige Kulturen."

So plaudern wir, bis es sechs Uhr ist. Zu dieser Stunde kehrt Cecilia mit dem Kinde zurück und wir spazieren bis neun Uhr durch die elektrisch erleuchteten Strassen. Wir essen zu Nacht, wo wir zu Mittag gegessen haben; endlich führe ich gegen zehn Uhr den Freund in ein kleines Fremdenzimmer und ziehe mich auch zurück.

---

[1]) Ich protestiere gegen diese geometrischen, exklusiven und ewigen Formen der Associationen. Der alt gewordene Cárdias.

Wir sind am Fest- und Ruhetage.

Um sieben Uhr gehen wir zum Frühstück.

Kaum ist das Essen beendigt, als eine Reihe Jünglinge die eisernen Tische zusammenklappt. Je zwei fassen einen Tisch und bringen ihn in einen anstossenden Lagerraum. In einer halben Stunde ist die riesige Rotunde geleert.

„Wozu diese Arbeit?“ fragt mich der Freund.

„Weil heute früh hier die Verteilung der öffentlichen Belohnungen stattfindet.“

„Hier in Poggio al Mare wohnt also nicht ein Volk von materialistischen Philosophen? Es nimmt Verdienst und Schuld an, es anerkennt Belohnung und Strafe?“

„Man muss es jetzt nehmen, wie es ist; jetzt hat man die Preise, um sich gegenseitig zu ermutigen, recht gut zu handeln, und man behält sie bei. Schwere Vergehen sind bis jetzt noch nicht begangen worden. Es gäbe nur eine einzige Strafe: Ausschluss aus der Gemeinde.“

„Aber ich höre Musik, was ist das?“

„Es sind die Berufsassociationen, die Blumenkränze an der Gedächtnissäule niederlegen.“

Wir gehen hinaus, um uns die Sache anzusehen. Eine nach der andern, Hand in Hand, kommen die Associationen mit ihrer roten Fahne heran, deponieren einen Kranz und gruppieren sich um das Monument herum. Die noch zerstreuten Personen schliessen sich ihren Associationen an. Die Association der Krankenpflegerinnen wird mit lebhaftestem Beifall begrüsst. Schliesslich kommen die Jünglinge und Mädchen mit riesigen Blütenkränzen.

Aber ein Jüngling ist auf das Piedestal der Säule getreten; Gustav Berton ist es.

„Brüder,“ hebt er an zu reden, „heute vor zehn Jahren sprach ich zu euch, euch ermahnend, euch socialistisch zu konstituieren. Ihr thatet es; heute sehe ich euch glücklich und zufrieden. Liebe, Achtung unseresgleichen, Annehmlichkeiten des Lebens und fast möchte ich sagen Reichtum umgeben uns. Wir sehen unsere Jugend aufwachsen, arbeitsam, edel, stark, mutig und gebildet.

„Brüder, unsere Häuser sind schön, unser Boden ist kultiviert. Alexander De-Bardi fragt euch an: Wollt ihr ein jeder ein Haus zu eigen nehmen, den Boden verteilen, sowie das Vieh, die Arbeitswerkzeuge austeilen und zum alten System des Privateigentums zurückkehren?“

„Nein,“ hallt weithin schallend die Stimme des Volkes wieder.

„Brüder, wollt ihr fortfahren zu leben, wie ihr heute lebt, im Socialismus?“

„Ja,“ rufen alle.

Und es ist ein wahres, aufrichtiges Plebiscit.

„Oh, meine Genossen,“ fährt Gustav fort, „ich danke euch. Euer Ruf ist nicht ins Leere verhallt, sondern er eilt als ein geheimnisvoller Bote der Wahrheit, des Friedens und der Liebe in alle Winkel der Welt. Fühlt ihr nicht, wie die Luft unserer Felder reiner, berauschender ist? Fühlt ihr nicht, wie etwas neues um uns herum die Flügel schwingt? Es ist die Idee, die, wie die Strahlen der Sonne, überall hindringt, in jegliche Pforte des Lebens. Italien, Europa ist es, das sich anschickt, socialistisch zu werden. Brüder, es lebe, es lebe der Socialismus!“

Gustav steigt hernieder, alles ruft Beifall, schwingt Hüte und Taschentücher, schwingt die Banner.

Diese einfachen, herzlichen Worte, diese imponierende, enthusiastische Demonstration haben den Freund bewegt, der mich gegen die Säule hinzieht, damit ich ihm Gustav Berton vorstelle.

„Später, Freund, später; wir werden Zeit genug haben.“

Mittlerweile ziehen sich die Banner der Associationen nach der Rotunde hin. Im Auftrage der Versammlung übernimmt ein Arbeiter den Vorsitz. Die Bevölkerung stellt sich im Kreise auf. Während jeder seinen Platz einnimmt, lässt die Musik heitere Symphonien erschallen.

Allgemeine Stille tritt ein. Zuerst werden die Medaillen an die Bannerträger der Associationen der Ackerbauer, der Erdarbeiter, der Maurer und der Krankenpflegerinnen verteilt; denn im Laufe des Jahres haben sie sich durch eine wahrhaft aussergewöhnliche Thätigkeit ausgezeichnet. Dann beginnt die Verteilung der Belohnungen an die Arbeiter, welche nach dem Entscheid der Associationen sich am thätigsten oder am intelligentesten gezeigt haben,[1]) einem jeden wird ein Verdienstdiplom überreicht und ihre Namen werden in einem Ehrenbuch eingezeichnet, welches im Gemeindearchiv aufbewahrt wird. Andern wird schönes Handwerkszeug ihres Berufes ge-

[1]) Ich verleugne diese Prämierungen, die mir im Alter von achtzehn Jahren — den Kopf noch voll von den Griechen und Römern mit ihren Eichen- und Graskränzen — ernst und bürgerlich erschienen, während ich sie heute lächerlich und knabenhaft finde. Aber von Knabenhaftigkeit, selbst bebarteter und grauköpfiger, ist die Welt voll und . . . wer weiss?
Cárdias.

geben, wie man den Offizieren der bürgerlichen Gesellschaft Ehrendegen verabreicht; andere endlich erhalten mit ihrem Dokumente einen Lorbeerkranz. Die Freunde drücken ihren prämierten Freunden die Hand, die Väter umarmen und küssen sie, die Mütter weinen vor Freude. Einige Mädchen erzittern leicht, wenn sie aus der Menge einen Jüngling, den sie gut kennen, hervortreten sehen, um auf den Namensaufruf zu antworten. Und einige Jünglinge betrachten verliebt etliche Mädchen, die an ihren Platz zurückkehren mit dem Preise eines Jahres der Arbeit und des Fleisses.

In diesem Augenblicke wendet sich ein Jüngling von vielleicht achtzehn Jahren, anstatt mit dem errungenen Kranze unter seine Freunde zurückzukehren, gegen die Association der Krankenwärterinnen, hält vor einem hübschen Mädchen an und legt seinen Lorbeerkranz in ihre Hände.

Das Mädchen erblasst zuerst, dann aber, rosig erglühend, reicht sie ihm die Hand und spricht:

„Von Stund an und im Angesicht aller reiche ich dir die Hand als Verlobte und sage dir (auf den Kranz weisend), dass dies hier das schönste Hochzeitsgeschenk ist, welches du mir hättest machen können."

„Würdest du nicht auch dieser lieblichen Scene Beifall zollen?" Ich und wir alle applaudieren aus vollem Herzen und drücken erfreut dem Jüngling die Hand.

Nach Beendigung der Feier zerstreut sich das Volk über das Dorf. Der eine geht in die Bibliothek, der andere in die Turnhalle, ein dritter in das Amphitheater, wo der Arzt einen Vortrag über populäre Physiologie hält, ein anderer steigt zu Pferd und macht einen kleinen Ritt, ein fünfter improvisiert bei Musikschall ein Ballfest, andere gehen spazieren oder nach Hause, je nach Belieben.

Später essen wir, dann haben wir den Hamlet im Theater, Volksfest und Feuerwerk.

Wenn wir uns jetzt zurückziehen, frage ich meinen Freund, den Leser:

„Und nun, was sagst du? Meinst du nicht, dass unsere Gesellschaft auf zwei unerschütterlichen Pfeilern beruht, die da heissen: Die Gerechtigkeit und der allgemeine und der individuelle Nutzen? Auf Ehre, können wir von der alten, bürgerlichen Gesellschaft dasselbe sagen? Antworte!"

„Reich' mir deine Hand, Freund, auch ich bin Socialist."

Diese Nacht träumte mir von Italien, im Socialismus or-

ganisiert, mit seinen achttausend Gemeinden, mit seinen hundert Städten. Tags darauf erzählte ich Cecilia den Traum.

„Schreibe ihn nieder,“ sagte sie mir.

„Wozu?“ entgegnete ich. „Das Schreiben, meine Liebe, ist ein mühselig Handwerk.“

„Ich habe das Vertrauen, ihn realisiert zu sehen.“



II.

Cittadella

bei Stagno Lombardo, Provinz Cremona.

Ein kollektivistisches Experiment.

Organisches Statut

der

Landwirtschaftlichen Kooperativ-Association von Cittadella

in der

Gemeinde von Stagno Lombardo,

Cremona.

(Anerkannt in der Generalversammlung vom 11. Nov. 1887.)

Konstitutionsakt.

Wir, Abati Francesco, Bauernknecht, 57 Jahre alt,
Abati Pietro, Bauernknecht, 25 Jahre alt,
Abati Giuseppe, Handarbeiter, 18 Jahre alt,
Ansoldi Luigi, aus Bergamo, Stallknecht, 54 Jahre alt,
Ansoldi Giuseppe, Handarbeiter, 30 Jahre alt,
Arrigoni Virginio, Bauernknecht, 25 Jahre alt,
Arrigoni Silvio, Handarbeiter, 19 Jahre alt,
Boselli Giacomo, Handarbeiter, 62 Jahre alt,
Boselli Giovanni, Handarbeiter, 39 Jahre alt,
Boselli Giuseppe, Stallknecht, 39 Jahre alt,
Boselli Antonio, freier Handarbeiter, 60 Jahre alt,
Compiani Lodovico, Bauernknecht, 48 Jahre alt,
Cottarelli Giovanni, Handarbeiter, 46 Jahre alt,
Funfoni Luigi, freier Handarbeiter, 80 Jahre alt,
Funfoni Giacomo, Taglöhner, 56 Jahre alt,
Mazzini Giuseppe, Stallknecht, 56 Jahre alt,
Mazzini Andrea, Bauernknecht, 25 Jahre alt,
Monzi Giovanni, Stallknecht, 55 Jahre alt,
Monzi Antonio, Handarbeiter, 33 Jahre alt,
Raimondini Giovanni, freier Handarbeiter, 65 Jahre alt,

Raimondini Ernesto, Handarbeiter, 28 Jahre alt,
Raimondini Lazzaro, Handarbeiter, 34 Jahre alt,
Rastelli Giuseppe, Handarbeiter, 45 Jahre alt,
Ravarani Lazzaro, Handarbeiter, 66 Jahre alt,
Ravarani Luigi, Bauernknecht, 25 Jahre alt,
Ravarani Dante, Bauernknecht, 20 Jahre alt,
Ravarani Felice, Bauernknecht, 18 Jahre alt,
Riccardi Paolo, Bauernknecht, 29 Jahre alt.
Roncadelli Giovanni, Handarbeiter, 24 Jahre alt,
Rossi Giovanni, Veterinär, 32 Jahre alt,
Signorini Giuseppe, Handarbeiter für die Ackergeräte, 47 Jahre alt,

und diejenigen, welche zugelassen werden, vorliegenden Konstitutionsakt zu unterzeichnen:

Nachdem wir Kenntnis genommen von dem von Herrn Giuseppe Mori gemachten Vorschlage, das Cittadella genannte und in der Gemeinde Stagno Lombardo gelegene Grundstück in Vertrauenspacht abzutreten an eine Produktionsgenossenschaft, welche von den Bauern, die jetzt auf besagtem Grundstücke wohnen und als Lohnarbeiter arbeiten, konstituiert worden ist,

überzeugt, dass wir durch die freie und associierte Arbeit unsere Lage werden verbessern können,

erklären:

dass wir dankbar den Vorschlag des Herrn Giuseppe Mori acceptieren, indem wir mit ihm den diesbezüglichen Kontrakt aufsetzen;

dass wir uns als Societät konstituieren unter dem Namen „Associazione agricola cooperativa di Cittadella in Comune di Stagno Lombardo, Cremona“, um kollektiv die landwirtschaftliche Industrie und jede andere, welche wir in Zukunft passend erachten sollten, auszuüben auf dem Grundstücke Cittadella geheissen, in der Gemeinde Stagno Lombardo gelegen und dem Herrn Giuseppe Mori gehörend;

dass wir heute das organische Statut unserer Association lesen, diskutieren und zur Abstimmung bringen wollen.

Titel I.
Konstitution und Zweck.

Art. 1. Die Unterzeichneten vereinigen sich zu einer Societät mit den Normen und Garantien des italienischen Handelsgesetzbuches, unter dem Namen „Associazione agricola

cooperativa di **Cittadella**, in Comune di Stagno Lombardo, Cremona" zu dem Zwecke,

in Kollektivpacht das in dieser Gemeinde gelegene und dem Herrn Giuseppe Mori gehörende Grundstück Cittadella zu übernehmen;

in der Weise zusammen zu leben, dass einem jeden die grösstmöglichste Freiheit, das grösstmöglichste materielle, moralische und intellektuelle Wohlergehen gewährt wird.

Art. 2. Damit dieser Zweck erreicht wird, verspricht jeder unterzeichnete Genosse, der Association alle die Arbeit zuzuwenden, deren er fähig ist; zu achten auf die Erhaltung und auf die Verbesserung dessen, was die Association besitzt oder in Beaufsichtigung hat; alle Mitgenossen zu achten; die Handlungen der Administratoren und der leitenden Kommissionen zu beaufsichtigen; sich einer Aufführung zu befleissigen, welche der Association Ehre macht.

Titel II.

Aufnahme von Mitgliedern.

Art. 3. Wenn die Generalversammlung die Aufnahme neuer Mitglieder für nützlich erachtet, werden die vergebbaren Stellen öffentlich ausgeschrieben. Einen Monat nach Veröffentlichung der Ausschreibung zieht das Sekretariat Erkundigungen über die Kandidaten ein und teilt sie der Versammlung mit. Diese entscheidet über jeden Namen durch Stimmenmehrheit.

Art. 4. Die Reise vom Aufenthaltsorte nach Cittadella geschieht auf Kosten der Association.

Art. 5. Das neue Mitglied hält sich ein Jahr lang probeweise in Cittadella auf. Nach Ablauf dieser Zeit wird es neuerdings der Generalversammlung zur Annahme vorgeschlagen, und definitiv aufgenommen, wenn er neun Zehntel der Stimmen erhält.

Art. 6. Wenn das neue Mitglied nicht aufgenommen wird, fallen die Spesen seiner Heimkehr zu seinen Lasten.

Titel III.

Ueber die Versammlungen.

Art. 7. Jeden ersten und dritten Sonnabend abends eines jeden Monates vereinigt sich aus vollem Recht und ohne Einladung, die Generalversammlung der Mitglieder, um die Angelegenheiten der Societät zu diskutieren und zu entscheiden. Der

Generalversammlung können alle Mitglieder beiwohnen, Männer und Frauen. Diese Versammlungen werden successive durch die Mitglieder der Administrativkommission und durch diejenigen der technischen Kommission oder in ihrer Abwesenheit durch ein von der Versammlung gewähltes Mitglied geleitet. Die Beschlüsse haben Gültigkeit, wenn ein Mitglied mehr als die Hälfte anwesend ist. Die Beschlüsse werden im Protokollbuch verzeichnet.

Art. 8. Wer einen Vorschlag zur Abstimmung bringen will, schreibt ihn oder lässt ihn schreiben auf eine Schiefertafel, welche an der Thüre des Saales befestigt ist, wo die Versammlungen abgehalten werden.

Art. 9. Jedes Mitglied hat vom vollendeten 17. Altersjahre an das Recht, das Wort zu ergreifen.

Art. 10. Die Versammlung beschliesst stets durch offene Abstimmung, wenn es sich nicht um die Mitgliedszulassung (hierüber vide Art. 5) oder andere persönliche Angelegenheiten handelt; sie ist entscheidend und unumschränkt in allen Dingen, welche die Association betreffen, mit Ausnahme der Verteilung und Ausspendung des gesellschaftlichen Kapitales, welches der Artikel 50 dieses Statutes für unteilbar erklärt. Jedoch um Ueberrumpelungen zu vermeiden, wird, falls ein Mitglied es verlangt, vor einer neuen Diskussion, jede Abstimmung, welche nicht Stimmeneinstimmigkeit erlangt, nochmals vorgenommen.

Titel IV.

Administrative Organisation.

Art. 11. Die Angelegenheiten der Societät werden durch eine Administrativkommission geleitet, welche sich konstituiert aus einem Mitglied, welches Jahr für Jahr aus der Versammlung gewählt wird, aus einem Vertreter des Herrn Giuseppe Mori und aus dem Sekretär der Societät.

Art. 12. Das Amt des Kassiers fällt dem Vertreter des Herrn Giuseppe Mori zu, unter der Haftbarkeit desselben. Er vollzieht die Handlungen seines Amtes nach Zustimmung der Kommission; er vollzieht die Zahlungen und macht die beschlossenen Ausgaben nach deren regelrechtem Auftrage; und er darf bei sich nicht unnütz eine höhere Summe als 500 Lire tragen; über deren Verausgabung vide Art. 14.

Art. 13. Die Administration der Societät besorgt die allgemeinen Auslagen, die Versicherung bei der nationalen Unfallkasse, die Versicherung des Getreides und Leines gegen

Hagelschaden, sowie auch Beiträge der Mitglieder an den Verein für gegenseitige Unterstützung in Pieve d'Olmi, für welche letztere Beiträge die Bücher der betreffenden Genossen belastet werden.

Art. 14. Die administrative Kommission legt im Laufe des Monats Dezember Bilanz der Einnahmen und Ausgaben vor; sie kauft und verkauft bis zur Totalsumme von 400 Lire für je 14 Tage. Ueber diesen Betrag hinaus muss sie die Versammlung befragen, welche auch ausserordentlich und dringend einberufen werden kann.

Art. 15. In der Vierzehntagsversammlung wird zur Diskussion und Abstimmung die Nota der Einkäufe und Verkäufe der vierzehn Tage vorgelegt.

Art. 16. Die Administrativkommission legt der Versammlung vierteljährlich das Konto der Verwaltung vor und jährlich das Inventar dessen, was die Association besitzt und in Verwahrung hat.

Art. 17. Die Bücher der Verwaltung liegen den Mitgliedern zu bestimmten Stunden zur Einsicht vor.

Art. 18. Die Administrativkommission nimmt von den einzelnen Genossen und vom technischen Komitee die Anfragen betreffend Anschaffungen, Käufe und Verkäufe entgegen und legt sie, wenn sie die im Artikel 14 vorgesehene Summe überschreiten, gemeinsam mit Bericht über den Stand der Kasse der Generalversammlung vor.

Art. 19. Zur Kontrollierung der genossenschaftlichen Geschäftsleitung und zur Wachsamkeit in betreff Einhaltung vorstehenden Statutes wird jedes Jahr in der ersten Versammlung des Monats Dezember ein Komitee von drei Rechnungsrevisoren ernannt, welche ausserhalb der Association ausgewählt werden.

Diese sind nicht mehr als zweimal hinter einander wiederwählbar und ihre Rechte sind durch die Artikel 183, 184 und 185 des Handelsgesetzbuches bestimmt.

Titel V.

Rechte der Mitglieder.

Art. 20. Im Austausch für seine Arbeit hat jedes Mitglied Anrecht:

1. auf eine Löhnung in dem Masse wie durch Artikel 21 bestimmt;
2. auf ein Drittel des Ertrages jenes Teiles Mais und

Flachs, welcher einer jeden Familie von Mitgliedern gemäss dem alten Ortsbrauche für die successive Ausführung der Saat zu gleichen Teilen angewiesen wird;
3. auf zwei Fünftel des Ertrages der von jeder Familie gezüchteten Seidenwürmer;
4. auf die Hälfte des Wertes, den ein von der Societät gekaufter und einer jeden Familie zur Aufzucht angewiesener Eber erreicht;
5. auf Aufzucht von fünf Hühnern, in der Weise vollzogen, dass die Association nicht dadurch geschädigt wird;
6. auf das volle Produkt des einer jeden Familie zugewiesenen Gemüsegartens;
7. auf einen Anteil von 50 % vom Nettoüberschuss der Geschäfte im Verhältnis zu der von jeder Familie erreichten Gesamtjahreslöhnung;
8. auf den Genuss aller Vorteile, welche die Societät kollektiv den Mitgliedern gewährt, wie Unterricht, Hygieine, Vergnügungen etc.

Der Genosse, welcher zu Gunsten anderer auf die sub Nr. 2, 3, 4, 5, 6 verzeichneten Rechte verzichtet, wird nach dem Massstabe entschädigt, der Jahr für Jahr von der Generalversammlung festgesetzt wird.

Art. 21. Die Löhnung, vide Art. 20, Nr. 1, ist wie folgt festgesetzt:

für gebundene Handarbeiter	£ 300
für Bauernknechte	„ 340
für Stallmeister, Aufseher der Handarbeiter und Sekretär	„ 360

Für die freien Handarbeiter und für die Frauen eine Entlöhnung für jeden Arbeitstag, welche von Fall zu Fall vereinbart wird.

Art. 22. Im Falle von Arbeitsunfähigkeit wird vom Jahresstipendium nichts einbehalten.

Art. 23. Kein Genosse darf sich irgend ein Quantum Holz aneignen und das Rebholz und irgend welcher anderer Abfall wird auf einen einzigen Haufen gesammelt, der unter die Familien zu gleichen Teilen ausgeteilt wird.

Art. 24. Jede Familie ist vom Hauszins frei.

Art. 25. Die Frauen sind verpflichtet zur Verschneidung der Rebstöcke und zum Harken des Heues und teilen sich nachher zu gleichen Teilen in die Aehrenlese des Weizens.

Art. 26. Die Stallmeister und Ackerknechte haben das Recht, an Festtagen unter sich Schichtarbeit zu vereinbaren, ohne die socialen Interessen zu schädigen.

Art. 27. Die Lohnzahlung kann graduell in Geld oder in Waren geschehen, für welche letztere die Anteile der einzelnen Mitglieder, ausser in von der Gesellschaftsadministration gesetzlich anerkannten Fällen, nicht über das Mass ihres Kredites hinaus belastet werden können.

Art. 28. Für den Genossen, welcher Militärdienst leisten muss, wird für die Zeit seiner Dienstleistung jedes sociale Recht oder Pflicht aufgehoben.

Titel VI.

Gesellschaftskapital und Ueberschüsse.

Art. 29. Das Kapital der Association konstituiert sich aus dem laut Artikel 30 zur Einlösung des mobilen Kapitals und jedem eventuellen Eingang, Schenkung oder gewöhnlichen oder ausserordentlichen Legat.

Art. 30. Die Nettoüberschüsse der Gesellschaft werden jährlich wie folgt verwertet:

50 % zur Einlösung des mobilen Kapitals;

50 % zur Aufteilung unter den Mitgliedern porportionell zu den verdienten Löhnungen.

Art. 31. Sobald das mobile Kapital eingelöst, werden 40 % zur Vermehrung des unteilbaren gemeinsamen Kapitals und 60 % zur proportionellen Teilhabe am Nutzen an die Mitglieder verwendet.

Titel VII.

Landwirtschaftliche Arbeiten.

Art. 32. Die landwirtschaftlichen Arbeiten der Societät haben zum Zweck eine erhöhte und bessere Produktion bei Erhaltung und Vermehrung der Fruchtbarkeit der Erde.

Eine durch ein absolutes Mehr der Versammlung gewählte und durch den Sekretär unterstützte technische Kommission von drei Mitgliedern leitet die Arbeiten.

Art. 33. Die im vorstehenden Artikel definierte Kommission gibt das Beispiel der Arbeitsanwendung; ihr Amt dauert ein Jahr lang; ihre Mitglieder sind abberufbar und wieder wählbar. Ihre Abberufung muss durch absolutes Stimmenmehr statthaben.

Art. 34. Die technische Kommission kommt jeden Abend zusammen, um die am folgenden Tage zu vollbringenden Arbeiten und die Zahl der für jede Arbeit benötigten Mitglieder zu bestimmen, und hat Vollmacht, deren Ausführung zu

beordern. Zur Ausführung der unangenehmen Arbeiten wird die grösstmögliche Zahl von Mitgliedern angewiesen. Einem jeden wird, soweit es sich mit den Diensterfordernissen verträgt, jene Arbeit zugewiesen, zu der er sich am meisten befähigt fühlt.

Schwere Reklamationen der Kommission gegen die Genossen und jene der Genossen gegen die Kommission werden vor die Generalversammlung gebracht.

Art. 35. Wenn eine Gruppe von mindestens zehn Mitgliedern von der Majorität in irgend einem Punkte der landwirtschaftlichen Praxis abweichender Meinung ist und experimentell die Vernünftigkeit ihrer Absichten beweisen will, kann sie zu diesem Zwecke über ein Stück Land verfügen, das von der technischen Kommission bestimmt wird, welche diese experimentellen Versuche studiert und der Versammlung Bericht erstattet durch Vergleichung mit der durch die Allgemeinheit für die betreffende Operation angewandten Methode.

Art. 36. Zu dem Zwecke, den Mitgliedern Arbeit zu verschaffen, wenn die landwirtschaftlichen Arbeiten eingestellt sind und um der Societät andere Einkünfte zu sichern, werden, sobald es möglich ist, jene Zweige der produktiven und den Bedürfnissen und dem landwirtschaftlichen Werkzeuge vorzugsweise nahestehenden Hausarbeit oder industriellen Arbeit eingeführt, welche innerhalb der Grenzen der socialen Mittel ausgeübt werden können.

Kein Mitglied kann sich ohne Zustimmung der Versammlung fortbegeben, um ausserhalb des Genossenschaftsbetriebes zu arbeiten, aber die Societät kann anderen die Arbeitskraft der Mitglieder vermieten.

Titel VIII.

Konsumsmagazin.

Art. 37. Die Mitglieder Familienoberhäupter werden als Aktionäre bei der Società cooperativa fra artigiani e braccianti di Pieve d'Olmi (Kooperativgesellschaft der Handwerker und Handarbeiter von Pieve d'Olmi) eingeschrieben, welche durch eine Filiale in Cittadella für den ganzen Bedarf ihrer Familie sorgen wird. Die Verteilung der Waren geschieht ausschliesslich an die Mitglieder für den alleinigen Verbrauch der respektiven Familien.

Art. 38. Der Bezug bei der Kooperative ist nicht obligatorisch. Die im Kooperativmagazin verteilten Waren werden in das hierzu bestimmte, auf die Person lautende Büchlein eingetragen, welches ein jeder Genosse erhält.

Der Betrag der verteilten Waren wird monatlich von der socialen Verwaltung gezahlt, welche, ihn von den Löhnen einbehaltend, das Kontokorrent der betreffenden Genossen belastet. Einem jeden Familienhaupte kommt die Dividende der Kooperative auf den konsumierten Waren zu, indem der Preis der erworbenen Aktie zu seinen Lasten geht.

Titel IX.

Bildung.

Art. 39. Die Societät widmet sich in besonderer Weise der unbegrenzten Erziehung und Bildung aller ihrer Teilnehmer.

Art. 40. Die obligatorische Bildung kann in den Lokalen der Societät erteilt werden, falls die Volksschule nicht den Charakter und die Garantie einer gesunden bürgerlichen Erziehung aufweisen sollte.

Art. 41. Die technische Bildung wird durch Mitglieder und Nichtmitglieder erteilt durch ausserordentliche Lektionen, praktische Exercitien, Vorträge, Lektüre, Gespräche etc.

Titel X.

Moralische Beziehungen.

Art. 42. Die Associazione agricola cooperativa di Cittadella ist wie sie eine Societät, durch die Gemeinschaftlichkeit der Interessen repräsentiert, so auch eine grosse und freie Familie durch die Gemeinschaftlichkeit der Affekte.

Art. 43. Jedes Missverständnis, welches unter zwei oder mehr Genossen entsteht, wird durch einen von den Streitenden gewählten Schiedsrichter beigelegt. In schwereren Fällen und auf Wunsch des einen der Streitenden wird der Streit durch ein inappellables Komitee von drei Schiedsmännern erledigt, von denen je einer von den Parteien und einer von der Administration der Societät gewählt wird.

Titel XI.

Demission, Ausschluss von Mitgliedern und Auflösung der Societät.

Art. 44. Wer aus der Association austreten will, hat das Recht, sich seine Anteilsquote vom Gesellschaftsüberschuss der Geschäfte des laufenden Jahres zu liquidieren. Stirbt ein Mitglied, so fällt die Anteilsquote von Rechts wegen den legitimen Erben des Gestorbenen zu.

Die Waisen der Mitglieder werden, vorbehalten eintretende

Hindernisse, von der Association erhalten und erzogen bis zum Alter von 17 Jahren, zu welcher Zeit sie das Recht haben, als Mitglieder aufgenommen zu werden.

Art. 45. Die Association behält sich das natürliche Recht vor, aus ihrem Schosse jedes Mitglied auszuschliessen, welches ihre Existenz schädigt oder zur Schädigung Tendenz zeigt.

Art. 46. Der Antrag auf Ausschluss muss von einem oder mehreren Genossen in der Generalversammlung gestellt werden. Nach vorausgegangener Diskussion und unbegrenzter Verteidigung des Auszuschliessenden entscheidet die Societät durch Stimmenmehrheit bei geheimer Abstimmung.

Art. 47. Der Auszuschliessende hat das Recht, binnen dreissig Tagen an das unwiderrufliche Urteil einer von ihm einberufenen zweiten Generalversammlung zu appellieren. Im Falle von Stimmengleichheit kann ein weiterer Antrag auf Ausschluss des gleichen Mitgliedes nicht vor Ablauf von drei Monaten gestellt werden.

Art 48. Die Societät liquidiert dem ausgeschlossenen Mitgliede seine Anteilsquote am Jahresprofite und zahlt ihm eine Reiseentschädigung oder lässt seine Haus- und Ackergeräte gratis nach der Gemeinde Stagno Lombardo oder einer andern angrenzenden Gemeinde transportieren.

Art. 49. Durch Unterzeichnung dieses Statuts anerkennt jedes Mitglied, dass es im Falle des Ausschlusses kein Recht hat, sich aufzuhalten und zu lagern.

Art. 50. Im Falle, dass die Societät in der Generalversammlung, durch die Stimmen von vier Fünfteln der vorhandenen Mitglieder, ihre Auflösung beschliesst, schreitet das Komitee des Verbandes der italienischen Kooperativen oder, wenn ein solches nicht existieren sollte, ein Komitee von drei nicht der Societät angehörenden und durch die Versammlung bei absolutem Stimmenmehr gewählten Experten, in Uebereinstimmung mit dem Komitee der Rechnungsrevisoren, zur Liquidation der Gesellschaft und behält das Gesellschaftskapital auf zur Disposition einer neuen Gruppe von Arbeitern, welche sich konstituieren sollte nach Kenntnisnahme der allgemeinen Prinzipien unseres gegenwärtigen Konstitutionsaktes und des vorliegenden organischen Statuts. Die Verteilung des Kapitals unter die Mitglieder ist absolut ausgeschlossen.

Art. 51. Wenn nach Ablauf des mit Herrn Giuseppe Mori festgesetzten Pachtkontraktes die Societät ihn nicht erneuern wollte oder könnte, wird ihr Kapital zur Besorgung einer andern Pacht oder eines Kollektiveigentums verwendet.

Art. 52. Die landwirtschaftliche Kooperativassociation von Cittadella ist als thatsächlich aufgelöst zu betrachten, wenn laut Urteil einer durch das Revisorenkomitee, vide Art. 19, unter den Direktoren der landwirtschaftlichen Schulen dieser oder anstossender Provinzen zu wählenden technischen Kommission von drei Mitgliedern die Mitglieder nicht in der für den guten Zustand des Bodens erforderlichen Zahl vorhanden sein sollten, indem grundsätzlich die Verwendung von Lohnarbeitern bei den Arbeiten der Societätsverwaltung ausgeschlossen ist.

Art. 53. Die Association anvertraut ihr eigenes Los mehr den Banden der Solidarität der Arbeiter, der Interessenharmonie und Rechtschaffenheit der Mitglieder, als den Verfügungen dieses Statuts, welches durch die Abstimmung von zwei Dritteln der Mitglieder geändert werden kann, mit Ausnahme der Bestimmungen über das Gesellschaftskapital, von welchem nochmals erklärt wird, dass es niemals als ein Austeilungs- oder Spendungsobjekt betrachtet werden darf.

Cittadella.

(Pag. 64—82 eines inedierten Manuskriptes von Rossi: „Socialismo pratico.")

Im Jahre 1886 kamen Herrn Giuseppe Mori, einem Grundbesitzer von Stagno Lombardo in der Provinz Cremona, einem Menschenfreunde und alten Anhänger Mazzinis, einige Publikationen zu Gesicht, in denen ich die Idee der Konstituierung einer socialistischen Versuchskolonie in Italien verfocht. Schon seit langer Zeit ging er mit dem Gedanken um, die Familien, welche sein Gut, „Cittadella" geheissen, bebauten, dem Lohnsystem zu entreissen und sie auf die Bahn einer socialen Stellung zu leiten, die sich besser vertrage mit den von einem Schüler Giuseppe Mazzinis verfochtenen Ideen. Indem er nun eine gewisse Analogie zwischen den beiden Projekten fand, schrieb er mir, und so kam er eines schönen Tages mit Leonida Bissolati, um mich zu besuchen. Wir fanden, dass sowohl die landwirtschaftlichen Bedingungen der Gegend eine Aufteilung des Bodens und der Arbeit nicht gestatteten, als auch der Plan eines socialistischen Experimentes dies nicht erlaubte.

Ebenso schlossen wir die reine und einfache Beteiligung am Gewinn aus, indem es uns nicht nur an einer ökonomischen Besserstellung der Arbeiter lag, sondern auch an ihrer Unabhängigkeit und ihrer freien Initiative in der Organisation und in der Praxis der Arbeit. Deshalb schlossen wir, es sei besser, hier das Beispiel von Rahaline in Irland zu wiederholen und „Cittadella" einer Association der Bauern, die es gegenwärtig als Lohnarbeiter bebauten, in Pacht zu offerieren. Giuseppe Mori stellte als Bedingung, dass ich in der Eigenschaft eines Sekretärs an der Association teilnehmen sollte, und mit grossem Vergnügen willigte ich ein.

Ein Jahr lang wurde verbracht mit der Ausarbeitung der Pachtbedingungen und des organischen Statuts der Association unter der Beihülfe von Antonio Maffi und Ingenieur Landriani. Giuseppe Mori wandte seinerseits diese Zeit auf, seinen alten Faktor von der Güte der Angelegenheit zu überzeugen.

Im Pachtkontrakt überliess Giuseppe Mori der Association Vieh, das vorhandene Zubehör und Werkzeug und schoss das für die täglichen Ausgaben und den Vierzehntagslohn Erforderliche vor.

Im organischen Statut wurde festgelegt, dass die sociale Rendite zur Versorgung einer gemeinschaftlichen Küche und eines Magazins verwendet werden solle, welches den Genossen nach ihren Bedürfnissen alles Benötigte liefere.

Mit den Bauern von Cittadella sprachen wir nicht von unseren Plänen, um der benachbarten Bourgeoisie nicht Gelegenheit zu bieten, Zwietracht und Misstrauen zu säen oder Hindernisse zu schaffen. Nur suchte ich ihre Gemüter auszuforschen, indem ich mich im allgemeinen darüber erging, dass man in einem anderen Lande etwas Aehnliches ins Leben zu rufen gedenke. So erinnere ich mich noch, wie einer der Bauern, der in der Folgezeit zu einem der überzeugtesten Genossen wurde, mir entgegnete, er halte eine solche Gesellschaft für unmöglich; denn die Bauern würden sich nicht vereinbaren und nicht zustimmen können.

Endlich, als alles bereit erschien, wurden die Bauern von Cittadella zu einer Zusammenkunft berufen, und setzte ihnen Leonida Bissolati im Dialekt auseinander, dass Giuseppe Mori den Vorschlag mache, ihnen, sobald sie sich als Societät konstituiert hätten, das Grundstück, auf welchem sie als Lohnarbeiter schafften, pachtweise zu überlassen.

Der Cremoneser Bauer ist nicht sehr intelligent, und befürchteten wir sehr, dass er die Güte des Vorschlages nicht

verstehen, dass er ihm Misstrauen entgegenbringen würde, dass er die Ueberzeugung hege, nicht die benötigten Fähigkeiten zu besitzen, um den Vorschlag anzunehmen und seinen Konsequenzen ins Auge schauen zu können. Nur wenige Tage in meinem Leben habe ich ein so in innerster Seele ängstliches Gefühl, wie an jenem Tage, gehabt.

Die Bauern von Cittadella hörten verblüfft den Vorschlag von Mori an, der sie auf einmal aus der niedrigen Lage von Lohnarbeitern, sozusagen Sklaven, in die beneidenswerte Lage von Pächtern erheben sollte; und als Bissolati zu sprechen aufgehört, drückten sie in der für sie beredtesten Weise ihre Zufriedenheit aus. Und in den sich entfaltenden Gesprächen freuten sie sich nicht nur über die erhoffte Besserung in ihrer Lage, sondern einer von ihnen bemerkte auch sehr richtig, dass man dieses Beispiel allen andern Feldarbeitern angedeihen lassen sollte.

Um sie ihren Entscheid unbefangen treffen zu lassen, wohnte Mori dieser Zusammenkunft nicht bei; ich teilte ihm nachher freudestrahlend das Resultat mit.

Die Bauern ihrerseits übermittelten die Glücksbotschaft ihren Familien, und eine der Frauen, welche kurz darauf Bissolati begegnete, sagte ihm:

„Aus Cittadella werden wir einen Garten machen."

Einige Tage später las ich den Bauern den Entwurf des organischen Statuts vor, welches auf Grundlage desjenigen von Rahaline entworfen worden war. Der Geist dieses Projektes war, wie schon bemerkt, gänzlich kommunistisch und gleichheitlich; die Autorität war auf das Geringste zurückgeführt und die Handlungsfreiheit der Minoritäten gewährleistet. Als Bissolati und ich die Gründe hiefür und die Vorteile dieser Anordnungen darlegten, wollten die Bauern von Cittadella davon nichts wissen und modifizierten den Entwurf des organischen Statuts dergestalt, dass sie der Association ein rein kollektivistisches Gepräge gaben, das wenigstmöglich von ihrer gewohnten Lebens- und Arbeitsweise differierte; denn die Gewohnheit ist mehr als jedes andere Ding schwer zu bekämpfen und zu besiegen.

Unter den Genossen wollten sie drei, je nach der Quantität der Arbeit oder der Verantwortlickeit der einzelnen, verschieden entlohnte Kategorien schaffen. Die erste, gebildet vom technischen Direktor, dem Maschinisten, den Stallmeistern und, so wollten sie es, vom Sekretär; jeder von diesen hatte ein festes Gehalt von 360 Lire. Die zweite Kategorie um-

fasste die Ackerbauer, von denen ein jeder 340 Lire erhielt. Die dritte bildeten die Handlanger und Taglöhner mit 300 Lire. Ausserdem hatte eine jede Familie zum freien Gebrauch ein Haus, einen Gemüsegarten und einen Geflügelhof; ferner zur Hälfte mit der Association die Aufzucht eines Mastschweines und Seidenraupen; zum Dritteil mit der Association die Maisernte, wobei eine jede Familie die Erdarbeiten, Aufzucht, Ernte und Entkörnung ihres respektiven Teiles zu besorgen hatte; ebenso zum Dritteil das Produkt der Leinsaat mit der Verpflichtung der Reinigung, des Brechens und der successiven Manipulationen. Alle übrigen benötigten landwirtschaftlichen Arbeiten, wie Viehzucht, Getreidebau, Haferbau, Wiesenbau, Bewässerung, allgemeine Arbeiten zur Instandhaltung und Verbesserung, sollten von allen im Interesse der Association und in rein kollektivistischer Form vorgenommen werden. Der Reingewinn wurde zur Hälfte zum socialen Kapital geschlagen, zur Hälfte zu gleichen Teilen unter den Genossen ausgeteilt. Eine von den Genossen aus ihrer Mitte gewählte technische Kommission hatte die Arbeiten zu leiten.

So gaben sich die Bauern von Cittadella eine spontane, ihren Anlagen, ihrem gegenwärtigen Grade socialer Evolution entsprechende Organisation, als Uebergangsperiode zu einer ökonomisch solidarischeren und moralisch freieren Form des Zusammenlebens.

So wurde am Abend des 11. November 1887, während in Chicago die noch warmen Körper von vier intelligenten und heroischen Vorkämpfern des anarchistischen Socialismus am Galgen baumelten, in Cittadella im grossen Stalle — der der Saal der lombardischen Bauerndörfer ist — unter dem Beifall von zwanzig Arbeiterfamilien die experimentelle Verwirklichung jener Ideale eingeleitet, für welche, auf einem ausgedehnteren Felde kämpfend, Parson, Spiess, Fischer, Engel und Lingg heiter lächelnd ihr Leben dahingegeben.

Cittadella, in der Stagno Gemeinde Lombardo, Provinz Cremona, gelegen, ist ein Agglomerat von zwanzig guten Bauernhäusern und entsprechenden landwirtschaftlichen Gebäulichkeiten, um zwei grosse Plätze gruppiert, während auf der Front eines dritten, anstossenden Platzes das Haus des Eigentümers Mori und das von ihm begründete und erhaltene Kinderasyl steht. Um dieses kleine Dorf herum erstrecken sich 120 Hektaren gut bebauten, durch den Hauptdamm des Po in zwei Abteilungen getrennten, ebenen Landes. Die ausserhalb des Dammes gelegene Abteilung ist gänzlich be-

wässerbar vermittelst einer mächtigen Centrifugaldampfspritze, welche das Wasser einem beim Dorfe gelegenen kleinen See entnimmt. Die in Cittadella hauptsächlich gepflegten Kulturen sind Getreide, Mais, Weide, Weinbau; zahlreiches Grossvieh und Seidenraupen werden gezüchtet.

Das Leben der Association hat sich regelmässig abgewickelt und ich, der ich zwei Jahre als Handelnder und als Beobachter in ihrer Mitte gestanden, kann mit dem Rechte, Glauben beanspruchen zu dürfen, behaupten, dass die kollektivistische Organisation der Arbeit ohne Schwierigkeit oder Widerstreben festgesetzt wurde und funktionierte und so günstige Resultate ergab, dass die benachbarten Landwirte gezwungen wurden, eine bemerkenswerte Besserung in der Bodenkultur von Cittadella anerkennen zu müssen. Die Bauern interessierten sich immer mehr für den guten Gang des Unternehmens, indem sie — mit wenigen Ausnahmen — sowohl an der genauen Ausführung der Arbeiten als auch an der von ihnen in den Generalversammlungen über die technische Kommission, welche oft von der Energie und den Ratschlägen der einzelnen Genossen Nutzen zog, ausgeübten Kontrolle persönlich teilnahmen.

Die Association Cittadella beteiligte sich an der Pariser Weltausstellung von 1889 und wurde mit einer silbernen Medaille ausgezeichnet.

Jetzt will ich mit der Aufrichtigkeit, welche ich mir zur Lebensregel gemacht, die Kehrseite der Medaille zeigen; denn es wäre traurig und kindisch, nur die für die zu verfechtende Thesis günstigen Thatsachen vorzuführen. Nur wünsche ich in meinem Leser ebenso vieler Aufrichtigkeit des Urteiles zu begegnen, als Ehrlichkeit der Exposition beim Schreiber dieses vorhanden.

Die Association von Cittadella ist, während sie mit grosser Fähigkeit die in der Gegend gebräuchlichen landwirschaftlichen Praktiken angewandt, eine wütende Gegnerin jeder Neuerung gewesen, die sie stets a priori bekämpft und mit schmerzlichem Widerwillen experimentierte. Kunstdünger, obgleich geschenkt, Futterrüben, Anwendnng des festen Pfluges für Maiskultur, Sulphatbehandlung der Rebstöcke gegen die Peronospora, mechanische Entkörnung des Mais, Centrifugalbutterung der Milch, Anwendung des Sackpfluges, Aufbewahrung des Grases in Schobern, Ankauf ostfriesischer Ochsen und was weiss ich nicht für andere rationelle Praktiken der modernen Landwirtschaft haben mich Diskussionen und Missvergnügen ohne Zahl gekostet. Man experimentierte mit dem Wunsche,

das Experiment möge misslingen, und das aus dem Mangel landwirtschaftlicher Studien sowohl bei den Genossen, als auch auf Grund jenes gewissen Misoneismus, von dem Lombroso schreibt. Aber doch sind einige neue Praktiken und neue Apparate, welche trotz des schlechten Willens auf seiten der Experimentatoren glänzende Resultate ergaben, geblieben als Zeichen eines Fortschrittes in der landwirtschaftlichen Produktion der Gegend; denn die Mehrzahl der reichen Cremoneser Bodenherren ist, möchte ich sagen, nicht, weniger misoneistisch als die einfachen Bauern von Cittadella.

Mori und ich hatten gehofft, dass bei ihren geänderten ökonomischen Bedingungen die Genossen von Cittadella die Propaganda zur Befreiung aus den Banden der Vorurteile der Religion und des Egoismus mit guter Miene aufnehmen würden. In diesem Punkte haben wir uns einer völligen Täuschung hingegeben, denn jene sind die bigotten Fanatiker geblieben, welche sie vorher waren, und ihr Gesichtskreis socialer Solidarität hat sich weder erweitert noch aufgeklärt, wenn ich auch zu ihren Gunsten eine Kollekte für die in Varese streikenden und eingekerkerten Weberinnen und ein Geschenk von 50 Lire für die socialistische Kolonie, die wir in Amerika begründeten, buchen muss.

In dieser unserer Erwartung enttäuscht, entschlossen wir uns, Mori und ich, die Entlassung zweier Familien zu benützen, um an deren Stelle eine Gruppe von socialistischer Ueberzeugung zu setzen, damit sie den andern als Beispiel eines vorurteilslosen und liebevoll solidarischen Lebens biete.

Dies war ein Irrtum; denn wir gingen von der Absicht aus, zu zeigen, über welche socialen Anlagen die Allgemeinheit der Arbeiter verfüge, und wenn wir auch durch dieses neue Selektionselement die glänzendsten Erfolge gehabt hätten, so wären diese Resultate doch weder für die Genossen von Cittadella noch ausserhalb entscheidend und überzeugend gewesen. Das Schlimmste an der Sache war dann, dass die guten Cittadeller, welche, im allgemeinen seit vielen Jahren daselbst niedergelassen, argwöhnten, man wolle allmählich alle eliminieren, um sie durch socialistische Elemente zu ersetzen; und da sie mich als den Anstifter des Mori betrachteten, und indem man, wenn man das Pferd nicht schlagen kann, den Sattel prügelt, so führten sie gegen mich einen so einstimmigen und so ungerechten Krieg, dass ich in meinem nicht vom Glück begünstigten Leben nie eine so schmerzliche Periode durchgemacht habe. Sie begannen damit, die kaum konstituierte so-

cialistische Gruppe zu bekämpfen und hatten die Bravour, einen daselbst eingetretenen Dummkopf dazu zu bewegen, mit grossem Lärm auszutreten, indem sie ihm, der äusserst eifersüchtig auf seine Frau war, was weiss ich für Geschichten über die freie Liebe zu verstehen gaben.

An diesem Kampfe beteiligte sich eine Gruppe von Genossen aus privaten und wahrlich wenig erbaulichen Gründen. Einige von ihnen waren Verwandte des alten Faktors und hatten als solche unter dem Herrenregime Privilegien genossen, die mit der Association entschwunden waren. Andere standen unter dem Herrenregime auf der obersten Stufe der Hierarchie, während die Association sie tief unten placierte; und obgleich ihre Lage eine absolut bessere war, konnten sie wegen des verlorenen Kommandostabes keinen Frieden finden. Und all diesen Zorn hauchte der alte Faktor, der in sich brennenden Aerger darüber trug, dass er all den Leuten, die ihm vierzig Jahre lang gehorcht, nichts mehr zu sagen hatte, zu heller Glut an.

Giuseppe Mori ist der beste Mensch der Welt, aber zu sehr Freund des ruhigen Lebens, und da er nicht sofort, ohne Kontraste, die Resultate erreichen konnte, welche er sich so edel ausgemalt hatte, und da er des ferneren nicht mehr das ewige vorwurfsvolle Gejammer des alten Faktors anhören wollte, entschloss er sich am Ende des zweiten Jahres, den Pachtkontrakt der Societät zu künden. Da beschloss ich, Cittadella zu verlassen, um meine Beobachtungen der experimentellen Sociologie in der socialistischen Kolonie Topolobampo in Mexiko fortzusetzen, welchen Plan ich dann aufgeben musste, um mich den Begründern der socialistischen Kolonie Cecilia in Paranà anzuschliessen.

Die Genossen von Cittadella, welche nach allem die Besserung konstatiert hatten, welche durch das Associationsregime in ihre ökonomischen und socialen Bedingungen gebracht worden, überreichten Herrn Giuseppe Mori, nachdem sie dessen unangenehmen Entschluss erfahren, ein von allen, selbst von den Verwandten des Faktors und den lauernden entthronten Häuptern unterzeichnetes Schreiben des Inhalts, Mori möge die Pacht des Gutes aufrecht erhalten. Und Mori kam in höflicher Weise dem Wunsche nach.

Die Genossen waren zufrieden, aber voraussehend, das die, schmerzliche Lösung nur hinausgeschoben, baten sie mich, sich möchte bleiben und das Amt des Gendarmen gegenüber den Jeremiaden des entwürdeten Faktors übernehmen, ein Amt

das ich nicht für passend fand anzutreten und das ich wahrscheinlich auch nicht einmal hätte acceptieren können. Die Bekriegungsursachen jener guten Bauern gegen mich waren von jetzt an verschwunden und wurden sie statt dessen zu meiner Genugthuung meine Freunde; sie überreichten mir ein Andenken und veranstalteten ein Abschiedsmahl.

Bevor ich Cittadella verliess, zog ich aus dem Protokollbuch der Generalversammlungen einige Daten heraus, die, wie ich glaube, dazu dienlich sein können, die Physiognomie dieser socialistischen Kolonie zu vervollkommnen.

Cittadella.

(Auszug aus dem Protokollbuch.)

12. November 1887. — Die Kommission anempfiehlt Herrn Mori einige Verbesserungen der Viehzucht und die Reparatur eines Exstirpators.

26. November 1887. — Der Sekretär teilt der Versammlung mit, dass die Kommission und der Sekretär in Hinsicht auf die schwere Verantwortlichkeit, welche auf ihnen lastet, beschlossen haben, ihre Amtsstellungen der Versammlung zur Bestätigung oder Rückweisung vorzulegen. Bestätigt werden: Rossi und Rastelli einstimmig mit 28 Stimmen für, Riccardi und Mazzini durch die Mehrheit; Boselli Giacomo wird mit 19 Stimmen gegen 11 zurückgewiesen und an seiner Stelle Boselli Giovanni gewählt.

5. Dezember 1887. — Es wird beschlossen, Russ zu kaufen, um denselben versuchsweise gegen die Würmer zu verwerten, welche das Getreide zerstören. Man beschliesst ferner, einige dieser Würmer an das entomologische Laboratorium von Florenz zu schicken mit der Anfrage, welche Vertilgungsmittel bekannt seien.

17. Dezember 1887. — Auf Vorschlag einiger Genossen wird beschlossen, zwei freiwillige Kategorien von Genossen zu schaffen; die eine aus denen gebildet, welche es vorziehen, jährlich 1 Lire pro Kopf zu zahlen, um sich vom Turnus der Latrinenleerung frei zu machen; die andere zusammengesetzt aus denjenigen, welche besagte Arbeit gegen Schadloshaltung durch die Quoten der ersten Kategorie verrichten.

23. Dezember 1887. — Zufolge einiger über Ravarani Lazzaro gefallener Bemerkungen wird durch Beschluss Rastelli beauftragt, ihm die benötigten Ermahnungen zukommen zu lassen.

28. Dezember 1887. — Nach günstigem Dafürhalten der Genossen und in Hinsicht auf die in den frühen Morgenstunden und in den späten Abendstunden herrschende intensive Kälte wird beschlossen, den Arbeitstag auf eine einzige durchgehende Periode von 8 Uhr früh bis 3 Uhr nachmittags zu reduzieren.

11. Januar 1888. — Es wird beschlossen, in der Düngergrube den Mist zur Verteilung von je einem Schlitten voll pro Garten vorzubreiten.

18. Januar 1888. — In Berücksichtigung der intensiven Kälte und um die Rebstöcke vor Frost zu schützen, wenngleich diese schon mit Erde bedeckt, wird beschlossen, sie noch besser mit Schnee zu decken.

21. Januar 1888. — Die Generalversammlung beschliesst nach langer und lebhafter Diskussion durch Stimmenmehrheit, dass der Kuhhirt im Bedarfsfalle bei Krankheit den Familien, welche es fordern, Milch abgeben soll; ferner wird beschlossen, dass an der Thüre des Verammlungssaales die Namen derjenigen Genossen bekannt gegeben werden sollen, die ohne Rechtfertigung in den Generalversammlungen fehlen.

20. Februar 1888. — Es wird ein Brief der Firma E. Krell & Cie. in Bologna verlesen, in welchem probeweise ein Pflug System Sack und eine Doppelpflugschar Eckert zugesagt wird, Portospesen zu unsern Lasten. Es wird beschlossen, in acceptierendem Sinne zu antworten.

1. März 1888. — Es wird beschlossen, Boselli Giuseppe gemeinsam mit Rastelli zu beauftragen, den Sackpflug zu prüfen und zu erproben. Auf Reklamation gegen den Ochsenknecht, des Inhalts, dass er seine Ochsen gut nähre, die von den andern Genossen verwendeten aber ungenügend, wird Rastelli beauftragt, darüber zu wachen, dass diese tadelnswerte Handlungsweise nicht mehr vorkommt.

7. März 1888. — Es werden einige vom landwirtschaftlichen Ministerium für experimentelle Versuche übersandte Sämereien vorgezeigt und die zur Aussaat in Aussicht genommenen Lokalitäten festgesetzt.

11. Mai 1888. — Probeweise wird beschlossen, den Taglohn der kleinen Knaben, die sich geweigert haben, zu den von der gestrigen Generalversammlung festgesetzten 30 Centimes zu arbeiten, auf 40 Centimes zu erhöhen.

24. Mai 1888. — Es werden an Peronospora erkrankte Blätter vorgewiesen und es wird beschlossen, sofort dafür zu sorgen, dass morgen mit der Behandlung der Weinstöcke begonnen werden kann. Es wird Bericht erstattet über die

gelungene mechanische Aussaat des Mais, und der Beschluss gefasst, einen zweiten Apparat zu beschaffen.

31. Mai 1888. — Um bei der Auffütterung der Seidenraupen Maulbeerblätter zu sparen, wird beschlossen, pro Unze Eier 15 kg. zu überweisen.

3. Juni 1888. — Es wird beschlossen, die Ration der Seidenwürmer auf 35 kg. Blätter pro Tag zu erhöhen.

27. Juni 1888. — Das Gesuch um Anstellung der Association fernstehender Mäher zu L. 2.50 pro Tag mit Kost wird genehmigt.

28. Juni 1888. — Es wird beschlossen, zwei Mäher von der Mahd abzurufen, um eiligst nochmals die Behandlung der von Peronospora befallenen Rebstöcke zu wiederholen.

14. August 1888. — Nach kurzer Diskussion wird beschlossen, probeweise von dem Regierungsdepot landwirtschaftlicher Maschinen in Mailand, unter Aufteilung der Unkosten unter die Genossen, einen Maisentkörner mit Dampfbetrieb anzuschaffen.

12. Oktober 1888. — Es wird beschlossen, vier Doppelzentner Kunstdünger für das Getreide anzuschaffen.

21. Oktober 1888. — Vom Regierungsdepot in Mailand soll eine Centrifugalbuttermaschine bezogen werden.

11. Dezember 1888. — Ingenieur Landriani, Sindaco der Societät, erstattet detaillierten Bericht über die Finanzentwicklung des Geschäftsjahres 1887—88. Es resultiert der Ausgleich zwischen Eingängen und Ausgaben, und ein Ueberschuss von L. 690.—, Betrag der der Association gemachten Schenkungen, welcher ausnahmsweise zur Hälfte zum Genossenschaftskapital geschlagen und zur Hälfte zu gleichen Teilen unter allen Genossen aufgeteilt wird.

Da keine Einwände von seiten der Genossen fallen, erklärt Herr Landrini den Vertrag für den für das Jahr 1888—89 vorgeschlagenen Kostenentwurf, der unter besagter Ueberschrift verzeichnet ist, als angenommen.

Ebenso verliest er das Statut mit den eingeführten Abänderungen.

Zufolge geforderter und erteilter Auskunft wird die Ziffer des Kostenvoranschlages aus dem Konsum 1887—88 erhöht für Entlöhnung der Frauen für das Erlesen des Getreides und für die Weinlese.

Es wird beschlossen, das neue Statut und den neuen Vertrag für die Geschäftsführung auf die Abstimmung einer späteren Versammlung zu verschieben.

16. Dezember 1888. — Das neue Statut und der neue Vertrag werden verlesen und angenommen. Es wird zur Wahl der vier festen Beiräte geschritten.

27. Dezember 1888. — Es wird über die Verbesserung der Nahrung der Kälber durch den Abfall der gepressten Oelsaat beraten.

29. Dezember 1888. — Rastelli frägt die Versammlung, ob sie damit einverstanden ist, mit dem Experiment des Butterns fortzufahren. Der Sekretär erklärt die bisher mit der Buttermaschine Laval, mit Handbetrieb, erlangten Resultate, welche per Doppelzentner Milch 2,978 kg Butter ergeben. Er erklärt, dass Giacomo Maffei zugesichert hat, dass er eine seiner Buttermaschinen zur Probe senden werde, durch welche man alles einbringt und nach angestellten Proben 3,829 kg Butter auf den Quintale Milch erhält; wenn diese Butter auf L. 2.— per Kilo bewertet würde, wäre der Durchschnittspreis für den Quintale Butter L. 7. 66. Unter Nichtberücksichtigung der gegenwärtigen Manipulationsspesen und in Anbetracht des Preises von L. 8. —, zu welchem das ganze Jahr hindurch die Milch in Cittadella verkauft wird, würden doch noch kg 96 Buttermilch bleiben, d. h. 34 %. Diese Milch kann zu häuslichen Zwecken, zur Viehmast und zur Herstellung von Weichkäse verwertet werden. Zur Abstimmung gebracht, wird der Vorschlag, mit den Experimenten fortzufahren, mit 11 gegen 9 Stimmen abgelehnt.

1889. — 11. Januar. — Es wird beschlossen, Giovanni Boselli nach Ombriano zu senden, um zu prüfen, ob unser Silò gleich dem auf dortigem Gute geraten ist; die sociale Familie ist für die Reisespesen aufgekommen.

14. Januar. — Es wird beschlossen, allen Kühen eine leichte Ration aus dem Silò zu verabfolgen.

26. Januar. — Es wird beschlossen, herzlich gern von Frau Maria Venco als Geschenk drei Unzen Seidenraupeneier (Sorte mit gelbem Kokon) anzunehmen.

23. Februar. — Es wird des Breiten darüber diskutiert, ob es angebracht sei, die Futterrübenkultur wieder aufzunehmen, was wegen der erforderlichen Arbeit bekämpft wird. Aber da die Kuhhirten lebhaft den Vorteil dieser Wurzeln hervorheben, wird der Vorschlag angenommen.

6. April. — Es wird beschlossen, von Herrn Mori den Ankauf eines Maisentkörners zu fordern; der Kaufpreis soll in zehn Jahren amortisiert werden.

20. April. — Es wird beschlossen, im Gute Spalletti bei

Rubiera wegen des Preises eines Zuchtstieres Reggianer Rasse anzufragen. Rastelli erklärt, wie man eine Umzäunung für die Fohlenweide errichten könnte.

1. Juni. — Es wird angenommen, einem Genossen pro Familie im letzten Altersstadium der Seidenraupen gegen Zahlung von L. 1.— pro Tag in einen Fonds für ausserordentliche Arbeitsspesen frei zu geben.

15. Juni. — Es wird über die beste Weise diskutiert, zwanzig vor zwei Monaten geworfene Spanferkel unterzubringen. Verschiedene Vorschläge werden gemacht, um den Interessen der verschiedenen Familien sowie dem der Societät in gleicher Weise gerecht zu werden, indem die jetzigen Preise für Spanferkel sehr niedrig sind und es nötig ist, sie bis zum Herbst zu erhalten. Es wird wie folgt beschlossen: die Spanferkel sind zusammen aufzuziehen, wobei zu den Unterhaltsspesen jede einzelne Familie bis auf die Höhe des gegenwärtigen Schätzungswertes beitragen muss; die weiteren Erhaltungsspesen werden je zur Hälfte der Spesen des Gewinnes oder Verlustes von den Genossen und von der Societät übernommen, wenn dann nicht dazu geschritten werden sollte, durch Losziehung selbige zu repartieren.

27. Juli. — Der Kauf eines Maisentkörners wird beschlossen. Zufolge einer Schadenersatzklage des Genossen Rastelli gegen den Genossen Monsi wegen Beschädigungen wird der Art. 2 des Statutes verlesen, und expliziert Rastelli seine Klage. Monsi repliziert und lässt sich gegenüber Rastelli zu dem Epitheton „Spitzbube“ hinreissen. Durch geheime Abstimmung gibt die Versammlung dem Monsi unrecht und dem Rastelli recht.

19. Oktober. — Wegen eines bei der Abschätzung des dem Remondini Lazzaro zugeteilten Mastschweines geschehenen Irrtums, durch welchen dieser Genosse um L. 7.— geschädigt worden, schlägt Rastelli vor, diesen Schaden auf alle Genossen zu verteilen; dies wird einstimmig angenommen. Die Kommission hat den Vorschlag gemacht, dem Genossen Ansoldi Giuseppe für seine aufmerksame eifrige Sorgfalt während der Heckzeit der Mutterschweine eine Prämie zu erteilen. Die Versammlung setzt diese auf L. 7.50 fest.

2. November. — Es wird dem Genossen Ravarani die Busse von L. 5.— nachgelassen, welche über ihn wegen eines ohne Erlaubnis der Kommission versäumten Arbeitstages im Sommer verhängt worden war.

17. November. — Ingenienr Landrini erstattete Bericht

über die administrativen Resultate des Betriebsjahres 1888—89. Er erklärt die Satzungen des mit Giuseppe Mori für das neue Jahr abzuschliessenden Vertrages, und wird der Entscheid der Genossen und die Neukonstituierung der Societät auf eine spätere Versammlung verschoben.

21. November. — Das Statut und der Geschäftsvertrag werden verlesen und bei geheimer Abstimmung mit 20 Stimmen einstimmig acceptiert. Ferner wird ebenfalls durch geheime Abstimmung die neue technisch-administrative Kommission in folgender Zusammensetzung gewählt: Arrigoni Virginio, Boselli Giovanni, Mazzini Andrea und Rastelli Giuseppe. Ebenso wird gleichfalls durch geheime Abstimmung Rastelli Giuseppe zum Direktor ernannt.

Um über den Umfang der in Cittadella verrichteten Arbeiten eine Idee zu geben, veröffentliche ich die Bilanz der zwei Jahre, in denen ich Sekretär der Association gewesen.

Umsatz der landwirtschaftlichen

Soll. *in den Jahren*

	1887—88		1888—89	
An Arbeitslohn, fest zahlbar an die Genossen	10,209	40	10,936	84
„ Sämereien	2,888	62	2,754	86
„ Hagelversicherung	640	08	706	37
„ Feuerversicherung für Gebäude und Maschinen	188	98	188	98
„ Unfälle	589	55	45	50
„ Geräte, für den Gebrauch	512	85	979	93
„ Rebstecken, für den Gebrauch . . .	134	04	120	—
„ Dünger, für verschiedene Zwecke gekauft	333	—	301	—
„ diversen Spesen:				
für Lebensmittel	565	76	819	65
„ Kohlen und Holz für Lokomobile	519	14	643	12
„ Beleuchtung	103	—	95	50
„ Eisenwerk	112	—	—	—
„ Rechnung der Schmiede, Schreiner und Trogmacher	537	65	417	45
„ Material gegen die Peronospora der Weinstöcke	209	25	161	20
„ vereinigte Fütterungstätte des Vieh	156	74	—	—
„ andere Zwecke.	601	41	837	61
„ Mori, $4^1/_2$ % Zins auf L. 30,000 . .	—	—	1,350	—
„ „ für vereinbarte Rückzahlungen .	13,753	23	16,064	02
„ Gewinn zur Aufteilung unter die Genossen	—	—	1,075	—
	32,054	70	37,497	03

ɜnossenschaft Cittadella (Cremona)

ɜ87—88 und 1888—89.

Haben.

	1887—88		1888—89	
ı Getreide	8,780	10	7,702	86
Maggengomais, socialer Anteil . . .	5,940	—	7,039	19
Quarantinermais, " " . . .	299	25	260	—
Hafer	288	68	264	—
Leinsaat, socialer Anteil.	544	—	255	—
Melica rossa und Hanfsaat	147	20	85	—
Magazin für Lein und Hanf	755	01	342	60
Wellholz, d. h. Fall- und Schnittholzbürden	1,192	42	1,628	94
Umzäunungen	169	65	124	65
diverse Kulturen, Kartoffeln, Wirsingkohl, Rüben	666	99	1,053	53
Stall, Nutzen	1,190	37	4,382	71
Milchproduktion	2,241	28	2,939	75
Kälber	368	—	304	—
Mastschweine, socialer Anteil	531	75	688	84
Seidenraupenzucht, socialer Anteil . .	2,704	39	4,650	17
Trauben	4,659	89	4,898	19
Dreschen, Nutzen durch Dreschen ausserhalb des Gutes	325	72	—	—
Fohlen	—	—	150	—
Haus- und Bodenpacht	650	—	460	—
	32,054	70	37,497	03

Marmirolo Mantovano, 11. März 1896.

Lieber Freund!

. . . Wegen der Kolonie von Stagno Lombardo habe ich an den Rechtsanwalt Leonida Bissolati in Cremona geschrieben, einen Führer der socialdemokratischen Partei in Mailand, welcher mir wie folgt geantwortet hat:

„. . . Die Kooperative fiel dann aus Energiemangel des Eigentümers (ein Herr aus Cremona), welcher dem moralischen Kriege seiner Klasse nicht zu widerstehen vermochte; und sie fiel, wie und weshalb alle diese „Experimente“ fallen, welche innerhalb der kapitalistischen Welt gemacht werden. Es sind Experimente, aus denen, meines Erachtens, man gar keine positive Erfahrung schöpft. Ich war auch einer der Begünstiger des Versuches, zusammen mit Freund Rossi — ich weiss jetzt nicht, ob auch er nach dem weiteren Experiment der Kolonie Cecilia von der Illusion kuriert ist und begriffen hat, dass wir auf der Bahn der Utopie gewesen.“

. . . Lieber Alfred, das Milieu, welches mich umgibt, ist entmutigend, sehr entmutigend . . . Glücklicherweise fehlt mir nicht das Vertrauen auf eine bessere Zukunft, und verschaffen die Bücher jene Tröstungen, welche ich vergeblich bei den Menschen suche, welche in diesen Feldern wohnen. Jetzt darf ich mich nicht einmal nach Mantua begeben (sechs Kilometer von hier!) wegen der speciellen Beaufsichtigung durch die Sicherheitspolizei, und, denke dir nur, ich muss täglich um sechs Uhr abends nach Hause gehen! — Genug! Mein Vater ist allein, er ist schwach von Gesundheit, und habe ich nicht das Recht, ihn zu verlassen . . . sonst wäre ich schon längst über die Alpen oder jenseits des Weltmeeres. — Verzeih' die brüderlichen Auslassungen. — Grüsse herzlich die Genossen und empfange einen Händedruck von deinem dich liebenden Freunde Luigi Molinari.[1])

---

[1]) Mein lieber Freund und wackerer Genosse, Rechtsanwalt Luigi Molinari, der einstige unerschrockene Herausgeber der tapferen kleinen „Favilla“ in Mantua, die manchen Lichtfunken in eisenharte, hartnäckige Schädel geschleudert, wurde bekanntlich s. Z., wegen angeblicher Miturheberschaft an der Revolte in Massa-Carrara, kriegsgerichtlich — sein eigener Oheim war Mitschuldiger des Schreckensgerichtes — zu zweiundzwanzig Jahren Zuchthaus verurteilt, welches Urteil dann auf dem Revisionswege auf elf Jahre „abgemildert“ wurde, bis ihn eine Amnestie der oben näher skizzierten „Freiheit“ wieder schenkte.
Slovak.

Cremona, den 24. Mai 1896.

. . . . .

Ich antworte etwas verspätet auf Ihren Brief vom 13. crt., da ich die Notizen, die Sie wünschen, erst einholen musste. Vor einigen Tagen habe ich Ihnen ein Exemplar des Statuts der Kooperative von Cittadella gesandt, und hoffe ich, dass Sie es erhalten haben.

Die durch den guten Rossi begründete Kooperative hatte das Gut Cittadella in Pacht genommen, welches sich in der Gemeinde Stagno Lombardo, circa 9 Kilometer von Cremona entfernt, befindet. Dieses Gut hat eine Oberfläche von 1050 Hektaren, hiervon 650 Trockenland, mit Weinstöcken bebaut, und 400 durch mechanische Hülfsmittel bewässerbares Land, wechselweise bebaut, d. h. Wiese, Cerealien und Flachs.

Die Societät bestand drei Jahre lang, vom 11. November 1887 bis zum 11. November 1890, und ergab — sowohl in finanzieller als auch in technischer Hinsicht — die besten Resultate, trotzdem in allen drei Jahren zufolge der Witterungseinflüsse und der Traubenkrankheit die Ernte unter dem Mittel und besonders im ersten Jahre äusserst schlecht war. Aber auch im ersten Jahre erhielten alle Bauern die durch das Statut (Art. 21) vorgesehene Entlohnung, und hatte der Eigentümer im Vergleich zu den Vorjahren nichts zu verlieren. Die Bauern — welche aber gebildet, wacker und bedeutend entwickelter, als sie es gewöhnlich sind, waren — wandten sofort, und in vollem Vertrauen, die vervollkommneten Kultursysteme an und pflegten im allgemeinen jede Branche der Gesellschaft mit wahrer Liebe.

Infolge der Resultate des ersten Jahres kamen die Gesellschaft und der Eigentümer überein, dass — nach Abzug aller Spesen für Material, Waren, Handarbeitslohn und Miete an den Eigentümer, wie im ersten Jahre vom Bruttoertrage des Gutes — der Rest eingeteilt werden solle zu einem Drittel an die Bauern und zwei Dritteln an den Eigentümer. Es wurde die fernere Uebereinkunft getroffen, dass die durch die Societät zur Vermehrung des Wertes des Gutes selbst gemachten erhöhten Spesen für Fruchtbarmachung des Gutes zu zwei Dritteln vom Eigentümer gezahlt werden sollten. Auf dieser Basis erhielt im zweiten Jahre jede Bauernfamilie ausser den statutarisch festgesetzten Entschädigungen einen Nutzen von L. 100.—; im dritten Jahre (da auch der Fonds für die Einlösung des mobilen Kapitals laut Art. 30 aufgeteilt worden) hatte jede Familie eine Schlussdividende von L. 350.—. Der

Eigentümer bezog jetzt eine Rendite wie nie zuvor, und wie er sie auch nie in den darauffolgenden Jahren gehabt. Die mit so grosser Liebe geschaffene Arbeit der Bauern verschaffte auch ihm einen unerhofften Vorteil, und das trotz der mageren Ernten all' der drei Jahrgänge. Der Bruttoertrag per Jahr war circa L. 40,000, wovon L. 20,000 aufgebracht wurden durch die Kultivationsspesen und die Entlöhnungen u. s. w. an die Bauern und L. 20,000 auf den Eigentümer fielen für Pacht des Gutes. Es hatte darum den Anschein, als ob die Societät fortdauern und prosperieren sollte. Statt dessen löste sie sich am Ende des dritten Jahres auf, aber auf Grund vom Willen der Mitglieder unabhängiger Ursachen. Sie löste sich auf oder, besser gesagt, wurde aufgelöst auf speciellen Wunsch des Eigentümers. Es ist wohl wahr, dass er sein Interesse gefunden hatte, aber, friedfertigen und trägen Charakters, langweilte er sich bei einigen der vom Zaun gebrochenen Streitigkeiten unter den Bauern, welche in der Societät eine verlorene Suprematie wiedererlangen wollten; er ermüdete über der Arbeit und der Sorge, welche mit dem Kassendienste verknüpft waren, den er gewünscht hatte, um für das der Societät verkaufte, aber von ihr aus Geldmangel nicht bezahlte und zu 5 % verzinste mobile Kapital (Werkzeuge, Maschinen, Vieh) Garantie zu haben. Der Eigentümer zog es vor, keinen Verdruss zu haben und in der Rendite zu verlieren, und er liess die Versammlung der Mitglieder auflösen, welche sich selbstverständlich nicht dem Wunsche ihres Wohlthäters widersetzen konnte.

Dies sind die Notizen, die ich sammeln konnte.

Wie Sie also sehen, war es weder ein kollektivistisches, noch ein kommunistisch-anarchistisches Experiment; es war eine einfache Kooperative, welche vielleicht prosperiert hätte, wenn sie sich vom Eigentümer emancipieren und das Gut und das mobile Material hätte erwerben können.

Ich begrüsse Sie herzlich und drücke Ihnen die Hand als überzeugter Kollektivist.

Ihr

Ettore Guindani.

III.

Cecilia

bei Palmeira, Paranà, Brasilien

Ein kommunistisches Experiment.

Bevor ich das über die Kolonie Cecilia gesammelte Material folgen lasse, veröffentliche ich nachstehend die zwar bei späteren Anlässen gefallenen, aber nichtsdestoweniger stets aktuellen Aeusserungen von C. Timmermann, John Most und Peter Krapotkin über Experimentalkolonien jeder Art. Die Aufsätze dürften zu den im weiteren Verlauf dieses Bandes verschiedentlich abgegebenen Voten eine Ergänzung bilden.

Der Uebersetzer.

An die kommunistischen Kolonie-Phantasten.

In verschiedenen fortschrittlichen Arbeiterkreisen ist allem Anschein nach eine Epidemie ausgebrochen, welche sich in Form eines Wahngebildes bemerkbar macht. Leute, denen man sonst stets ein gesundes Urteil zutrauen konnte, plagen sich jetzt mit einer Illusion herum, greifen mit ausgebreiteten Armen nach einem Glück, welches innerhalb der bestehenden Gesellschaftsform nie und nimmer realisierbar sein wird. Der kommunistische Koloniegründungsbacillus, welcher jetzt in manchem Schädel sein Unwesen treibt und gar viele plötzlich blind und närrisch macht und eine wahre Drehkrankheit hervorruft, sei hiermit etwas unter die Loupe genommen.

Wenn mit einem guten und ehrlichen Willen schon alles gethan wäre, was zur Begründung und Erhaltung einer kommunistischen Kolonie notwendig erscheint, so möchte die Sache schon gehen, aber der Satan „Wirklichkeit“ spuckt unseren Phantasten ganz gehörig in die so schön zusammengepantschte Commune-Suppe.

O, ich begreife es wohl! Ihr sehnt euch nach etwas Eigenem, nach einer sicheren Existenz, nach einem Heim, das euch niemand entreissen kann. Niemand!? O, könntet ihr die Flüche zählen, könntet ihr den Jammer und das Elend sehen von allen jenen, welche gleichfalls jenen schönen Traum träumten, zu dessen Verwirklichung schritten und um alle Hoffnungen

betrogen, der Verzweiflung anheimgefallen, müde und gebrochen endlich ihres Weges wieder weiter ziehen mussten oder an Ort und Stelle langsam verkümmerten, um endlich unterzugehen. Ihr wollt innerhalb des heutigen Wirtschaftssystems schon eure Ideale verwirklichen? Ihr wollt keine Herren und schon heute die Früchte eurer Arbeit geniessen? O, schöner Gedanke! Aber seht ihr dort die alles kontrollierenden Eisenbahnmagnaten und die alles verschlingenden Landmonopolisten und ihre Agenten? Sie kontrollieren vermittelst ihrer Machtstellung direkt wie indirekt sowohl die Produktion als auch die Konsumtion, sowie den Transport, und hinter ihnen steht als ihr Beschützer der allmächtige Staat. Die Farmer im Westen können ein Lied, ein trauriges, ergreifendes Lied davon singen. Ich habe ganze Gegenden durchwandert, wo den Farmern nach einem ganzen Leben voll Entbehrungen und fast übermenschlichen Anstrengungen statt eines gesicherten Heims, die endliche Austreibung von Haus und Hof entgegenstarrte. Sie waren mit der Zeit nur noch Eigentümer dem Namen nach geworden — geduldete Knechte des Grosskapitals. Dieser Prozess vollzieht sich täglich und stündlich. Und ihr glaubt euch diesem gegenüber mit einer Mauer umgeben zu können; Ihr glaubt euch dem Entwicklungsgang des Grosskapitals entziehen zu können? Eitler Wahn! Ihr jagt einer Fata morgana nach. Ihr macht euch nur lächerlich, trotzdem die Sache an und für sich sehr, ja sehr traurig ist. Gehen wir jedoch jetzt noch etwas näher auf die Communegründerei ein.

In erster Linie gehört zu besagtem Unternehmen Geld, Geld und nochmals Geld. Diejenigen, welche den finanziellen Anforderungen nachkommen können, sind naturgemäss Spiessbürger, bei denen der Kommunismus, wenn er überhaupt gewünscht wird, nur das Aschenbrödel abgibt. Die grosse Mehrzahl der Applikanten aber besteht aus armen Teufeln, deren ganzer Reichtum in ihrer Illusion zu suchen ist, und die folglich nicht ernst zu nehmen sind. Diejenigen Arbeiter jedoch, welche den nötigen schnöden Mammon besitzen und dennoch aufrichtig mit Herz und Hand bei der Sache sind, sind so dünn gesät, dass sie nicht in Betracht kommen. Falls sich jedoch einige der letzteren zusammenfinden möchten, so fiele das Unternehmen so klein aus, dass von einer Commune im wahren Sinne des Wortes nicht die Rede sein könnte und von dem individuellen Vorgehen einzelner kaum nennenswert zu unterscheiden wäre. Hiermit würde auch das Argument fallen, dass man durch eine grosse Kooperation dem Schicksal

der westlichen individuell arbeitenden Farmer entgehen will, denn wo der Unterschied kein nennenswerter ist, sind auch die Folgen dieselben.

Einige dieser Kolonieschwärmer sind mit einer wahren kindlichen Einfalt behaftet. Indem selbstverständlich das Geld zum Ankauf von kultivierten Ländereien fehlt, so soll es nach entlegenen Gegenden hingehen, wo man das Land umsonst oder wenigstens für eine Bagatelle zugesprochen erhält. Die Mittel zum Anbau von Häusern, zum Ankauf von Maschinen und sonstigem Material sollen durch Hypotheken herbeigeschafft werden. Selbstverständlich ist es für die Eisenbahnmagnaten und Landagenten vom grossen Interesse, wenn wertlose Gegenden der Kultur zugänglich gemacht werden, und so wäre es nicht unmöglich, wenn diese durch ihre Unteragenten für das Fehlende Sorge tragen liessen. Dann wären unsere Kolonisten aber nur Mittel zum Zweck und wären jenen Herren gleich von Anbeginn auf Gnade und Ungnade übergeben. Sie könnten sich für diese abrackern, bis sie schwarz würden und — wie allbekannt — wenn der Mohr seine Schuldigkeit gethan hat, kann er gehen. — — Um sich aber bis auf das Knochenmark ausbeuten zu lassen, dazu braucht man wahrlich nicht gleich schnurstracks in die Wildnis zu rennen, denn das Vergnügen kann jeder Einzelne sich auch hier erlauben, ohne erst noch das Prinzip „praktisch“ zu malträtieren.

Angenommen, es fände sich sonst irgend ein Kapitalist, welcher zu geringen Zinsen das nötige Geld vorstreckte, so würde sie auch diese Last erdrücken, speciell da in den ersten Jahren bei einem zu kultivierenden Boden auf Erfolg nicht zu rechnen ist; ausserdem wären Missernten nicht ausgeschlossen und würden dem Fass sofort den Boden ausschlagen.

Nehmen wir jetzt den allergünstigsten Fall an: Ein reicher Philanthrop würde den angehenden Kolonisten die zu ihrem Unternehmen notwendige Summe schenken. Als Antwort sei hier auf die vielen diesbezüglichen Versuche hingewiesen, welche bereits zu verschiedenen Zeiten gemacht wurden. Entweder schlugen dieselben gänzlich fehl oder die Beteiligten entwickelten sich zu Ausbeutern, was doch unbedingt nicht bezweckt werden soll und was auch heute kaum mehr möglich wäre.

Der jetzige Industriebarbeiter ist möglicheist einstig ausgebildet. Er ist das Stück einer Maschine, welches beständig dieselben Bewegungen macht, während er bei besagtem Unternehmen äusserst vielseitig sein muss, und ist mit der damit ver-

bundenen Arbeit und deren näheren Umständen nicht im geringsten vertraut, noch an dieselbe gewöhnt, so dass er nur zu oft wie der einfältigste Tölpel dastehen wird. Auch wird es ihm sehr schwer fallen, so manchem kulturellen Vorteil, so mancher alten Angewohnheit vollständig entsagen zu müssen. Gar mancher, dem das grossstädtische Leben sozusagen zur zweiten Natur geworden ist, wird allein schon durch diesen plötzlichen Wechsel unsägliche Qualen erleiden. Ausserdem sind die meisten ausgemergelt, verzärtelt und mit verschiedenen Krankheiten behaftet, und sind folglich kaum in der Lage, den an sie herantretenden Strapazen dauernd Stand zu halten.

Ein weiterer Faktor, der sehr in Betracht kommt und schon einige Gründungen auseinandergetrieben hat, ist die Zwietracht. Wenn statt dem erwünschten und versprochenen Paradies unabsehbare Entbehrungen, Mühsal und Misserfolge sich einstellen, so ist nur zu leicht der Zank die Folge. Einer wälzt die Schuld auf den andern. Jeder will das Richtige angeraten haben und hat ein Universalmittel in der Tasche. Wie allbekannt: bei der leeren Krippe schlagen sich sogar die Pferde, und warum sollten dies nicht auch unsere Kolonisten thun? Ausserdem mögen die von der Natur so sehr verschieden verteilten Bedürfnisse und Fähigkeiten der Individuen unter diesen Umständen als Zankäpfel dienen. Oder sollen die Leistungen wieder nach echt kapitalistischem Muster vermittelst Geld entlohnt werden? Uebrigens ist dieser Teufelsdreck nicht zu umgehen, will man sich nicht von der ganzen übrigen Welt vollständig abschliessen.

Ferner ist die Gebundenheit der einzelnen Individuen an die Kolonie in Betracht zu ziehen. Hier ist es nicht so wie in der freien Gesellschaft, wie wir sie uns vorstellen, dass das Individuum, falls es mit den Einrichtungen und Personen der einen Gruppe oder Commune nicht harmoniert, sich ohne Nachteil sofort einer andern anschliessen kann. Hier ist nur die eine Gesellschaft, und falls es ihm dort unerträglich wird und, — wenn er überhaupt noch wegkommen kann — seines Weges zieht, so verliert er alles, was so leicht niemand unternimmt. Dieses gezwungene Zusammensein aber kann unter Umständen für manchen zu einer Hölle, zu einem Gefängnisleben sich gestalten.

In Betracht ist ferner zu ziehen, dass sich die Commune den Vereinigten Staaten-Gesetzen zu unterwerfen hat. Sich dagegen zu sträuben, wird wohl kaum möglich sein. Die

starken Mormonen in Utah haben unter den günstigsten Bedingungen mit Ausdauer und Energie diesem getrotzt und mussten trotzdem endlich die Segel streichen. Also bliebe von einer freien Gesellschaft, wie wir uns sie ausmalen, kaum der Schatten übrig, falls ein Unternehmen wie das besprochene Bestand haben würde.

Nehmen wir jetzt einmal an, das kaum Glaubliche ginge in Erfüllung und die kommunistische Gemeinde hätte grosse Erfolge aufzuweisen, so dass sie inmitten der heutigen Gesellschaft als ein leuchtendes Beispiel für unsere Prinzipien dastände und zur Nachahmung anspornte. Ja, aber wer ist denn so naiv zu glauben, die Reaktion würde diesem mit verschränkten Armen unthätig zusehen? Dieselbe würde das ihr gefährlich werdende Unternehmen auf irgend eine Art und Weise schon bei Zeiten zu Grunde richten. Mit Leichtigkeit könnte dasselbe von ihren Feinden isoliert und dem Verfall preisgegeben oder unter irgend einem Vorwande aufgehoben werden.

Zum Schluss sei noch auf den ungeheuren Schaden hingewiesen, der der Arbeiterbewegung entstehen müsste, wenn diese Flucht des fortschrittlichen Elements vom socialen Kampfplatz (denn etwas anderes ist es doch nicht) grosse Dimensionen annehmen würde. Nicht in den Einöden und Urwäldern wird die sociale Revolution verbreitet und ausgefochten, sondern in den Industrie-Centren. Und wenn hier sociale Kämpfe toben, die Pioniere einer wirklich freien Gesellschaft im Feuer stehen, werden jene Ausreisser festgebannt auf ihrer Scholle hocken und mit Spannnng den Berichten lauschen, d. h. wenn ihnen hierzu noch Zeit, Musse und Lust übrig geblieben sind —, oder sie sind schon längst wieder durch die eiserne Notwendigkeit in unsere Reihen zurückgepeitscht worden. Nein! wir Industriearbeiter haben ein anderes Feld zu bestellen, einen anderen Boden zu beackern als den einer Farm; wir haben den Boden der Gesellschaft umzupflügen und zu besäen. Komme man ja nicht mit der faulen Ausrede, dass eure Thorheit auch jenem Zwecke dienen solle; es ist und bleibt eine Flucht. Denn wer in den Herzen versteht zu lesen, der sieht oft mehr, als die Lippen auszusprechen wagen. Thut, was ihr nicht lassen könnt — aber es wird sich bitter rächen.

Allen jenen aber, welche noch nicht vollständig vom Pessimismus zerfressen sind (denn dieser hat mehr mit besagtem Narrenspiel zu thun, als man ahnt), welche noch ein volles Herz zum Hassen und zum Lieben ihr eigen nennen,

rufe ich zu: Harret aus auf eurem Posten, bis allen durch die sociale Revolution und die Anarchie ein Paradies auf Erden geschaffen ist! C. Timmermann.

(Aus: „Die Freiheit", New-York, vom 15. Februar 1896.)

John Most zur Kolonisationsfrage.

New-York, Nov. 1895.

Vor einigen Wochen brachte die „Freiheit" eine Notiz, laut welcher in Higbee, Mo., eine kommunistische Gemeinde im Entstehen begriffen sei. Ich interessierte mich für dieses Unternehmen und bestellte den „Altruist". Soviel ich Englisch lesen kann, besteht dieses Organ seit 1868, dasselbe Format wie die „Freiheit", und kostet bloss 25 Cents das Jahr. Warum sollten von den Lesern der „Freiheit" sich nicht auch gleichgesinnte Männer und Frauen finden, um in nicht zu weiter Ferne von New-York eine anarchistisch-kommunistische Gemeinde zu gründen?

Die ewige Finanzklemme der „Freiheit" hätte dann ein Ende, denn wir könnten unser Organ daselbst herstellen, wo wir keine Miete und nur geringe Herstellungskosten haben würden.

Ich kenne einen anarchistischen Vorarbeiter, welcher sofort sich mit 500 Dollars daran beteiligen würde. Zu bemerken ist noch, dass durch den Hinweis auf eine solche Gesellschaft, die, ohne den Staat anzurufen, gedeihen kann, die anarchistische Agitation bedeutend erleichtert und gefördert werden könnte. Darum, Genossen, überlegt und drückt eure Meinung über diese Sache aus.

Mit rev. Gruss F. Nadler.

NB. Die Redaktion der „Freiheit" macht hiezu vorerst nur ? ? ? (Aus: „Die Freiheit", New-York, von 11. November 1895.)

In Sachen der Kommunistischen Kolonie, welche fast in jeder Nummer der „Freiheit" von sich hören lässt, werden wir von den Genossen in ein wahres Kreuzfeuer genommen. Die einen verlangen, dass wir auch editoriell dafür die Pauke schlagen sollen, statt, wie sie sich ausdrücken, der Sache gegenüber eine mehr als kalte Schulter zu zeigen; die andern wünschen, dass die Spalten der „Freiheit" einer, wie diese wiederum sagen, von vornherein verlorenen Sache ver-

schlossen bleiben sollten, wenn wir es nicht verzögen, unsere warnende Stimme hinsichtlich des ganzen Unternehmens zu erheben. Dazu müssen wir nun ein Wort sagen.

Wir sind allerdings der Meinung, dass die Kolonisten unser Blatt in etwas sehr ausgedehntem Masstabe in Anspruch nehmen, da wir aber dieselben als gute Genossen kennen, welche sicherlich nur ehrliche Absichten und das Beste mit ihrem Unternehmen im Sinne haben, so dürfen wir ihnen die Möglichkeit, sich hörbar zu machen, nicht ganz und gar abschneiden.

Andererseits ist unser Standpunkt allem und jedem Kolonialwesen gegenüber, wie es immer innerhalb der heutigen Gesellschaft von armen Teufeln ins Werk gesetzt werden kann, wohl bekannt. Unsere auf Grund der Erfahrung und genauer Kenntnis der Geschichte aller neuzeitlichen Kommunisten-Kolonien gewonnene Ueberzeugung erlaubt es uns vorerst nicht, an das Gelingen des Unternehmens zu glauben. Im höchsten Fall vermögen wir es als ein neues Experiment, als einen Versuch aufzufassen, die anarchistisch-kommunistische Idee „en miniature“ zu realisieren.

Erst dieser Tage erhielten wir wieder eine Nachricht, wonach die in Kansas errichtete Kolonie, wie sie durch die Agitation des „Altruist“ zu stande kam, in einem miserablen Zustande sich befindet und alsbald wieder aus dem Leim gehen wird. Auch sollte es noch einem jedem im Gedächtnis sein, wie schmählich die „Freiland“-Expedition des Dr. Hertzka auf der Stelle scheiterte, als man von der Theorie zur Praxis übergehen wollte, obgleich dieselbe reichlich mit Geldmitteln und massenhaft mit Gütern für den Anfang ausgerüstet war.

Endlich zeigt der Ruf nach Geld, welcher in unserer heutigen Nummer seitens der Kolonisten von „Liberta Vesta“ erhoben wird, dass dieselben eigentlich jetzt schon sich materiell in der Klemme befinden, wie das ja gar nicht anders sein kann. Zudem glauben wir kaum, das die „Freiheits“-Leser besonders viel leisten werden oder können, ansonsten sie wenigstens ihre Abonnementsbeträge regelmässig entrichteten, was bekanntlich durchaus nicht der Fall ist.

Aber gesetzt den Fall, es ginge alles nach Wunsch, es bildeten sich solche Klubs in genügender Zahl und die Gelder flössen wie verlangt, so dass nach und nach diverse Mitglieder in der Kolonie Aufnahme fänden — was wäre die Folge? Es würde lediglich noch in Kolonisterei gemacht, das grosse

Ziel der anarchistischen Bewegung aber würde gänzlich ausser Augen gelassen.

Geht es dann hintennach doch schief, so liefen die Leute eben wieder auseinander, bitteren Groll gegen diejenigen im Herzen, welche sie zum Anschluss an die Kolonie angeregt hatten. Und wir vermuten sehr, dass solch' ein Zusammenbruch um so rascher erfolgen würde, je zahlreicher die Kolonisten wären.

Es liegt ja auf der Hand, dass da auf lange Zeit hinaus eher härter als weniger intensiv gearbeitet werden müsste, als unter der kapitalistischen Ausbeutung, und dass dafür lediglich Kost und Quartier geboten werden könnte, während auf jeglichen Luxus und auf herkömmlich gewohnte Vergnügungen verzichtet werden müsste. Einer solchen opfermutigen Ausdauer sind aber nur wenige fähig. Die meisten werden alsbald ungeduldig und mürrisch und fangen an zu krakelen. Insbesondere ist solches seitens der edlen Weiblichkeit zu gewärtigen. Umsomehr ist ein derartiger Verlauf der Dinge zu gewärtigen, als ja so eine Kolonie gar nicht für sich abgeschlossen existieren könnte, sondern mit der sie umgebenden Aussenwelt per Geldwirtschaft Handel treiben müsste, welcher Umstand allein schon genügte, jene Schwächen und Untugenden, welche den Menschen des jetzigen Gesellschaftssystems anhaften, auch bei den Kolonisten nicht zum Absterben gelangen zu lassen.

Bleibt es aber beim kleinen Massstabe, so mag — immer vorausgesetzt, dass die Mittel nicht gar zu winzig sind und dass sonst alles klappt, keine Missernte eintritt, guter Absatz der Produkte stattfindet u. s. w. — man es — ja zu was denn? — nun zu einer leidlichen Partnerschafts-Farm bringen, die es ihren Angehörigen erlaubt, ein halbwegs menschliches Dasein zu führen, wie es jenen Mittelbauern in Amerika noch beschieden ist, welche „Glück“ haben, schuldenfrei bleiben und nicht von Wucherern früher oder später den Hals abgeschnitten bekommen.

Aus allen diesen Erwägungen vermögen wir uns nicht für die vorliegende Angelegenheit zu begeistern. Wenn andere von optimistischerer Denkungsart sind, so mögen sie den Versuch wagen. Täuschen wir uns und wendet sich alles wider unser Erwarten zum besten, so werden wir das gerne und mit Freuden konstatieren. Ohnehin werden wir nicht ermangeln, von Zeit zu Zeit über den Gang der diesbezüglichen Dinge Bericht zu erstatten.

John Most.

(Aus: „Die Freiheit“, New-York, vom 28. März 1896.)

Aus Australien kommt die Kunde, dass die kommunistische Kolonie, welche vor einiger Zeit etwa 600 australische Arbeiter in Uruguay (Südamerika) anlegten, in einem totalen Fehlschlag endete und dass die meisten der Experimenteure in elendem Zustande (meist unter Zuhülfenahme öffentlicher Unterstützung) in ihrer früheren Heimat wieder angelangt sind. Das war vorauszusehen. Wenn man aus nichts, gleich dem sagenhaften Herrgott, alles machen könnte, dann würde freilich der Menschheit die nächste und hoffentlich letzte Revolution erspart. So aber bleibt es dabei: Erst muss man den Blutegeln der Welt Salz auf die Schwänze streuen, auf dass sie wieder von sich geben, was sie geschluckt, hernach kann man kommunistisch wirtschaften.

John Most.

(Aus: „Die Freiheit", New-York, vom 11. April 1896.)

Krapotkin und die Kolonisation.

Einige unserer Genossen in Nord-England, welche die Idee gefasst hatten, sei es in Tyneside, sei es in Wearside, eine kommunistische Kolonie zu gründen, woselbst sie die für das Unternehmen benötigten Ländereien zu kaufen suchen, haben Krapotkin eingeladen, sich der Association in der Eigenschaft eines Schatzmeisters anzuschliessen, auf welche Einladung Krapotkin mit folgendem Schreiben geantwortet hat: [1])

„Ich danke euch herzlich für das Vertrauen und die klare Exposition, aber gestattet mir, euch sofort zu sagen, dass ich in keinem Falle es acceptieren könnte, euer Schatzmeister zu werden, indem ich zur Rechnungsführung, sei es die eigene, sei es die der anderen, die am wenigsten geeignete Persönlichkeit bin.

Zudem habe ich unter den gegenwärtigen Bedingungen nur wenig Vertrauen auf das Gelingen dieses Unternehmens, und schmerzt es mich, zu sehen, wie Freunde sich momentan dem Werke der Propaganda und der definitiven Befreiung entziehen,

[1]) Dieser Brief ist bereits vor einem Jahre geschrieben, aber die in selbigem ausgesprochenen Wahrheiten sind und bleiben stets aktuell.
Notiz der Redaktion.

um sich gänzlich einem oft fruchtlosen Versuche zu widmen, der vielleicht zu einer sicheren Enttäuschung führt.

Nichtsdestoweniger muss ich aber zugeben, dass euer Projekt in sich mehr zum Gelingen führende Elemente trägt, als der grössere Teil der anderen, die früher ins Leben gerufen worden. Anderseits hat man immer recht, ein Experiment zu machen, wenn man entschlossen ist, alles zu versuchen, um es zu einem guten Ende zu führen; hier einige Betrachtungen, die mir durch euer Projekt eingegeben worden.

In erster Linie denke ich, dass es besser wäre, sich in der Nähe grosser Städte niederzulassen, und nicht in einem fernen Lande, da die Schwierigkeiten und die Reisekosten, die klimatischen Unterschiede und die Hindernisse jeglicher Art berücksichtigt werden müssen, gegen welche die Pioniere zu kämpfen haben würden (von welchen meine Freunde und ich mit völliger Sachkenntnis sprechen können). Dagegen hat man nahe bei den Städten die Wohlthat aller Hülfsquellen der Civilisation; man bricht nicht gezwungenerweise mit dem intellektuellen, wissenschaftlichen und künstlerischen Leben von seinesgleichen; der Kampf ums Dasein ist weniger rauh, indem man von der akkumulierten Erfahrung der Väter und der Mitbürger profitiert; und zudem wäre es hier leichter, den gewöhnlichen Lauf des individuellen Lebens wieder aufzunehmen, falls man, vorübergehend oder für immer, auf die Association verzichten sollte.

Wir haben es nicht notwendig, das Beispiel unserer Grossväter nachzuahmen, die durch eine oft ihre Kräfte überschreitende Arbeit mit Hülfe roher Werkzeuge jungfräulichen Boden kultivierten. Ein modernes Gemeinwesen muss der Produktion neue Wege wie auch dem Konsum neue Abflusspunkte eröffnen, vermittelst einer intensiven Kultur, eines vervollkommneten Gartenbaues, der Treibhauskultur von Früchten und Frühgemüse, welche die Ernte sicherstellt. Dank der Verschiedenheit der Produkte und der angewandten Kulturmethoden, welche es dem Gemeinwesen gestatten, die Fähigkeiten eines jeden einzelnen, selbst der Schwächsten, nutzbringend zu verwerten; denn man weiss ja, wie der grösste Teil der Stadtarbeiter durch die mörderischen Verhältnisse des industriellen Organismus geschwächt wird.

Es ist ferner unumgänglich, dass ein Gemeinwesen, welches dieses Namens würdig sein soll, mit der alten klösterlichen und cölibatären Auffassung bricht und sich auf dem Prinzipe der Association zwischen von einander unabhängigen Familien be-

gründet, die ihre Kräfte vom Gesichtspunkte des moralischen und materiellen Wohlergehens aller aus kombinieren. Die Theorie, laut welcher das Familienleben unter dem Vorwande einiger Ersparnis an Lebensmitteln, an Brennmaterial und an Raum absolut unorganisiert sein müsse, ist absolut falsch, und die Bauern von Anana, das junge Ikarien und andere Associationen haben recht gehabt, diese Theorie auszuscheiden, indem sie so viel als möglich sich in zahlreichen Gruppen von Familien und Freunden zusammenschlossen, dies selbst in der Weise der Einnahme ihrer Mahlzeiten.

Es scheint mir zur Evidenz bewiesen, dass, indem die Menschen weder Engel sind, noch aber auch Sklaven, wie die autoritären Utopisten es glauben, die anarchistischen Prinzipien die einzigen sind, mit deren Hülfe ein Gemeinwesen zu begründen wäre, welches einige Aussicht auf möglichen Erfolg haben könnte. In der Geschichte zahlreicher kommunitären Associationen habe ich die Bemerkung gemacht, dass die Wahl einer beliebigen Autorität stets das Signal des Untergangs gewesen ist, während diejenigen, denen es gelungen, sich solid oder teilweise zu befestigen, keiner anderen Kontrolle unterworfen gewesen, als dem einstimmigen Willen aller, und es vorgezogen haben, wie es noch Millionen von slovakischen Bauern und deutschen Kommunisten in Amerika üben, die Fragen zu diskutieren, bis die allgemeine Zustimmung erreicht worden. Es ist begreiflich, dass in einem engen Kreise der Kampf um die Leitung bald einen akuten Charakter annimmt; deshalb raten wir den Anhängern des Wahlsystems auf der Basis des Majoritätsprinzips, sich vor der seit Jahrhunderten in Tausenden von ländlichen Gemeinwesen in die Praxis umgesetzten Thatsache zu beugen und sich daran zu erinnern, dass das Wahlsystem auf der Basis des Mehrheitsprinzips stets desorganisiert, niemals aber das Gelingen gesichert hat. Es scheint mir nach meinen eigenen Studien, sowie auch nach denen vieler russischer und orientalischer Autoren, die ohne vorgefasste Theorien geschrieben, ohne Bevorzugung bestimmter Systeme, bewiesen zu sein, dass das Elend, die Langeweile und vor allen Dingen die Entwicklung des Geistes der Intrigue zur Bemächtigung der Autorität fast immer die thatsächlichen Ursachen des Unterganges der Gemeinwesen repräsentieren. Nach dem, wie ich euren Brief beurteilen kann, habt ihr euch vorgenommen, diese verhängnisvolle Klippe zu vermeiden, und ziehe ich aus eurem Unternehmen die Hoffnung einer ersten Wahrscheinlichkeit des Gelingens.

Ihr werdet auch mit mir die Ansicht teilen, dass es notwendig ist, in dem erstehenden Gemeinwesen die häuslichen Arbeiten auf das strikte Minimum zu reduzieren. Viele Associationen kümmern sich nicht um diesen Punkt: die Frauen und Kinder sind daselbst Sklaven der häuslichen Arbeit, einer Arbeit, die, vereint mit der Aufzucht der Kinder, ebenso mühselig und nicht minder wichtig ist, als die Feldarbeit und alle andern männlichen Beschäftigungen. Aber während alle Kräfte des Gemeinwesens auf eine Vervollkommnung der Kultur hinzielen vermittelst besserer landwirtschaftlicher Maschinen, denkt niemand daran, auch nur die geringste Mühewaltung der Frau zu ersparen: vielleicht wurden in dieser Hinsicht einige Versuche im Familistère von Guise gemacht, aber das ist nur ein Anfang.

Aber wie viele Schwierigkeiten sind noch, unabhängig von diesen schwer ins Gewicht fallenden Betrachtungen, von denen zu überwinden, welche die Grundlagen einer fruchtbaren Association suchen!

Die Abwesenheit des kommunitären Geistes ist gewiss nicht eine der geringsten Schwierigkeiten; aber während die essentiellen Züge des Charakters sich nur unmerklich durch eine langsame Erziehung ändern, können die verschiedenen Kombinationen des individualistischen Elementes mit dem altruistischen Elemente tief seine Natur modifizieren, und wie beide zur früheren Entwicklung schreiten, entwickeln sich diese Modifikationen im Individuum sowohl als auch in der Gesellschaft so leicht und so prompt, dass der Sociologe, wenn er sich nur die Mühe nehmen wollte, sie zu studieren, sicherlich darüber erstaunt sein würde.

Eines der Haupthindernisse beruht in den engen Proportionen des Unternehmens. In einer ansehnlichen Association springen die Rauhheiten der Charaktere weniger in die Augen, werden die Fehler eines jeden weniger rasch bemerkt, indem sie niemals so hohe Wichtigkeit annehmen; aber in einem engen Kreise erlangen sie verhältnismässig eine grössere Tragweite und werden verhasst: die Beziehungen zum Nächsten sind engere, die Berührung ist intimer; die eigentümlichen Züge des Charakters wachsen an in den Kleinlichkeiten des täglichen Lebens. Das naheliegende bekannte Beispiel der in einem Raume eingeschlossenen zwanzig Gefangenen, oder der zwanzig Passagiere eines Dampfers, die so weit gelangen, dass sie sich wegen kindischer Fehler zu hassen beginnen, ist nur zu angebracht und gerechtfertigt.

Dieses Experiment müsste also im grossen Massstabe gemacht werden, und wird das letzte Wort nicht gesprochen werden können, bevor sich nicht eine Stadt von mindestens 20 000 Einwohnern organisiert hat auf Grund einer angemessenen Verteilung der Lebensbedürfnisse — Wohnung, Mobiliar, Nahrung, Kleidung — und freie Gruppen gebildet hat zur Befriedigung der künstlerischen, wissenschaftlichen und litterarischen Bedürfnisse, selbst der Träume eines jeden einzelnen. Nur dann werden wir wissen, ob unsere Zeitgenossen für ein Leben im Kommunismus geeignet sind, und scheint es mir, dass es nicht so schwierig ist, wie man sagt, diese Erfahrung zu versuchen.

Gehen wir zu einer weiteren Ursache des Misserfolges über: Wir sind keine Wilden, um etwa, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, in Zelten hausend, das nomadische Leben wieder aufnehmen zu können. Wenn auch das Gesetz in Bezug auf das Tragen von Waffen nicht bestehen würde, so haben wir doch heute andere Bedürfnisse als einige Tropfen Branntwein, die im Austausch für Tierfelle erhältlich wären. Aber in der Mehrheit der Fälle beginnt eine erstehende Association, anstatt des gemeinsamen Kapitals sich erfreuen zu können, welches in der durch frühere Generationen akkumulierten Arbeit besteht, mit weniger als gar nichts; schon der Kauf des zur Errichtung benötigten Grund und Bodens wird abgetrieben, von den Nachbarn, Eigentümern oder Industriellen wird sie schel angesehen. Im Hinterhalt lauert die Not, welche endlich alle zerstreut. Ich werde also nie zu viel darauf bestehen können, dass die Klugheit eures Entschlusses es erfordert, sofort eine gute und ernsthafte, intensive Kultur in Angriff zu nehmen unter der Leitung guter Agronomen, als eine der ertragreichsten Industrien.

Ebenso werdet ihr gegen die grosse Ermüdung der ersten Arbeiten, wie Vermessungen, Umgraben, Bewässerung, Bauten, zu kämpfen haben; wenige der städtischen Arbeiter sind daran gewöhnt, und doch werdet ihr damit beginnen müssen.

Wenn die Kolonie prosperiert, werden Neuankömmlinge nicht verfehlen, sie zu belagern: Entgleiste, die im Leben kein Glück gehabt, die der Beschäftigungslosigkeit, den Entbehrungen jeglicher Art, nicht zu widerstehen vermochten, die sich vom Strome mitreissen lassen, ein Ding, welches schwer von Leuten begriffen wird, denen nie etwas in ihrem Leben gefehlt hat. Bevor sie zur Arbeit eingestellt werden können, werden diese Uebelangekommenen einer Wiederauffrischung ihrer Kräfte

bedürfen durch gute Nahrung, wenn es dazu nicht schon zu spät sein sollte. Hier liegt die Klippe, auf welcher viele amerikanische Associationen Schiffbruch erlitten; einige wichen ihr aus, indem sie sich als individualistisch bezeichneten — Bourgeois, denen es gelungen, die Vorteile der Position für sich zu erhalten! — Das hiesse sofort, das Prinzip der Association selbst zu verleugnen und sich zum Untergang zu verurteilen, zufolge des eingeführten socialen Elementes; andere nahmen die Neuankömmlinge auf nicht ohne ein gewisses Uebelwollen, unter dem Vorwande, sie seien nicht mit ihnen gewesen bei der mühseligen Arbeit, und sie fanden ihr Ende, indem die wachsende Flut der Eindringlinge sie überschwemmte, ertränkte: dies ist vielleicht das ernsthafteste Hindernis bei Errichtung kommunistischer Kolonien, die dann eben deshalb zu Grunde gehen, weil sie gelungen sind.

Aus diesem Grunde haben einige socialistische Führer Amerikas, gefolgt von zahlreichen Anhängern aus den mittleren Klassen, zufolge der letzten Streiks in Chicago sich entschlossen, sich in einen fernen Staat der Union zurückzuziehen, woselbst es ihnen leichter geworden wäre, sich gegen Eindringlinge zu wehren, als es den kleinen kommunistischen Kolonien möglich gewesen.

Mir liegt der Gedanke fern, die Genossen mutlos zu machen, aber ein gut gewarnter Mann ist gleich einem gut bewaffneten Manne: je besser man die Schwierigkeiten kennt, um so besser kann man sie bekämpfen; und wenn die Erfahrung euch versucht, so zögert nicht und macht sie jetzt, wo ihr die Gefahren kennt; in dem, was ernsthaft gethan wird, sind immer Elemente vorhanden, die Genossen zu belehren und zu unterrichten.

Folget dieser Bahn, wenn sie euch anzieht, ihr habt etwas mehr Möglichkeit des Gelingens als eure Vorläufer. Auf alle Fälle werden euch Sympathien nicht fehlen, und die meine wird euch verbleiben und nachfolgen. Ich ermächtige euch, diesen Brief zu veröffentlichen, wenn ihr glaubt, dadurch eurem Unternehmen einige Mitstreiter zu schaffen, oder dadurch den Genossen, welche sich zur Begründung einer kommunistischen Kolonie associieren, von einigem geringen Nutzen zu sein.

Mit Brudergruss

Euer

Peter.

(Aus: „Les Temps Nouveaux", Paris, 9.–15. Mai 1896.)



Euch Unbekannten, Ungezählten und Ungenannten, die Ihr als irrende, suchende Menschen im fernen Urwald, unter sengender Tropensonne, in bescheidenem, stetigem Wissens- und Schaffensdrange, wahrheitsdurstig, mit „rauchenden Köpfen“ und „brennenden Herzen“, geliebt und gehasst, gelitten, gestritten, verzweifelt und gehofft, für Euer stolzes Ideal gerungen und gestrebt; Euch, die kein Zunftsgeschichtswerk nennen, kaum ein „wissenschaftlicher“ Socialist erwähnen wird; Euch setze ich durch diese wort- und sinngetreue Uebertragung des Berichtes über Euer Wirken im Herzen des freiheitssehnsüchtigen, kämpfenden und hoffenden Proletariates deutscher Zunge ein schlichtes Denkmal.

Der Uebersetzer.

Die Kolonie Cecilia.

(Aus „Un comune socialista", parte terza.)

Wenn ich nicht den Mut gehabt hätte, diese grosse leuchtende Vision[1]) eines zu socialistischem Leben erstandenen Italiens zu schreiben, wenn sechzehn Jahre nach diesem Jugendtraum der Glaube, ihn realisiert zu sehen, mehr oder weniger der Glaube eines Paradiesgläubigen geblieben, so kam doch der Amerikaner Eduard Bellamy, der in seinem Buche „Looking backward" Boston und die Vereinigten Staaten in socialistischem Leben beschrieb, welches zwar weder im Inhalt noch in der Form dem Ideale von uns Anarchisten entspricht, aber doch als unvergleichlich freier und menschenwürdiger zu bezeichnen ist als dasjenige, welches wir heute zu leben gezwungen sind, — so ergab sich doch eine beträchtliche Zunahme der Zahl der neuen Glaubenden, die man jetzt, scheint es mir, bereits nach Millionen zu beziffern hat.

Die Erfahrung hat ergeben, dass für einzelne Leser dieses „comune socialista" in diesen und ähnlichen Seiten genügend Elemente der Ueberzeugung vorhanden sind; aber für viele andere positive und deshalb mir äusserst sympathische Menschen haben diese Fantasien und diese Träume, mögen sie nun das kleine Poggio al Mare betreffen oder mögen sie das volkreiche, mächtige Boston beschreiben, nur einen ganz geringen Wert, wenn sie in ihren Augen überhaupt von Wert sind.

Sehr leicht ist es und sozusagen kindisch, sagen sie, sich ein Schlaraffenland auszutüfteln, wo die Weinstöcke mit Würsten festgebunden werden; aber die Hauptsache bleibt die, zu prüfen, ob die Menschen, wie sie nun einmal sind, nicht, wie ihr annehmt, dass sie seien, in einem solchen Wolkenkuckucksheim überhaupt leben können und wollen, ob sie nicht als Bänder für Rebstöcke, sondern nur für den täglichen Unterhalt genug Schlenkerwürste produzieren werden.

---

[1]) D. h. Ein socialistisches Gemeinwesen.

Und warum nicht! antworten wir. Die Evolution des kapitalistischen Eigentums baut Stein für Stein selbst das Schlaraffenland; die konzentrierenden Fabriken der Spekulanten machen aus dem unabhängigen Arbeiter von gestern den Lohnarbeiter von heute, den freien Kooperator von morgen; der landwirtschaftliche Grossbesitz, der den kleinen absorbiert, macht aus dem Besitzerlein von gestern den Proletarier von heute, den Socialisten von morgen; der monopolisatorische Grosshandel bereitet die Organismen des socialen Austausches, die Depots für freie Verteilung vor und wirft in unsere Reihen das Hungerheer der fallierten Kleinkrämer. Die Welt transformiert sich selbst aus sich selbst und die Menschen werden diese Transformation zum Nutzen aller haben wollen, sobald der Bankier Gould, welcher im vergangenen Jahre ein Einkommen von 50 Millionen italienischer Lire gehabt, 500 haben wird, und ein jedes Land der Erde wird dann nur noch mit acht oder zehn Goulds als Monopolisatoren des Gesamtreichtums zu thun haben.

Theorien, Theorien, Theorien, wendet der skeptische Leser ein. Dieses Phänomen der Konzentration vollzieht sich äusserst langsam; aber dann, wer gibt euch dann die Gewähr, dass daraus das Schlaraffenland sich entwickeln wird? Wer sagt euch, dass mit der äussern Transformation in den ökonomischen Formen eine innere Umwandlung im menschlichen Gewissen und Bewusstsein vor sich geht, und dass diese zwei sich wechselweise ergänzen zur Entwicklung in der neuen Phase des bürgerlichen Lebens? Wer sagt euch, ob die Menschen zu diesem Leben solidarischer Freiheit geeignet sind oder geeignet sein werden? Wer sagt euch, dass ihre natürlichen Instinkte und die Folgen der Bedrückungen, welche sie stets erleiden mussten, sie nicht dazu führen würden, irgend eine andere Lösung zu suchen und zu finden, welche auf das Privateigentum und auf eine andere Form der Autorität hinausläuft? Wer sagt euch, dass eure Romane, eure Träume, eure Fantasien den unwiderstehlichen Tendenzen des menschlichen Charakters entsprechen?

Mit einfacheren, gröberen Worten geben sehr viele Arbeiter dem gleichen Misstrauen, welches sie unklar in ihren Gedanken aufsteigen lassen, Ausdruck:

Schön wäre es, sagen sie, aber es kann nicht sein.

Ueber diesen Punkt habe ich verschiedentlich eine jener lebhaften, warmen, leidenschaftlichlichen Diskussionen erregt,

welche das Zusammenstossen zweier aufrichtiger Ueberzeugungen repräsentieren und im allgemeinen unfruchtbar endigen.

In Anbetracht dieser zahlreichen Species von Refraktären trug ich mich stets mit der Idee, ein anderes Argument der Ueberzeugung durch ein Teilexperiment socialistischen Lebens zu finden. Und bis zum Jahre 1873, als ich der Internationalen Arbeiter-Association beitrat, machte ich in der Sektion, der ich angehörte, den detaillierten Vorschlag, eine socialistische Kolonie in Polynesien zu gründen. Und mein Vorschlag wanderte in das Archiv. Von da an hielt ich den Vorschlag immer aufrecht, von fast allen wütend bekämpft, von fast niemand unterstützt. Ende des Jahres 1889, nachdem ein unvollkommener Versuch in Stagno Lombardo meinen Hoffnungen nicht entsprochen, hatte ich mich entschlossen, in eine der zwei letzthin in Nordamerika begründeten kollektivistischen Kolonien — Kawea in Kalifornien oder Sinaloa in Mexiko — zu gehen, als Achille Dondelli aus Brescia in seinem und anderer Genossen Namen mir den Vorschlag unterbreitete, eine socialistische Kolonie in Südamerika ins Leben zu rufen. Der Leser wird leicht einsehen, dass ich mit all dem Enthusiasmus, den man noch mit fünfunddreissig Jahren im Herzen nähren kann, zusagte.

Die Erzählung des ersten Aufkeimens dieser socialistischen Kolonie, der Kolonie Cecilia, erscheint mir, wenn auch nicht die Fortsetzung, so doch die notwendige Ergänzung des „comune socialista“ zu sein. Dem, der nicht durch die Theorien überzeugt, bieten wir die Praxis, wobei wir nur zur Zeit bedauern, noch nicht viel bieten zu können, indem die Kolonie erst kaum ins Leben gerufen ist. Wenn aber der „comune socialista“ bald den Glücksfall einer sechsten Auflage erleben sollte, vielleicht in einem Jahre, so hoffe ich interessantere und überzeugendere Daten beibringen zu können.

So wurde also festgesetzt, dass Anfang 1890 wenige Pioniere abreisen sollten, um eine für die Begründung der socialistischen Kolonie geeignete Oertlichkeit zu finden; die übrigen Genossen sollten nach Massgabe der von uns gesandten Nachrichten nachfolgen.

Wir hatten kein vorgefasstes Organisationsprogramm und wollten auch kein solches haben. Wir gedachten experimentell eine Form des socialen Zusammenlebens aufzusuchen, die bestmöglich unsern Anstrebungen nach Freiheit und Gerechtigkeit entsprechen sollte. Nach Auffinden dieser Form hätten wir der Arbeiterschaft Italiens zugerufen:

„Wir sind nicht sehr verschieden von euch. Wie ihr selbst, sind wir Söhne der gleichen Erde, der gleichen Zeiten, der gleichen Sitten; wie ihr selbst wuchsen wir auf und wurden wir erzogen; wie ihr selbst fühlen wir, hegen wir Hass und Liebe; eure Vorurteile waren auch die unsern; eure Tugenden und eure Laster stecken in uns; in uns steckt auch euer Rassengeist. Wenn wir es vermögen, allhier frei und bequem zu leben, so wäret ihr im stande, dort das Gleiche zu thun durch Hinwegräumung der Hindernisse, welche nicht in euch selbst, sondern um euch herum liegen. Und wenn ihr euch nicht überzeugen wollt, weder durch Prüfung eurer elenden Lage und der Ausbeutung, deren Opfer ihr seid, noch durch die Argumente, welche euch die socialistische Propaganda vorführt, noch durch das praktische Beispiel, welches wir euch bieten, so sei es, um so schlimmer für euch selbst, um so schlimmer für alle."

Mit diesen, gegenüber den andern alten und neuen socialistischen Experimenten, ziemlich originellen Absichten konstituierten wir die aus Cattina und Achille Dondelli, Evangelista Benedetti, Lorenzo Arrighini, Giacomo Zanetti und Giovanni Rossi gebildete erste Gruppe von Pionieren.

Unsere Abreise aus Genua wurde zu einer ernsthaften Begebenheit. Wie ein brummiger, klügelnder Grossvater wollte die italienische Regierung es nicht erlauben, dass wir, seine Knäblein, in die Welt hinaus gingen, die doch so voll von Täuschungen, Wölfen und Schreckgestalten; und dann gar noch nach Brasilien, wo das gelbe Fieber und der Fazendeiro herrschen. Aber endlich verschaffte ein Telegramm von Armirotti an Fortis die herbeigesehnte Autorisation. Und nach vielen Zwischenfällen, — darunter der Verlust und der successive Eingang des kleinen aber köstlichen Gemeinvermögens, es waren 2500 Lire — schifften wir uns am 20. Februar 1890 an Bord des Città di Roma, eines zum Passagiertransport umgewandelten Kauffahrerdampfers, ein.

Die Abfahrt aus dem Hafen von Genua war schön, aber kaum in die offene See gelangt, begann die Bewegung der lateralen Oscillationen des Schiffes, das Rollen und damit das Erbrechen, eine der unangenehmsten Manifestationen der Seekrankheit, und zwar erfasste es fast alle Passagiere. Glücklicherweise war der Abend herangekommen und gingen wir unter Deck, um uns in den Kajüten niederzulegen; in wagrechter Rückenlage sind die Rebellionen des Magens im allgemeinen entweder seltener oder weniger eindringlich.

Der folgende Tag war auf der ganzen Linie ein Tag der Seekrankheit. Fast alle brachen den Kaffee aus und wenige genossen die Mittagsration, und diese wenigen mit einem Resultate, das sich ein jeder leicht ausmalen kann. Im Grunde genommen besteht, meines Erachtens, das beste Mittel zur Bekämpfung der Seekrankheit darin, dass man sich auf Deck auf den Rücken legt und den murrenden Leib zum Himmel wendet oder, noch besser, dass man sich auf einen gut geneigten biegsamen Stuhl placiert, ohne sich viel zu bewegen, von Zeit zu Zeit ein Biskuit und ein Stückchen Chokolade verzehrend. Nach zwei oder drei Tagen passt sich das Nervensystem diesen Oscillationen an und zieht sich der Magen nicht mehr spasmodisch zusammen.

Sobald die Seekrankheit vorüber, beginnt die Krankheit der Langeweile, einer so völligen, so eindringlichen Langeweile, dass ihr nicht wisst, wohin euch setzen. Diese achtzehn Tage, welche für uns zwanzig waren, deren es von Genua nach Rio de Janeiro bedarf, wollen gar nicht enden. Schlimmer wird es auf dem Atlantischen Ocean, wo die langen Wellen intensives Rollen oder Schlingern hervorrufen, während die Meeresoberfläche glatt wie ein Spiegel erscheint; auf dem Atlantischen Ocean, wo der Blick auf den ewig einen Horizont ermüdet und sich auf die wohlbekannten Details des Bords wendet. Die Lust fehlt zum Lesen, es fehlt die Lust zum Plaudern, so viel sich auch je nach Affinitäten oder Sympathien Gruppen bilden. Und doch sind es nur achtzehn Tage, lang wie die Fastenzeit, und die anscheinend nie ein Ende nehmen wollen.

Die Ankunft an den kanarischen Inseln tröstet uns ein wenig, indem unseren Blicken festes Land sich darbietet und grüne Gefilde, und indem auf einen halben Tag das hartnäckige Rollen des Schiffes ein Ende nimmt.

Aber kaum sind die Kohlen eingenommen, als auch schon das Schiff die Route nach der amerikanischen Küste aufnimmt, und dieser zweite Teil der Reise ist gerade der langweiligste und unendliche.

Die Hitze der tropischen Zone lässt uns schnaufen; nicht ein Fleckchen findet man, das Schatten spendet: die Schlafräume stinken trotz der veranstalteten Desinfektionsräucherungen; trotz der energischen Scheuerungen und Bürstungen durch die Matrosen bildet sich überall ein schmieriger Ueberzug, Salzwasser und Seife vermögen Gesicht und Hals von diesem Niederschlag nicht freizuhalten, der überall zu sein scheint; von den Tellern suchen wir ihn durch das Weiche eines

Brotes zu beseitigen, das schlecht gebacken und sozusagen knetbar ist; das Wasser ist lau, der Wein sauer. Wann wird man endlich ankommen?

Wenn an Bord die Behandlung der Reisenden dritter Klasse eine bessere wäre, wäre gewiss die Reise erträglicher. Und unzweifelhaft würde sie eine bessere werden, wenn die Passagiere sich daran gewöhnen würden, dem Direktor der Blüteninsel ihre berechtigten Reklamationen zu unterbreiten; denn so würde die Schiffahrtsgesellschaft die Prämie von hunderttausend Lire verlieren, welche die brasilianische Regierung da erteilt, wo der Emigrantentransport ohne Reklamationen vor sich gegangen.

Wie aber endlich alle Dinge dieser Welt vorübergehen, so vergehen auch die achtzehn Tage der Ueberfahrt und fährt man in den majestätischen Golf von Rio Janeiro ein. Hier ist das Schauspiel so imponierend durch die Kette hoher Berge, welche den weiten Wasserspiegel umgrenzt; so malerisch durch die schönen auf der Küste und den kleinen Inseln verstreuten Gebäude; so liebreich durch all die Abstufungen von Grün der mit schlanken Palmen gekrönten Hügel; so glutvoll strahlend durch die Sonne, welche vom Himmelsblau auf die Meeresbläue herniederflammt; so beredtsam in seiner weltumspannenden Sprache, dass ein jeder Fremde, welcher Stellung oder Kultur er auch angehören mag, vorgestreckten Hauptes ruft: „O wie schön!"

Nach der sanitarischen Untersuchung steigt ein Beamter des „Inspektorates für Boden und Kolonisation" an Bord und fragt: „Wer will als Emigrant auf die Blüteninsel gehen?" Es herrscht das Vorurteil, dass die freie Reise von Genua nach Rio Janeiro und dann die Landung auf der Blüteninsel eine Art Entschädigung sei, eine Art vorübergehender Sklaverei, um mit Wucherzinsen die von der brasilianischen Regierung gemachten Auslagen wieder aufzubringen. Es gibt nichts Falscheres. Der Auswanderer ist frei, in Rio Janeiro sowohl, als auch auf der Blüteninsel oder irgendwo, und schuldet niemand etwas für seine Reisekosten, welche durch eine in den Bilanzen des Staates feststehende beträchtliche Summe zu dem einzigen Zwecke gedeckt werden, um die Bevölkerung des Landes zu erleichtern. Wir, die wir das wussten, acceptierten es, mit den andern Emigranten nach der Blüteninsel zu gehen, und nachdem wir der Verladung unseres Gepäckes in eine grosse Barke beigewohnt — einer Operation, welche der Auswanderer beaufsichtigen muss, wenn

er nicht das Risiko übernehmen will, seine Bagage verschwinden zu sehen —, stiegen wir in einen hübschen, von einem Schleppdampfer remorquierten Launch und, die Gepäckbarke im Schlepptau führend, ging es, unter frohen Wünschen und Abschiedsgrüssen an die an Bord gebliebenen Passagiere, Bemannung und Offiziere, fort nach der Blüteninsel.

In vierzig Minuten durchkreuzten wir den entzückend schönen Golf von Rio Janeiro. Wir beaufsichtigten die Entladung des Gepäckes und dessen Unterbringung in einem Magazin, wo es von den Zollbeamten visitiert wurde; hierauf gaben wir unsere Namen zur Einschrift an und begaben uns dann zum Schlafen.

Die Blüteninsel hat einen mit T-förmigem Dach gedeckten, gemauerten Sbarcadero. In den Seitenflügeln dieses Dachwerkes befinden sich die Depotslager und zur Linken ein grosses Waschbecken mit Süsswasser, wo die Auswanderer ihre Weisswäsche waschen.

Auf einer Steintreppe steigt man zu einem Platze empor, wo sich die Hauptgebäude befinden, welche meine Freunde und ich gewissenhaft ausgemessen haben. Der Schlafraum ist provisorisch auf Holz errichtet, erhebt sich aber auf einem 1,50 m. hohen und völlig gelüfteten gemauerten Sockel. Der Raum ist 85 Meter lang, 13 Meter breit, an den Seiten 4,10 Meter hoch und ganz umgeben von einer 2 Meter breiten Veranda. Dieses Gebäude ist in Abteilungen eingeteilt, von denen eine jede 36 Pritschen zu vier Lagerstätten enthält. Jede Lagerstätte ist 1,80 Meter lang und 0,65 Meter breit. Auch ist eine Art Geländer für Familien reserviert, die eine gewisse Isolierung wünschen. Diese Schlafstätten sind gut gelüftet und gesund, aber das Lager ist hart, denn auf der Pritsche befindet sich nur eine Decke oder Matte.

Im Hintergrunde des Schlafraumes befindet sich der 30 Meter lange, äusserst anständige Speisesaal mit kleinen Marmortischen. An den Seiten liegen die Küchen und kleinen Speisesäle der Beamten. Auf der einen Seite steht auch das Krankenhaus, welches sehr sauber gehalten ist, woselbst ein- oder zweimal täglich ein Arzt aus Rio Janeiro vorspricht und wo auch die notwendigen Arzneien hergestellt werden.

Etwas weiter abstehend, inmitten prächtiger Gartenanlagen, erheben sich die Villen des Direktors und der andern höhern Angestellten.

Nachstehend die Speisen, welche allen Emigranten verabfolgt werden, und die auch ich sehr gut befunden habe:

Um 7 Uhr früh: Brot, gesalzene Butter und Kaffee.

Um 10 Uhr früh: Reis, Fleisch und Kartoffeln, Weissbrot und Kaffee.

Um 4 Uhr nachmittags: Suppe mit Grünzeug, Bohnen und Fleisch mit Mandiocamehl.

Die armen lombardischen Bauern hätten gern gewollt, dieses Gratisregime möchte nie aufhören.

Gute hygieinische Lage ist durch rigorose Reinlichkeit und energische Desinfektion gesichert, die täglich nicht nur in den Latrinen und Wohnräumen, sondern auch auf dem Terrain der Plätze und Spazierwege vollzogen wird. Der Direktor ist stets da, stets wachend, und sicherlich ist es ihm zu danken, wenn der Dienst so gut vor sich geht. Eines Tages sagte er mir: „Sehen Sie, ich bin streng gegen die Beamten und dagegen um so nachsichtiger mit den Emigranten.“ Das war die reine Wahrheit.

Auf der Blüteninsel haben sich die Auswanderer nur vor den Spekulanten, vor deren glänzenden Versprechungen auf Arbeit und hohen Lohn zu hüten. Ich kann es gar nicht fassen, wie in einem Lande, wo der Emigrant, wenn er nur will, ein Stück Land nebst der zur Bebauung benötigten Unterstützung zum Eigentum erhält, er, anstatt so ein freier, unabhängiger, wohlhabender Bürger zu werden, es vorziehen kann, fortzufahren, ein Lohnarbeiter zu sein, sich der Gefahr preisgebend, in eine ungesunde Gegend geführt und neuerdings den Chikanen ausgesetzt zu werden, welche eine Begleiterscheinung der Arbeitgeber der ganzen Welt sind.

Verlange er doch statt dessen, nach der Hochebene von Minas Geraes oder nach denen des Paranà, oder nach Rio Grande do Sul, oder nach Santa Catharina verbracht zu werden: überall tritt ihm der Staat fruchtbare und gesunde Landlose ab; kehre er aber beileibe nicht zurück in die Abhängigkeit neuer Ausbeuter.

Und von der Blüteninsel wird ja ein jeder gratis nach jedem beliebigen, selbst dem entferntesten Teile des Landes verbracht, wo er sich niederzulassen gedenkt.

Am 26. März haben wir unsere Effekten auf die durch den kleinen Dampfer „Lucilla“ remorquierten Barken gebracht, und mit einem lauten, langen Lebewohl haben wir uns von der prächtigen Ilha da Flores entfernt, die begonnen hatte, uns langweilig zu werden wegen der Hitze sowohl (das Thermometer stieg zu gewissen Stunden bis auf 33 ° Celsius), als auch wegen ihres beschränkten Areales.

Während die remorquierten Barken rasch den Golf von Rio Janeiro durchschnitten, wies mein Thermometer genau um die Mittagsstunde auf 30 ° Celsius und hatten wir keine grosse Hitzempfindung. Wir kommen zu den brasilianischen Dampfern „Rio Negro“ und „Desterro“, welche von der Regierung zu unserm Transport nach Süden gepachtet worden. Die zahlreichen Deutschen, hauptsächlich preussische Bauern und Arbeiter, welche zwei Tage vor uns auf der Blüteninsel angelangt waren, schifften sich auf dem „Rio Negro“ ein, während wir, andere Italiener und Spanier, den „Desterro“ erklommen. Und kaum sind wir an Bord, als die Dampfer schon in See stechen.

Der „Desterro“ ist ein grosser und schöner Dampfer englischer Konstruktion, auf welchem wir viel grössere Bequemlichkeit und grössere Reinlichkeit vorfanden als auf der „Città di Roma“, wahrscheinlich infolge der geringeren Zahl von Passagieren. Die Stauräume sind gross und luftig, die Kojen aus Eisen, die Matratzen aus Rosshaar, das Kissen mit weissen Federn gestopft. Die Kost an Bord des „Desterro“ war gut und reichlich, so auch das Wasser; Becher und Geschirr sauber.

Im Anfang glitt das Schiff glatt dahin, leicht, wie ein Schlitten; aber dann begann ein starkes Rollen und erwachten neuerdings die schmerzlichen Klänge der Seekrankheit; ich erholte mich bald durch sorgfältiges Lagern in der Koje.

Am Morgen des 27. sind wir im Hafen von Santos eingelaufen, dem Bahnausgangspunkt der Provinz San Paulo. Santos ist, nach allgemeinem Urteil, in Brasilien der gefährlichste Punkt wegen des gelben Fiebers und der unerträglichste wegen seiner Hitze. Ich las auf dem Thermometer 29 ° Celsius um 9 Uhr früh und 32,5 ° Celsius um 11 Uhr vormittags und um 4.20 nachmittags.

Auch Santos ist äusserst malerisch wegen seiner üppigen Vegetation, wo die schlanke Palme ihr grünes Blattgefieder dem blauen Himmel entgegenreckt und die Banane neben den kleinen weissen Palästen, die dem Ufer entlang zerstreut stehen, ihre Riesenblätter entfaltet. Aber unter dem schönen Grün kauert die hinterlistige Schlange der Krankheit; wir wissen, dass hier das Wasser gefährlich ist, welches man trinkt, äusserst gefährlich die Früchte sind, und doch können wir nicht dem Wunsche widerstehen, den Durst zu löschen, die Hitze zu lindern durch Trinken in vollen Zügen, durch Geniessen von Zuckerrohr, Apfelsinen, Citronen und Limonen.

Am Abend stechen wir wieder in See und wenden uns nach dem Hafen von Paranaguà, der Hauptwerft des Staates Paranà, und am folgenden Morgen laufen wir in diesen Hafen ein.

Wir wollten nach Porto Alegre gehen, aber die Seekrankheit bereitete zweien unserer Genossen solche Leiden, dass wir beschlossen, ihnen weitere fünf oder sechs Tage der Seefahrt zu ersparen und hier ans Land zu gehen, um unsere socialistische Kolonie in irgend einem Teile von Paranà, wo wir wussten, mildes und gesundes Klima zu finden, zu begründen.

Unsere Effekten haben wir in einem Segelschiff des Auswanderungsamtes untergebracht und sind selbst in Gesellschaft von etwa dreissig italienischen Auswanderern an Bord übergestiegen.

Mit Hülfe von Stangen und Segeln haben wir den wenig tiefen Meeresarm, der uns vom Ufer trennte, durchkreuzt, und an grossartigen Ochsen- und Pferdeweiden vorbeipassierend, sind wir in Paranaguà an Land gestiegen, und haben uns zum Speisen und zur Rast nach dem Auswanderungshaus begeben.

Paranaguà ist ein hübsches, reinliches Städtchen von vier- oder fünftausend Einwohnern, welches aber zu einer grossen Zukunft berufen sein wird, falls es auch in der Folge der Hauptbahnausgangspunkt des Paranà bleiben sollte.

Die Topographie ist rasch entworfen: eine Strasse zieht sich längs des Meeres entlang und von dieser steigen sanft viele von anderen rechtwinklich durchschnittene Strassen empor. Die Häuser sind weiss und nett, zum grössten Teile nur einstöckig, während die wichtigeren Gebäude nicht über ein erstes Stockwerk hinausragen; mehr oder weniger ist dies die allgemeine Physiognomie der Grosszahl der kleinen südamerikanischen Städte.

Die Hauptstrasse ist gut gepflastert und mit guten Fusssteigen versehen; sie ist von schönen Häusern und gut versehenen Läden umgrenzt. Sie mündet auf den seit kurzem mit jungen Palmen bepflanzten zu Seiten der Hauptkirche gelegenen Platz aus. Die Nebenstrassen sind ungepflastert und die Bürgersteige, falls welche vorhanden, sehr roh und schlecht aneinander gefügt; mir erschienen sie wie die Strassen einer jungen Stadt, die etwas wird (wie ich vor zwanzig Jahren die Strassen von Viareggio sah), und nicht wie die eines durch das Fieber zum Verfall heruntergebrachten, elenden Städtchens.

Der Markt wird in einem weiten quadratischen Gebäude abgehalten. In einem andern befindet sich das Zollamt. Paranaguà hat zwei Druckereien, gibt eine Zeitung heraus, hat zwei Klubs und eine Bibliothek von dreitausend Bänden.

Das Emigrantenasyl erhebt sich gegenüber dem Bahnhofe, in Mauerwerk errichtet und ziemlich bequem.

Der Eingangssaal, den ich ausgemessen habe, ist 11,50 m lang, 4,80 m breit und 3,70 m hoch. Er ist durch fünf mit Glas versehene grosse Fenster gut beleuchtet und gelüftet. Um den Saal herum liegen sechs grosse Zimmer verteilt, mit den gewöhnlichen harten Lagerstätten zum Schlafen. Alle Fussböden und Zimmerdecken sind aus Holz, und die Wände mit französischem Papier tapeziert, welches die Emigranten mit der Zeit zerreissen. Etliche bewegliche Bänke sind im Saal verteilt. Nahe beim Emigrantenasyl steht die Wohnung des Pförtners und die sogenannte Küche. Schliesslich aber habe ich, wenn sie auch derjenigen der Blüteninsel nicht gleichkam, die Ernährung doch reichlich und gehaltreich befunden. Die Behandlung durch diesen Beamten war höflich und gefällig.

Die Gefilde, welche Paranaguà umgeben, weisen eine grossartige Vegetation auf. In den bebauten Bezirken wachsen Apfelsinen, Bananen, Zuckerrohr, Kaffeestauden; im dichten, üppigen Walde ragt Bambusrohr empor, schlingen sich feine, zierliche Lianen von Baum zu Baum. Und überall neue Blüten, neue, unerwartete Früchte, mit den lebhaftesten Farben geschmückte Vögel und Insekten.

Der Boden von Paranaguà ist locker und leicht zu bearbeiten. Reichlich vorhanden ist ein feiner und weisser Sand, der vielleicht zur Glasfabrikation geeignet wäre. In Paranaguà werden jene schönen Gefässe in roter und poröser Terracotta hergestellt, die dazu dienen, das Wasser im Sommer frisch zu erhalten.

Aber für uns ist es kein Land. Im Sommer steigt die Temperatur bis auf 40° C. Am 28. März, d. h. anfangs Herbst, habe ich im Hafen von Paranaguà um 8 Uhr 35 früh 23,5° C., um 11 Uhr vormittags 26° C., um 6 Uhr abends 25° C., tags darauf um 7 Uhr früh 23,5° C. gemessen. In dieser Küstenzone herrschen intermittierende Fieber, und von Zeit zu Zeit stellt sich das gelbe Fieber ein.

In Paranaguà gibt es auch Sandflöhe, die sich der Reisende sorgfältig aus den Füssen, wo sie sich einfressen, entfernen lassen muss. In den nahen Flüssen hausen zahlreiche Alligatoren.

Am 30. März haben wir, soweit italienische Auswanderer vorhanden, in der Station Paranaguà einen Waggon zweiter Klasse bestiegen, der unseren besseren Wagen dritter Klasse entspricht; die Bagage war schon durch die Administration in einen Güterwagen verladen worden. Um die Mittagsstunde sind wir abgereist, und hat der Zug sofort eine hübsche Schnelligkeit angenommen, wobei er leicht dahinrollt, ohne Püffe, welche wir in gewissen Wagen dritter Klasse unseres Heimatlandes über uns ergehen lassen müssen.

Das Schauspiel, dessen man sich auf der Bahnlinie Paranaguà-Curityba erfreut, ist schön, interessant und grossartig. Zuerst durcheilt man bewaldete Ebenen der subtropischen Zone, deren Pflanzenherrlichkeiten ich nicht schildere, um mich nicht in der Armseligkeit der menschlichen Sprache gegenüber dem Naturreichtum wiederholen zu müssen. Der Zug hält an der Station der Kolonie Alessandra; später am Ausgangspunkte des Schienenstranges nach Morretes; und dann beginnt er die Hügel zu erklimmen. Inmitten der Wälder sehen wir abgetrennte und schon kultivierte Waldstücke mit ihren Holzhäuslein und der Umzäunung für das Vieh. Weiterhin findet man kürzlich abgeholzte und niedergebrannte Waldstrecken; auf dem Boden liegen noch in wirrem Durcheinander die geschwärzten Stämme, zwischen welchen der Bebauer Mais und Bohnen gesät und geerntet. An anderen Stellen sah ich, wie der Wald niedergelegt wurde, um den Boden für die Aufnahme der Frühjahrssaat des kommenden Novembers vorzubereiten. Stück für Stück überwindet die Strasse eine Hochebene nach der andern, die Luft wird dünner und füllt leichter die lechzenden Lungen, die Temperatur fällt und die Flora ändert ihren Charakter.

Jetzt erinnert man sich der breiten leuchtenden Blätter der Bananen, der hohen und leicht gebeugten Fiederkronen der Palmen, die aus einer Hülle von Eichen, die mit Kopal gefärbt zu sein scheinen und deren Grün sich herrlich von den grauen Stämmen abhebt, die hoch und gerade emporsteigen, der polychromen, dem Porzellan vergleichbaren Blüten; jetzt erinnert man sich alles dessen, wie der Dekoration einer Schaubühne, wie des Papierfirlefanzes einer Operette, im Angesicht der ernsten, majestätischen und feierlichen Vegetation dieser brasilianischen Alpen; hier sind die Farben tiefer; fast möchte ich sagen gesünder und kräftiger. Bei jeder Höhe, die wir erklommen, wird die Landschaft verschiedenartiger und grandioser. Wir durcheilen einige kurze Tunnels, und dann gleitet der Zug an

gähnenden Abgründen entlang; ihren Boden kannst du nicht erkennen, unter dir flüchtig sich drängende Wolkenfetzen verhüllen ihn; du hörst die Sturzbäche, welche ihre Wasser in schreckliche Tiefe schleudern; du schaust empor und siehst die Enden massiger Balken, welche das massive Schutzdach dieser Strecke tragen, damit herabrollende Felsmassen den Zug nicht in die Tiefen des Schlundes schleudern. An einer dieser Stellen eröffnet sich vor uns ein tiefer Felsenrachen, und gegenüber erblicken wir einen äusserst hohen zugespitzten Berg, es ist der Picco del Diavolo. Nie sah ich vorher in Italien und in der Schweiz so schöne und majestätische Schrecken der Natur auf so geschickte Weise durch das Dampfross durchschnitten und bezwungen. Das Tracé dieser Bahn ist ein Werk des Ingenieurs Tesceira Soare, der ihren Bau, unterstützt von anderen Ingenieuren, überwachte, wobei sie oft mit Stricken in die Abgründe hinunter gelassen werden mussten, um das Tracé der Schienenstränge zu nivellieren, welche auf in die Felsen eingelassenen Metallarmen ruhten. Im Hochplateau von Curityba angelangt, wird die Vegetation durch die riesigen Schirme der Araucaria brasiliense (auf Brasilianisch pignero) beherrscht, eines wertvollen Baumes, auf den ich später zu sprechen kommen werde. Der Zug hält an einem jungen und blühenden kolonialen Knotenpunkt und erreicht dann binnen kurzem die Bahnstation Curityba, wo die Mehrzahl der Einwanderer von sie erwartenden Verwandten oder Freunden mit offenen Armen empfangen wird. Es ist dunkle Nacht, und auf schlammigem Pfade suchen wir das nicht nahe gelegene Emigrantenhaus.

Curytiba ist die junge Hauptstadt eines jungen Staates, welchem, wie ich annehme, eine grossartige Zukunft bevorsteht wegen seines europäischen Klimas, wegen seiner natürlichen Reichtümer und wegen der Aufnahmefähigkeit ihrer Hügel für jede nicht irrigatorische Kultur.

Diese schlichte Hauptstadt mit den breiten und rechtwinkelig sich kreuzenden, fast unbelebten Strassen, zuweilen von Berittenen durcheilt, mit den durchschnittlich niedrigen Häusern, mit den bescheidenen Läden, mit den primitiven Fahrzeugen, mit dem eng beschränkten industriellen und kommerziellen Verkehr, erscheint dir eher wie ein grosses italienisches Dorf als das politische und ökonomische Centrum eines Landes von 435 000 Quadratkilometer Oberfläche.

Aber eine Pferdebahnlinie durchläuft sie und setzt sie in Verbindung mit der Bahn und einer grossen Vorstadt; unter den Privatgebäuden gibt es da einige elegante Paläste; unter

den öffentlichen Gebäuden bemerkt man die Kathedrale, verschiedene Kasernen, aber am zahlreichsten sind die Schulen, von denen einige mit der Zeit die Wichtigkeit von Polytechniken und Universitäten annehmen werden; ein öffentlicher Garten, Klubs und einige Zeitungen, von denen eine täglich erscheint, wetteifern darin, Curityba das Gepräge einer kleinen modernen Stadt zu verleihen.

Die Industrien sind daselbst noch wenig entfaltet und im allgemeinen übt noch der isolierte Arbeiter in seiner kleinen Werkstatt die Handwerke aus; hydraulische oder Dampfmotoren gibt es noch wenige in Curityba und diese werden als Merkwürdigkeiten aufgezählt. Der Import fertiger Artikel ersetzt gegenwärtig diesen Handwerksmangel; folglich würde ein Industrieller, der mit Kapitalien herkäme, um irgend eine Werkstatt oder Fabrik zu errichten, gute Geschäfte machen; aber ein Handarbeiter würde, scheint es mir, hier schwierig Stellung finden.

Das Emigrantenhaus ist genügend gross und gut gebaut; gegenwärtig sind aber einige Räumlichkeiten für andere Zwecke verwendet worden, so dass das Refektorium in eine elende Hütte verlegt wurde. Wie ich den Empfangsdienst auf der Blüteninsel gegenüber den Einwanderern vortrefflich geleitet gefunden, so fand ich den gleichen Dienst in der Hauptstadt von Paranà vernachlässigt; die Schlafräume schmutzig, die Betten des Krankenhauses mit Leintüchern bedeckt, die grosse Blutflecken, worunter ich einen Händeabdruck bemerkte, aufweisen; der Kaffee, so lange nicht reklamiert wird, dünn wie Wasser; die verteilte Mahlzeit eine einzige, ungenügende und schlecht gekochte Speise; das Vorgehen der Beamten könnte höflicher sein. Ich weiss nicht, wem die Verantwortung für eine solche Lage der Dinge zuzuschreiben ist, aber im Interesse unserer Emigranten empfehle ich dem hohen Land- und Kolonisationsinspector von Paranà, hier Remedur schaffen zu wollen.

In Curityba befinden sich viele italienische Bauern, welche fast alle zu Pferde aus den benachbarten Kolonien in die Stadt kommen. Im allgemeinen haben sie eine behäbige und zufriedene Miene; eine gütige, aber stolze Haltung, wie die unabhängigen Männer, welche sie gewiss vor wenigen Jahren noch nicht aufwiesen, als sie, noch arme, venetianische Bauern, sich todmüde schafften in den Ackerfurchen des Landherrn.

Ich habe mit vielen von ihnen gesprochen, und sind die Antworten fast stereotyp:

„Im ersten Jahre habe ich mich geschunden, aber so, dass man sich gar kein Bild davon machen kann; dann, nach der ersten Mais- und Bohnenernte, ist es uns immer besser und besser gegangen.“

„Hier wird man nicht reich; wer aber den Landbau liebt, lebt viel besser als in Italien.“

„Zuerst arbeitete ich an den Strassen; als ich so viel hatte, um ein Jahr lang leben zu können, nahm ich ein Stück Land, und jetzt stehe ich mich ganz gut.“

„Geld sieht man wenig, aber ich habe mein Stück Land und mein Häuschen, Mais und Bohnen im Ueberfluss, ein Pferd, meine Kühe und meine Flasche Wein.“

Ein Ladenbesitzer in Curityba hat mir erzählt, dass ein Kolonist, der seit zwei oder drei Monaten wöchentlich einmal von ihm ein Almosen verlangte, ihm eines schönen Tages gesagt habe:

„Wissen Sie, heute komme ich zum letztenmal; denn morgen heimse ich meine erste Bohnenernte ein.“

Sympathische Bettler, die einen Tag in der Woche die bittende Hand ausstrecken und die andern sechs Tage arbeiten. Ich weiss aber, dass dieselben zu solchen Extremen geführt werden.

Die Umgegend von Curityba ist von Kolonisationsknotenpunkten, aus Italienern gebildet, durchzogen. Hier wird intensiv der Dente di cavallo- (Pferdezahn-) Mais gebaut, und habe ich mich von der Schönheit der Kolben überzeugen können. Ein Brasilianer, mit dem ich in einer Diligence die Reise von Curityba nach Palmeira machte, sagte zu einem andern:

„Es erscheint nicht menschenmöglich! Wir Brasilianer brennen den Wald bald hier, bald dort nieder, um Mais und Bohnen zu erhalten; die Italiener aber erhalten mit einem Alchiere Land — dessen Oberfläche mit 40 Liter Mais besäet wird — ihre Familie.“

Ich fürchte aber, dass eine so intensive, auf eine so zehrende Varietät des Mais angewandte Kultur bald zur Erschöpfung des Bodens führen muss.

In den curitybanischen Gefilden stechen zahlreiche und gut kultivierte Weinberge hervor, es sind Isabellatrauben (gemeinhin bei uns Italienern Erdbeer- oder amerikanische Trauben genannt); aber wenige verstehen es, guten Wein zu erhalten, und, wie es mir scheint, weil sie ihn nicht genügend gären

lassen. Es gibt schöne Orangen- und Pfirsichbäume, doch hierin mangeln viele Varietäten mit verschiedener Reifeepoche.

In Curityba begaben wir uns zum Land- und Kolonisationsinspektorat, um anzufragen, wo wir staatlichen Boden belegen könnten. Man zeigte uns verschiedene damals zur Kolonisation bestimmte Ländereien, und, da wir mit der Absicht umgegangen waren, uns in der Nähe eines schiffbaren Flusses niederzulassen, erwähnten sie das Territorium St. Mattheus, welches von dem schönen Flusse Iguassù durchströmt wird.

Wir beschlossen, dass zwei von uns, Benedetti und Rossi, sich zur Besichtigung dieser Ländereien begeben und, wenn sie geeignet befunden, den Rest der Genossen informiren sollten, der in Curityba Halt machte, um so mehr als sich beim Genossen Dondelli Anzeigen von Erkrankung bemerkbar machten. Des ferneren wurde beschlossen, dass der zurückbleibenden Gruppe L. 300 der socialen Kasse belassen werden sollten, während das Uebrige, circa L. 2000, die Kundschafter mitnehmen sollten für den Fall, dass sie sofort Auslagen für Errichtung von Baracken oder andere Zwecke hätten.

Am 1. April früh um 8 Uhr verliessen wir Curityba auf einer jener starken und rohen Diligencen, die wir sonst nur von alten Drucken her kennen. Wie die Diligence, so die Strasse.

Vierzig Kilometer lang passiert man durch bebautes Land, das mit Staketen umgeben, an den Häusern italienischer, polnischer und deutscher Kolonisten vorüber. Nach den Ernten zu urteilen, die man auf den Feldern sieht, kann man dieses Land fruchtbar nennen. Das kultivierte Land wechselt von Zeit zu Zeit mit Wäldern ab, in denen sich viele erva matte-Bäume (Ilex paraguaiensis) zeigen, welche eine der beiden grossen Hauptausfuhrströmungen des Paranà bilden, während der andere durch das Vieh repräsentiert ist. Der Ilex ist ein Baum mittlerer Höhe, mit weisslichem Stamm, infolge des Beschneidens mit gedrungenem, fast möchte ich sagen um den Stamm gebüscheltem Astwerk, mit einem Blattwerk von leuchtendem Grün. An geeigneter Stelle werde ich über die Pflanze, deren Bearbeitung und Handel mehr sagen.

Mittag halten wir in Campolargo, einem Dörflein, welches das Centrum italienischer, deutscher, russischer und polnischer Kolonien bildet; das Thermometer weist 29°. Ich steige wieder in das Marterinstrument, welches sie Diligence nennen, welches die guten Leute aber, glaube ich, ehrlicher Prelltuch hätten nennen sollen, und immer weiter geht es bergauf, durch andere

Wälder, bis wir in die hohe Weideregion gelangen. Es sind leicht gewellte Hügel, welche bis zum äussersten Horizont sich erstrecken, mit einem dichten Grasteppich bedeckt, von dem sich da und dort kleine Baumgruppen abheben. Hier oben wäre für so viele Herden und so viele Käsereien Platz, dass ganz Brasilien verproviantiert werden könnte; denn die Weide ist gut, und leicht wäre die Heuproduktion für die Winterfütterung; die Oberfläche ist geeignet zur Aufnahme des gesamten zur Grossheuproduktion benötigten Mechanismus, Wasser für Tränke und Käserei ist hinreichend vorhanden. Diese Terrains sind aber statt dessen sozusagen unverwertet — das Warum werde ich in dem die brasilianische Weideweise besprechenden Abschnitte behandeln —, so dass sie den Anblick einer grünen Wüste darbieten.

Im höchsten Teile der Hochebene wird in der Casa de Estrella di S. Luis Halt gemacht. Der Bau und die Oertlichkeit sind so malerisch als nur möglich, und hier habe ich den ersten lebhaften und völligen Eindruck des Lebens in den amerikanischen Einöden empfunden. Um 6 Uhr 40 früh beträgt die Temperatur 24° C., die Luft ist fein, so dass es eine Freude ist, sie einzuatmen. Die Casa de Estrella ist eine sehr bequeme und anständige Herberge; mein Genosse und ich haben daselbst an einem runden Tische ein ausgezeichnetes Mahl eingenommen, wir haben daselbst übernachtet, und am Morgen darauf wurde uns Kaffee mit einem Gläschen Cognac verabreicht. Ihr könnt verstehen, welche Angst wir ausstanden, dort auf dem Gipfel geschröpft zu werden, ohne auch nur um Hülfe rufen zu können. Statt dessen berechnete man für uns beide zusammen nicht mehr als L. 6. 25 Kann man ehrlicher handeln?

Am Morgen des 2. April zeigt der Thermometer um 7 Uhr 19° C. an. Wir nehmen wieder die erschütternde Reise auf und kommen, neue weltverlassene Hügel passierend und immer sanft ansteigend, um 4 Uhr nachmittags in dem sympathischen Städtchen Palmeira an.

Palmeira, welches 100 km von Curityba entfernt liegt, wurde im Anfang dieses Jahrhunderts begründet. Jetzt hat es einen grossen, rechtwinkeligen, von hohen Palmen umringten Platz; in der Mitte erhebt sich die Kirche und rund herum stehen sympathische und saubere Häuschen; wenige Strassen bilden die junge Stadt. Sie hat ein Wirtshaus mit Billard, einen litterarischen Klub, einen philodramatischen Verein, eine Betriebs-

stätte mit Dampfkraft für die Zubereitung der Erva matte und verschiedene Geschäfte.

In Palmeira ist seit circa zwei Monaten ein Bureau des Land- und Kolonisationsinspektorates eröffnet, zum Zwecke, die neuen kolonialen Etablissements in S. Matteo am Flusse Iguassù vorzubereiten und zu leiten. Es ist überflüssig, zu bemerken, dass Palmeira ein Post- und Telegraphenamt hat.

Der Arzt von Palmeira, Dr. Franco Grillo, ist ein wackerer und guter Italiener, ein durch seine an die italienische geographische Gesellschaft und an das bürgerliche naturwissenschaftliche Museum in Genua gesandten Notizen und Sammlungen um die Wissenschaft wohlverdienter Mann. Dieser Mann mit einem Herzen von Gold, der seit siebzehn Jahren in Brasilien lebt, hat uns sein Haus geöffnet wie Freunden, wie Brüdern, und hat uns in unserm Unterfangen ungemein geholfen. Als wir ihm danken wollten, entgegnete er:

„Ihr seid mir Brüder, da Söhne der gleichen Erde und der gleichen Idee; in der Politik bin ich Republikaner, aber in der Oekonomie bin ich Socialist.“

Die Ländereien, welche Palmeira umgeben, sind aus Hügeln mit sanfter Neigung gebildet, die zum Teil grasig und nackt — Campo genannt —, zum Teil bewaldet sind. Die der Stadt zunächst liegenden Wälder sind jung und werden Capovera genannt, während weiter weg, in Santa Barbera, bis wohin sich unsere socialistische Kolonie erstrecken wird, ich jungfräulichen Wald durchschritten habe, aber jungfräulich nur im Sinne einer relativen Jungfräulichkeit.

Im Grunde der kleinen Thäler laufen Bäche mit genügender Wassermenge, um kleine hydraulische Motoren in Bewegung setzen zu können und den Durst des Viehs zu löschen; einige kleine Quellen habe ich auch an den Flanken der Hügel gefunden.

Dieses Wiesland ist durch die Exkremente von Ochsen und Pferden, die in grosser Zahl hier weiden, gedüngt; der sich ansammelnde und in den Boden eindringende Humus hat ihn in eine ziemlich tiefe schwarze Schicht umgewandelt, wovon ich mich an verschiedenen Orten dadurch überzeugt habe, indem ich mein Messer in den Boden steckte. Diese Schicht, welche man in Italien als einen Segen ansehen würde, wird hier als wenig produktiv betrachtet; ich weiss nun nicht, ob wegen des Ueberflusses an Stickstoff oder aus einem anderen

Grunde. Dagegen bezeichnet man die lockere Erde, welche trotz jahrelangen Weidens eine rötliche Farbe beibehält, als sehr produktiv.

Im Walde wächst die Araucaria und der Ilex paraguaiensis; dichtes, aber nicht starkes Schilfrohr steigt schlank und hoch aus dem Gestrüpp empor; Baumfarne breiten ihre Riesenblätter aus; Lianen erklimmen die stolzesten Gipfel wie Schiffstakelwerk.

Jagdwild ist überreichlich vorhanden. Grosse Rebhühner und Wachteln im Weideland; Krammetsvögel, Amseln, Spechte, Tukane, Papageien und viele andere Vögel in buntester Livree, deren Namen wir noch nicht kennen, bewohnen den Wald und fürchten den Herannahenden nicht. Was andere Tiere betrifft, so hörten wir vom Vorkommen des Ameisenfressers, des Gürteltieres, des Schweines und des Waldkaninchens, aber wir haben noch keine gesehen. Dagegen sahen wir Hirsche und Makaken.

Bei Palmeira habe ich die Colonia francese besucht; es handelt sich aber nur um vier oder fünf Häuser, die von unter einander verwandten, aus Avignon stammenden Familien bewohnt sind. Aber die französische Kolonie, so klein sie auch ist, ist unstreitig die sympathischste und gebildetste jener Gegend. Von der Strasse aus erblickt man hinter den Staketen mit Früchten überladene Orangenbäume und Guyot-Weinstöcke. Wir sind bei Madame Louise eingetreten, deren hübsches Häuschen von einem sorgfältig gepflegten Garten umgeben ist, woselbst sozusagen europäische und brasilianische Blumen sich ein Fest geben.

Madame Louise ist seit achtzehn Jahren in Brasilien und spricht nur noch mit Mühe die französische Sprache.

Die hauptsächlichsten Kulturen der französischen Kolonie sind Wein, Roggen und Mandioka; auch liefert sie in geringem Quantum Früchte und Gemüse nach Palmeira. Der Wein, den man produziert, ist, obgleich er hier von den gewohnten Isabellatrauben stammt, sowohl in Hinsicht auf den Geschmack als in Anbetracht der Farbe, dem, welchen ich in Curityba getrunken, bedeutend überlegen.

Es ist schade, dass die französische Kolonie so wenig Leute umfasst und deshalb ohne Zukunft ist.

In numerischer Beziehung wichtiger sind die russischen oder besser gesagt deutschen Kolonien, da sie aus Familien deutschen Stammes herkommen, die Mitte des vorigen Jahrhunderts

nach Russland übergesiedelt sind, aber bis auf den heutigen Tag ihre Muttersprache und Gebräuche beibehalten haben.

Ich habe die Kolonie Santa Kitteria besucht, welche vier Kilometer von unserer erstehenden Kolonie entfernt liegt. Sie wurde vor zwölf Jahren begründet und besteht heute aus etwa dreissig, zu beiden Seiten der Strasse gelegenen Holzhäuschen. In ihr befindet sich die kleine Wirtschaft unseres Freundes Petrus Gros, das Gerüst einer im Stich gelassenen kleinen Kirche, aber nicht die geringste Spur einer Schule. Die Russen bauen Roggen zur Brotbereitung und züchten Vieh. Im übrigen ziehen sie es vor, als Fuhrleute zu dienen und ihren Frauen die Arbeit zu überlassen; ich habe welche gesehen, die die grossen, durch zwei Personen zu bedienenden Sägen handhabten.

In Palmeira ist man mit der russischen Kolonisation wenig zufrieden. Man nennt sie versteinert, ohne Initiative und ohne Fortschritt. Man zieht die italienische Kolonisation vor, die man in der Nachbarschaft von Curityba schätzen gelernt hat.

Bei Palmeira habe ich auch eine Zone Regierungsland gesehen, Rusío genannt, schon in Lose eingeteilt und mit verschiedenen, noch unbewohnten Holzhäuschen versehen, da man sagt, der Boden sei wenig fruchtbar, d. h. bedürfe des Düngers, um zu tragen. Mir, der ich dieses Terrain besucht, erscheint das unglaublich.

Auf diesem Hochplateau des Paranà habe ich zwei sehr verschiedene und charakteristische Formen der Landwirtschaft gefunden. Die Kultur des Campo (des Feldes) und die des Bosco (des Waldes).

Campo nennt man hier das Wiesland, rühre es nun her von kürzlicher Entwaldung oder habe es auch schon vor der portugiesischen Besitznahme bestanden. Ich kann über die Zusammensetzung der Erde noch keine Daten angeben; in Bezug auf den physischen Charakter ist sie von mittlerer Mischung, aber eher locker als zähe; leicht durchdringlich, von bald roter, bald schwarzer Farbe; der Untergrund ist schieferig und zuweilen nicht tief gelegen, aber im allgemeinen trägt er über dreissig Centimeter Pflanzenerde.

Inmitten dieses Wieslandes und nahe am Hause sieht man eine mehr oder weniger grosse Strecke, die mit einer starken, festen Umzäunung umgeben ist, um sowohl den Rindern und Pferden, als auch den Schweinen den Zugang zu wehren. Hier wird die brasilianische Kultur par excellence, die Mandiokakultur, betrieben.

Nachdem der Boden umgepflügt und, falls er durch frühere Kulturen bereits erschöpft ist, werden im Frühjahr in einem jeweiligen Abstande von fünfzig Centimeter von einander die Schösslinge der Mandioka gesteckt, welche im Herbst eingeholt und den Winter über vor Frost geschützt werden. Diese Schösslinge wachsen rasch empor in einem Büschel gerader Zweige, die mit einem schönen, dunkeln und leuchtenden grünen Blätterkleid umhüllt sind. Inzwischen bildet sich ein Stern langer, fleischiger Wurzeln, welche kaum fünf Centimeter unter der Oberfläche liegen. Im Spätherbst werden die Zweige abgeschnitten, während die Wurzeln in der Erde bleiben, um im folgenden Frühjahre neu zu vegetieren und in diesem zweiten Lebensjahre beträchtlich zu wachsen. Im achtzehnten Monate kann sie der Landbauer nach Bedürfnis ernten und bearbeiten; wenn er zwei oder drei Jahre warten kann, so wird die Ernte reichlicher und die Qualität besser.

Die ausgegrabenen dicken und langen Wurzeln werden von der anhaftenden Erde gereinigt und ins Haus getragen. Daselbst werden sie von einem einfachen, durch einen Hebebaum in Bewegung gesetzten Apparat zerrieben, darauf wird das zerriebene Fleisch unter einer Presse ausgequetscht; die hervorquellende Flüssigkeit wird beiseite gestellt, um daraus den gehaltreichsten und stickstoffhaltigsten, Pulviglio genannten Teil zu entziehen, der zur Herstellung ausgezeichneten Feingebäcks verwendet wird; der ausgepresste Wurzelbrei wird auf einen besonderen Herd gebracht, wo durch langsames Verdunsten das Mandiokamehl erhalten wird, für welches man heute 50 Centimes pro Liter zahlt, während das feinste Pulviglio 75 Centimes kostet. Das Mandiokamehl wird gekochten Bohnen roh beigemischt und gibt, mit Milch gekocht, prächtige Appetitspeisen ab. Beim Brasilianer vertritt es die Stelle des Brotes und der Polenta.

Die Mandioka gibt sich mit dem am wenigsten fruchtbaren Boden zufrieden, wenn er nur nicht feucht ist.

Ein Alchiere Wiesenland — welcher 20 200 Quadratmeter entspricht — wird, wenn er für die Mandiokakultur bestimmt ist, mit einem einzigen Paar Ochsen in vier Tagen umgepflügt, in einem Tage geeggt, in sechs Tagen bepflanzt und zweimal im Jahr umgegraben. Die Bereitung des Mehls nimmt circa neun Tage in Anspruch und das Produkt wird im mittleren Jahre auf L. 1120 geschätzt.

Auf dem umzäunten Gebiet bauen die deutschen, russischen und polnischen Kolonisten Roggen, um Brot zu bereiten, und

Reis, der ausgezeichnet trägt, wo durch die Natur und Lage das Terrain während der zahlreichen Sommerregen feucht bleibt. Die italienischen und französischen Kolonisten kultivieren auf dem umzäunten Terrain nach europäischem System weissen Mais und Bohnen, ein wenig Isabellatrauben, welche einen gangbaren Wein abgeben, der sich zu L. 100 per 90 Liter verkauft, und teilweise machen sie einige Versuche mit Weizenbau.

Die Weizenkultur am Paranà ist für mich eine grosse, seltsame und interessante unbekannte Grösse, die ich hoffe, bald kennen zu lernen. Alle erklären, der Paranà sei für Weizenbau geeignet, einst sei Weizen in hohem Masse gebaut, aber dann die Kultur aufgegeben worden; die einen sagen, wegen ausgebrochener Brandkrankheit, die andern wegen Entdeckung des Matté, dessen Einheimsung und Zubereitung alle landwirtschaftlichen Kräfte des Landes absorbierte. Thatsache ist, dass ich bisher noch keine Spur von Weizenkultur erblickt habe und nur einzelne mir erzählt haben, sie hätten kleine Quantitäten ausgesäet, diese seien aber von zahllosen Vögeln aufgefressen worden. Ich habe selbst eine probeweise Aussaat gemacht und kündigt sie mir schöne Aehren an. Aber das Sonderbare ist das: für den Weizenbau wird hier reichliches, direktes Düngen anempfohlen, welches in Europa das Getreide ersticken würde durch Unkraut und übermässige Blattentwicklung; auf alle Fälle bin ich der Ansicht, dass dieses Cereal es verdiente, in grossem Masse angebaut zu werden, wenn man auch alljährlich Rieti-saat und etwas chemischen Dünger einführen müsste; denn in Curityba wird Weizenmehl nach unserem Gelde mit L. 50 per 95 kg bezahlt.

Der Ackerbau im Urwalde ist etwas Originelles. Es gibt hier Wälder jeglichen Alters; auf den Brandstätten neu erstandener Wald und jungfräulich genannte Wälder, d. h. solche, die noch nie niedergebrannt und kultiviert worden. Alle diese Wälder können „roçati“, d. h. in Asche gelegt und angebaut werden. Der Brasilianer zieht aber vierzig bis sechzig Jahre alte Wälder vor, indem sie bei einer gewissen Leichtigkeit der Bearbeitung einen ziemlich hohen Ertrag ergeben. Im Laufe des Winters dringt er in diese Wälder, die sein Eigentum oder öffentliches Eigentum sind, und mit einer besonderen Axt schlägt er die dünnern Pflanzen nieder, während er zur Fällung der dickern Stämme die gewöhnliche Axt verwendet. Bei dieser Arbeit stösst man leicht auf giftige Schlangen. Im kommenden Frühjahr wird das gefällte Holz an verschiedenen

Stellen in Brand gesteckt und der Wald wird ein Glutenmeer. Wenn die niedergelegten Bäume dünn gewesen und völlig ausgetrocknet, ist dann der Boden mit Gluten und Asche bedeckt; wenn nicht, so kreuzen sich in jeglicher Richtung verkohlte Stämme. Im einen wie im andern Falle dringt der Landwirt in die „roça“ und macht mit der Spitze eines Stockes Löcher in den Erdboden, in welche er Samen streut von Mais, schwarzen Bohnen und Kürbissen. Dann schlägt er um die „roça“ die Bäume in der Weise nieder, dass sie im Fallen eine für das Vieh unübersteigbare Barrière bilden. Nichts hat er mehr zu thun, bis zur Ernte, die, wenn ausnahmsweise die Saison nicht zu trocken noch zu regnerisch ist, wunderbar reichlich sich ergibt. Wenn die Ernte eingeheimst, verlässt der Brasilianer die „roça“, die ohne weitere Bearbeitung im zweiten Jahre nicht so gute Erträge hervorbringen würde, und nimmt den Wald an einer andern Stelle in Angriff; der europäische Arbeiter hingegen, wenn er sein Stück Land „roçiert“ hat, bearbeitet den Boden mit dem Spaten und dem Pfluge, gemäss den mehr oder weniger rationellen Methoden unserer Volkslandwirtschaft. Unser guter Nachbar Schilling hat auf dem Stück Wald, das er besitzt, abwechselnde Kulturen für den Zeitraum von zwölf Jahren eingeführt.

Ein Alchiere di Creco, welcher 20200 Quadratmeter gleichkommt, wird von einem Brasilianer in zehn Tagen abgeholzt, wenn es sich um jungfräulichen Wald handelt, in vier Tagen, wenn der Wald jung ist; der im ersten Jahre ungeübte europäische Kolonist braucht hiefür die dreifache Zeit. In einem Tage wird der Alchiere niedergebrannt, in drei Tagen besäet, in zwei oder drei Tagen die Schutzwand errichtet; das Produkt wird in zehn bis zwölf Arbeitstagen eingeheimst. Und dieses Produkt beträgt 50 bis 80, ja selbst bis 150 Hektoliter, je nach dem Jahre. Ein Alchiere di Roça, der mit Bohnen besäet worden, bringt circa 40 Hektoliter hervor.

Der zur Inangriffnahme der Roça günstigste Monat ist der August, zur Aussaat der November und zur Ernte der April.

Die Roça eignet sich vorzüglich zum Anbau aller Pflanzen, die einen sehr fruchtbaren Boden lieben, wie z. B. des Tabaks, der hier sehr kräftig wird.

Das mit dem Pflug in Schollen gebrochene Wiesland wandelt sich in Felder, die ohne Ausnahme für alle europäischen Kraut- oder Baumkulturen geeignet sind. Obstbäume gedeihen daselbst kräftig und Orangenbäume werden aus den

Wäldern entnommen und in die Nähe der Häuser verpflanzt, woselbst sie reichliche und exquisite Früchte tragen.

Zu diesen glücklichen natürlichen Bedingungen kommt noch hinzu, dass der Boden pro Hektare zehn bis zwanzig italienische Lire kostet; kommt hinzu, dass hier zu Lande keine Grundsteuer existiert, und dann kann man sich vorstellen, wie ein Kolonist, der ein guter Arbeiter ist, sofort zur Unabhängigkeit und bald zum Wohlergehen gelangen kann.

Auf dem Hochplateau des Paranà züchtet und weidet man in grossen Massen Rindvieh, welches dann in die anstossende Provinz S. Paulo exportiert wird; weniger stark, aber immerhin sehr bedeutend ist die Pferdezucht und die Schweinezucht.

Für mich war es eine liebe Ueberraschung, dort drüben prächtige Rinderherden zu finden, und zwar Rassen, die in Europa als die geschätztesten, als die besten Typen charakterisiert waren; gar seltsam wirkt es, wenn man neben dem weiss und schwarz gefleckten holländischen Rind weiss und rot gefleckte Berner Kühe, neben der Durhamrasse mit wechselnder Färbung den braunen Schweizer Schlag antrifft; und der Aehnlichkeit in der Färbung entspricht die Verwandtschaft im Knochenbau der verschiedenen Typen, so dass man der Meinung sein könnte, diese Gruppen seien im wirren Durcheinander aus einer internationalen Rindviehausstellung geflüchtet, wenn wir uns nicht auf den verlassenen Hochplateaus des Paranà befinden würden, wenn uns nicht die Kopfform in allen Individuen mehr oder weniger deutlich den iberischen Typus verraten würde, der vielleicht von all den successiv eingeführten Rassen die älteste, gewiss aber heute noch die vorherrschende repräsentiert.

Die Vielfältigkeit zootechnischer, wenn nicht zoologischer Typen, die durch das Gesetz der Reversion sich eine neben dem andern erhalten, ist für den europäischen Viehzüchter, der die Absicht hätte, hier eine bestimmte Rasse zu kultivieren, ausserordentlich vorteilhaft. Er brauchte nur Zuchtstiere von reinem Blut hinüberzubringen und könnte hier mit Leichtigkeit unter den Kühen von unanfechtbarer Einförmigkeit eine Auswahl treffen.

Die Aufzucht und die Züchtung des Viehes kostet hier sozusagen nichts und ergibt eine verhältnismässig hohe Rendite. O gado, so heisst hier die Viehherde, hat absolutes Weiderecht auf sämtlichem öffentlichen und privaten Eigentum, im

Walde, im Wiesland, in den Pflanzungen, selbst in den Gärten, wenn diese Orte nicht durch eine starke, hohe, passende Umzäunung abgesperrt sind. Und dieses Weideland ist unentgeltlich; denn ein jeder lässt sein Vieh auf des andern Eigentum sich ergehen, wie er selbst auch des anderen Vieh auf sein Eigentum zulässt. Das Beschalen, das Kalbern, die Aufzucht vollziehen sich in voller Freiheit; das Kalb wird an einem Ohre gezeichnet, und wenn es herangewachsen ist, empfängt es auf der Keule ein Brandzeichen, welches seinen Herrn angibt. Dieses Vieh entfernt sich nicht weit von der Gegend, wo es geboren ist, und sammelt sich alle vierzehn Tage oder allmonatlich um das Haus seines Herrn, um etwas Salz zu erhalten. Zuweilen geht ein solches Tier auf ein halbes Jahr, selbst ein ganzes Jahr verloren, aber dann wird es, im allgemeinen, wiedergefunden; denn in Brasilien kommt Diebstahl, besonders Viehdiebstahl, äusserst selten vor, und der Züchter sucht zu Pferde mit Hülfe eines Hundes oder der Fingerzeige seiner Kollegen die Spur des verlustig gewordenen Tieres auf, wirft dem Durchbrenner einen Lasso über den Kopf oder treibt ihn sonst nach Hause, wo er ihn auf einige Tage in eine Umzäunung sperrt und ihm Salz zu lecken gibt, damit er den Ort lieb gewinnt.

Im Frühjahr, Sommer und Herbst findet das Vieh reichliche Weide auf den Wiesen; in der für diese Gegend milden Winterszeit flüchtet das Vieh in den Wald, wo es die Knospen verschiedener Sträucher und die Blätter verschiedener Rohre und des Bambus verzehrt.

Hier besteht, so viel ich weiss, unter dem Vieh keine Sterblichkeit auf Grund von epidemischen Krankheiten; einzelne Stücke werden verloren durch das Alter oder zufällige Erkrankungen, durch unglücklichen Fall, durch Schlangenbisse oder durch andere seltene unglückliche Zufälle. Nur gegen die Grenze des Staates S. Paulo herrscht unter den Pferden eine äusserst schwere epidemische Krankheit, die zu studieren ich hoffe Gelegenheit zu erhalten.

In Hinsicht auf die finanzielle Seite der Viehzucht dürften, glaube ich, einige Daten interessant sein.

Nehmen wir z. B. an, ein Züchter wolle dort zum Zweck der Milchproduktion selbst eine Herde begründen. Er würde vierhundert dreijährige Kühe kaufen und aus der zahlreichen Menge von holländischem Typus welche aussuchen und zum Preise von 45 Lire pro Stück im Durchschnitt bezahlen; er müsste dann aus Europa vier geeignete Zuchtstiere einführen;

zu diesem Zwecke würde ich den ostfriesischen Schlag vorziehen, welche circa 1500 Lire Transportkosten verursachen. Zur Zucht dieses Viehbestandes hätte er ein genügend ausgedehntes, schon mit einem Hause versehenes Stück Land zu pachten, welches ihn auf 500 Lire pro Jahr zu stehen kommen dürfte. Zur Beaufsichtigung dieses Viehstandes genügen zwei berittene Leute, welche, ausser mit Wohnung und Unterhalt, mit 400—450 Lire zu entlohnen wären. Salz würde man 160 Liter zum Preise von 25 Lire pro Monat brauchen.

Der Züchter, der mit der Zeit der ersten Installierung noch künstliche Wiesenanlagen, rationelle Futteraufbewahrung, besonders in Silos, Schutzdachkonstruktionen und Errichtung etlicher Stallungen zum Schutz der wertvollsten Tiere hinzufügen mag, wird nicht umhin können, die Milchproduktion rapid zu vermehren. Er wird Butter herstellen, die zum Preise von 6,25 bis 7 Lire per Kilo verkauft wird; er wird des ferneren frischen Käse bereiten, den man im Sommer mit 3 Lire, im Winter mit 5 Lire und mehr per Kilogramm bezahlt.

Und wenn der Züchter dann die verbesserten Stücke zu verkaufen gedächte, so würde der Anfangspreis von 45 Lire pro junge Kuh bald auf 125 Lire steigen, sobald das Tier bis zu acht Liter Milch pro Tag ergibt, und so käme, da der Preis mit der vermehrten Milchproduktion steigt, der Züchter mit der Zeit dazu, Preise bis zu 1000 Lire pro Stück zu erzielen, sobald die höchste Milchproduktion achtzehn Liter pro Tag erreicht haben würde.

Die Stiere werden im Alter von zwei Jahren beschnitten und, wenn sie gutes Fleisch angesetzt haben, fährt man auf den Markt von Curityba, wo man 80 bis 90 Lire pro Stück erzielt. Im gezähmten Zustande erzielen sie 300 bis 400 Lire pro Paar.

Ein anderer, äusserst interessanter Zweig der Viehzucht ist die Aufzucht von Mauleseln. Diese Tiere finden nicht nur auf den Fahrstrassen und Waldpfaden eine äusserst grosse Verwendung, sondern man gebraucht sie auch bei den Trams und den Herrschaftswagen. In Rio de Janeiro sieht man wenige Pferdegespanne, dagegen sehr viele Maulesel, von hoher, grosser Statur, gut gewachsen, sauber und glatt wie ein Spiegel.

Wer die Absicht hegt, sich der Maultierzucht zu widmen, könnte junge Pferdestuten zu 45 bis 50 Lire pro Stück kaufen. Ein einst in Pantellaria zu circa 350 Lire bezahlter Esel kam

zufolge der vielen Zwischenhände in Curityba auf 1500 Lire zu stehen. Aber die gewöhnlichen Maulesel, in ungezähmtem Zustande, werden zu 100 bis 150 Lire pro Stück verkauft, während Tiere guter Rasse 300 bis 500 Lire per Kopf erlangen.

Schafzucht wird im Paranà nur in geringem Masse betrieben, indem die Beaufsichtigung zu viele Leute erfordert.

Mutterschweine werden in beträchtlicher Anzahl gezüchtet, besonders zu Verwertung der Abfälle der Maisernten; gesalzener Speck wird gegenwärtig zu 2,50 Lire per Kilo verkauft.

Das äusserst zahlreiche Vieh, welches in Paranà aufwächst, gibt für die Landwirtschaft nur wenig Dünger ab, der allenfalls auf einem kleinen Platze nahe beim Hause aufgeschichtet und festgestampft wird und da gesammelt und ausgegraben, wo das Vieh nach Belieben kommt und geht, und, wenn es das Bedürfnis empfindet, fruchtbare Spuren hinterlässt. Die Gerippe des Viehes, das getötet wird oder stirbt, ist völlig unverwertet, und liegen die Knochen zerstreut umher in den Wiesengeländen; wenn der Landwirt sie sammeln und brennen würde, so fände er gratis eine beträchtliche Masse von Kalkphosphat

Angesichts der primitiven aber äusserst sparsamen Art und Weise, auf welche der pastorale Reichtum des Paranà geschaffen, wage ich es nicht, mich als Meister aufzuspielen und die in Europa gebräuchlichen Produktions- und Zuchtmethoden zu suggerieren.

Aber an Hand des Hülfskapitals an Fleischnahrung und motorischer Kraft, welches sich hier ein jeder Arbeiter rasch zu verschaffen vermag, gedenke ich, der zukünftigen Bedürfnisse einer dichteren Bevölkerung, eines erleichterten Verkehres, und sehe ich im voraus im Gedanken die glückliche Mission der ersten Züchter, die mit den Stieren von reinem Blute auf diese sanften Hänge gleichzeitig die Kultur der Futterpflanzen und die rationellsten Methoden der Zootechnik und Käserei verpflanzen werden.

Im Laufe der sechs Monate, die ich im Wiesenlande und im Walde unserer Kolonie verlebt, hatte ich, obgleich sehr kurzsichtig, kein unangenehmes Zusammentreffen mit gefährlichen Tieren; vor einiger Zeit feuerte einer meiner Genossen auf eine wilde Katze, die andern haben zwei oder drei Schlangen getroffen; aber diese Kleinigkeiten sind zu belanglos, als dass sie genügendes Material für ein richtiges Urteil böten, zu welchem Zwecke ich mich betreffs Auskunft dann

an Leute des Landes und an den guten Freund Dr. Grillo gewandt habe, der schon seit einer Reihe von Jahren am Paranà wohnt.

Der Jaguar, Tiger des Paranà oder die Onze (felis uncia), bewohnt die noch nicht kolonisierten Gegenden oder diejenigen, wo sich erst kleine Gruppen von Pionieren niedergelassen haben. In unserer Gegend stösst man jährlich auf einen oder zwei, die aus den benachbarten jungfräulichen Urwäldern von Cantagallo und San Matteo eindringen. Er ist ein hohes, gut bewehrtes Tier, wenn ich nach den Fellen urteilen darf, die ich im Salon des Dr. Grillo vorfand; alle Leute aber geben mir die Versicherung, dass er den Menschen nur angreift, wenn er in die Enge getrieben wird; wenn man ihn aber verwundet, dann wird er furchtbar und springt dem Jäger in das Genick. Es wurde mir aber ein Fall mitgeteilt, wo jemand, der am Wachtfeuer stand, unerwartet von einem Tiger angefallen wurde. Den linken Arm gab er den Fängen des Tieres preis, und es gelang ihm, mit der rechten Hand seinen Revolver zu greifen und die Bestie niederzuschiessen; er selbst trug nur tiefe Fleischwunden davon. Dr. Grillo, der in der fernab, inmitten unerforschter Gebiete gelegenen Militärkolonie Chopin gelebt hat, erzählte mir, er wisse daselbst nur von einer einzigen Person, die von einem Tiger getötet worden, und diese Person hatte sich nachts ausserhalb des Lagers begeben.

Die Pardel-Unce ist eine kleinere und furchtsame Tigerart; diese flüchtet sich selbst, wenn sie angegriffen wird.

Der Tamandoà-bandeira oder Ameisenbär (Myrinecophaga jubata) ist ein grosses zahnloses Tier, das man oft in den benachbarten Urwäldern treffen kann. Angegriffen flieht er; ist aber der Jäger ihm auf den Fersen, so stellt er sich, erhebt sich auf die Hinterfüsse und umfasst seinen Feind in einer tödlichen Umarmung, indem er ihn durch seine Muskelkraft erstickt und mit den mächtigen Klauen zerfleischt. Man erzählt mir, dass der Jäger diesen bekannten Instinkt des Tamandoà-bandeira, niemals seine Umarmung zu vergessen, ausnütze, indem er der Bestie ein Stück Holz zwischen die Pranken werfe, welches der Bär sofort stark an seine Brust presse, worauf es leicht getötet werde. Lassen wir es darauf beruhen, sei es ein Märchen oder Thatsache. Das steht aber fest, dass der Tamandoà im Walde zwar gefährlich, auf Wiesenland dagegen feige ist.

Ein anderes gefährliches Tier, das man in den fernen

jungfräulichen Urwäldere antrifft, ist der queixadas oder das Bisamschwein (Dicotylus labiatus); es lebt in Trupps von dreissig bis vierzig Stück, und sagt man, es sei gefährlich, von diesen elenden Seelen befallen zu werden, wenn man nicht eine schemelhohe Bodenerhöhung oder ähnliches als Zufluchtsort benützen kann: in einem solchen Falle eilt nämlich die schweinische Horde, wie die Brüderschaft von Ponsacco, that- und attentatlos vorbei.

Und so bleiben nur noch die Schlangen übrig. In der Umgegend der Kolonie Cecilia hausen Klapperschlangen, die man hier Cascavel nennt (Artolus horridus), und die Brasilianer sprechen von ihnen mit ebensolcher Gleichgültigkeit, wie wir in Italien von den Vipern zu reden pflegen. Sie halten sich besonders in Wiesen auf und weniger im Walde. Ihre Länge beträgt einen Meter bis ein Meter vierzig Centimeter; aber sie sind, so sagt man wenigstens hier, die friedfertigsten und ehrenhaftesten Weltbürger, so dass sie, wenn man auch in ihre Nähe kommt, nicht beissen, falls man sie nicht berührt. Uebel ist es nur, dass sie zuweilen im Gras verborgen liegen, und dann kann es, selbst wenn man nicht so kurzsichtig ist, wie ich, passieren, dass man auf eine Schlange tritt . . . brrr; und dann, wenn mehrere, einer hinter dem andern, an ihr vorbeischreiten, wird sie endlich wild oder nervös und beisst den unglücklichen Letzten. Es gibt aber ein Gegengift, welches als sicher wirksam gilt: nachdem die Wunde stark unterbunden, muss unterhalb des Bisses sorgfältig eine hypodermische Injektion von 10 Centigramm des Permanganat der Pottasche, aufgelöst in 5 Gramm Wasser, appliziert werden. Wer sich also dahin begibt, versäume nicht eine Pravazsche Spritze und ein Fläschchen Permanganat mitzunehmen; vor allem trage er aber ein gutes Paar hoher Stiefeln oder Ledergamaschen, welche ihn ganz sicher vor Bissen bewahren, und versehe sich mit einem tüchtigen Stocke, vermittelst dessen man 999 mal die Klapperschlange erschlägt und einmal, wenn man gerade ein besonderer Pechvogel ist, selbst gebodigt wird.

Unser guter Nachbar Meister Albert brachte uns zwei Monate nach unserer Ankunft in dieser Gegend eine Klapperschlange, die von einem kleinen brasilianischen Knaben getötet worden. Sie hatte eine Länge von 1,40 Meter, und ihr weitester Umfang betrug 0,30 Meter; der kleine Knabe erblickte sie inmitten eines Pfades zusammengerollt, und mit einem Stocke rückte er ihr auf den Leib und erschlug sie. Drei Monate später kehrten wir, d. h. der Genosse Dondelli,

unser sympathischer Nachbar Christian Schilling und ich, von einer Besichtigung der für unsere Kolonie reservierten Landlose zurück und folgten einem Pfade, der mitten durch das Wiesenland hindurchführte. Der Hund hatte ein Rebhuhn gestellt, und Christian, der barfuss ging und die Schuhe über den Achseln trug, war kaum drei oder vier Schritte dem Pfade gefolgt, als wir auf einmal sahen, wie er plötzlich anhielt, fast zu seinen Füssen anlegte und losschoss. Ich vermeinte, er habe das niedergekauerte Rebhuhn gesehen; als ich aber sah, wie er einen Satz rückwärts machte und aus vollem Halse rief: Cobra, Cobra (Schlange), begriff ich erst, um was für ein Wild es sich handelte, und schritt näher, um es zu betrachten. Eine Klapperschlange in der Grösse jener, die uns Meister Albert geschenkt hatte, wand sich noch um einen Grasbüschel. Wenn man sie so zusammengerollt, mit der schön mandelförmigen, weisslichen Zeichnung, liegen sieht, kann man sie sehr leicht mit den auf diesen Gefilden so zahlreichen Exkrementen des Rindviehes verwechseln. Der junge Christian, der mit knapper Not der Gefahr entgangen, den nackten Fuss auf eine giftige Schlange zu setzen, war freudestrahlend, und mit Recht, über den Dienst, den er durch die glückliche Jagd den Menschen und den Tieren erwiesen; er hatte sich auch gerächt; denn wenige Tage vorher hatten die Schlangen ihm eine Kuh und ein Kalb getötet. Ich fragte ihn, auf wieviele Giftschlangen er in seinem Leben gestossen sei; er entgegnete mir hierauf, dass er jährlich im Durchschnitt etwa zehn Stück getötet habe; denn wer solche sieht, hält es für seine Pflicht, sie zu erschlagen. Christian ist einundzwanzig Jahre alt und lebt seit neun Jahren auf dem Felde, im Walde und auf den Weiden; er hat also folglich gegen hundert Giftschlangen zur Strecke gebracht. Sein Bruder Joseph, welcher fünfzehn Jahre zählt, wurde von einer Klapperschlange gebissen, aber geheilt; der andere, dreizehnjährige Bruder mit Namen Friedrich erzählte mir, dass er bereits vierzehn oder fünfzehn Schlangen ins Jenseits befördert habe.

Da ein Census für diese Tiere nicht vorhanden, glaube ich, dass die Annahme und der Bericht dieser Informationen die beste und möglichst wenig ungenaue Art und Weise ist, über ihr Vorkommen hier zu Lande ein Bild zu geben.

Andere hiesige Giftschlangen, die, zum Unterschied von der Klapperschlange, den Menschen angreifen, sind: der Jararaca, der Jararacussù, der Jararaca pigrissosa, der gewöhnliche Jara-

raca, welche dem Genus Trigonocephalus angehören, der Quatiarà und der Urutù.

Dann gibt es eine sehr grosse behaarte Spinne, welche im Oberkiefer zwei grosse Zähne, wie Mäusezähne ungefähr, hat. Die Brasilianer nennen sie Aragna caraugueiera; ihr Biss ist giftig, aber nicht tödlich.

Die Tausendfüsse (Sacraia) und der Skorpion verabfolgen schmerzhafte aber ungefährliche Wunden.

Unter den Insekten muss die M o s c a v a r e j e r a hervorgehoben werden, welche ihre Eier unter die Haut der Tiere, inklusive des Menschen, deponieren, und aus diesen Eiern entwickeln sich im Laufe von zwei bis drei Tagen Larven.

Die B e r n e ist eine der Varejera ähnliche Fliege, setzt aber in der Regel nur ein Ei und nur ausnahmsweise zwei oder drei ab; die aus selbigem sich entwickelnde Larve hat die Grösse einer Seidenraupe im ersten Stadium. Man sagt, dass diese Fliege besonders Menschen und Tiere schwarzer Hautfarbe befällt.

Der S a n d f l o h findet sich im Paranà nur in den Küstengebieten und gegen die Grenze von S. Paulo. Er existiert aber auch in einigen Häusern der russischen Kolonie S. Kitteria, woselbst er, von den infizierten Bauern importiert, durch Gewohnheit des Schmutzes in seiner Vermehrung begünstigt wird.

Meinerseits weiss ich nicht, wie ich diese erstaunliche Aufzählung von Plagen besser abschliessen könnte, als durch die Erklärung, dass man in unserer Kolonie sich sehr wohl befindet, einen Wolfshunger besitzt und um sich herum gesunde und zufriedene Leute hat. Brasilien verfügt noch nicht über den zweifelhaften Segen der Mystifikationen durch Statistiken a d u s u m d e l p h i n i; aber man kann recht gut annehmen, dass die Zahl der durch den Biss böser Tiere jährlich in Brasilien Gestorbenen bedeutend geringer ist, als die der in unserem Italien in gleicher Zeit an Pellagra verkommenen Menschen. Das ist meine Meinung.

Um die majestätische Schönheit, die vielen Zierpflanzen, die zur Bearbeitung geeigneten und medizinal verwendeten Gewächse der Wälder des Paranà zu beschreiben, würden ganze Bände nicht genügen; in den engen Grenzen eines kleinen Kapitels kann ein so wichtiges Gebiet nur notdürftig zusammengequetscht werden.

Selten habe ich so tiefe Bewegung, so starke, andauernde Einwirkungen empfunden, wie die beim ersten Eindringen in

die jungfräulichen Urwälder des Paranà. Wenn man von den Wiesen kommt, an deren Rande schroff, gleich riesigen Mauern aus Stämmen und Grün, sich die Waldungen erheben, aus deren Wogen die schlanken Stämme und umgekehrten breiten Schirmgipfel tausendfältiger Araukarien sich zum Himmel emporrecken, empfindet man — ich wenigstens habe das Gefühl — eine eigentümlich ergebene Achtung vor einer so feierlichen und anmutigen Grossartigkeit. Vielleicht ist es ein der alten Religiosität entspringendes Empfinden, welches einst die Altäre der Unbekannten und Furchtbaren in die jungfräulichen Wälder verlegte. So sagte ein spanischer Kolonist in S. Mattheus dem Ingenieur Carvalho:

„Diese Bäume (es waren riesige Araukarien), welche meine Hütte umgeben, flössen mir Furcht ein!“

Wenn man aber an den Rand des Waldes gelangt ist, so weicht jedes andere Gefühl der Neugierde, einer edlen, nicht gemeinen Neugierde, der Neugierde, die dem wunderbaren Erstaunen zu folgen pflegt. Hier, am Urwaldesrande, lagert ein toter Baumriese, von dem wie wehende Bärte lange Festons grauer Lichenen herniederhängen, die Zweige umflatternd, umwebend. Wir dringen mit dem Waldmesser in der Hand in das Dickicht ein, um uns einen Weg zu bahnen. Siehe da, die zahllosen Lianen in seltsamsten Formen, die, man vermag kaum zu sagen wie, sich zu den Zweigen der höchsten Bäume erstrecken und überall wie das Takelwerk eines Schiffes (der Vergleich ist alt, aber ebenso wahr!) dich zum Erklimmen einladen. Da der Bambus, leuchtendes, wie poliertes Grün, in dichte Büschel gehäuft, und auch sie, wie die Lianen, den höchsten Gipfeln entgegen, zum belebenden Lichte emporstrebend. Dort riesiges Röhricht oder Taquare, rauh aber wertvoll, da es biegsame Stäbe zur Herstellung von Körben, Matten, Sieben und anderem Flechtwerk liefert.

Tiefer in das Waldesdickicht eindringend, stossen wir auf herrliche Gruppen von Baumfarren, die auf Stämmen von sechs, acht und zehn Meter Höhe weite, biegsame, zart gefiederte Fächer entfalten. Von einem der Stämme schälen wir die Rinde ab, und ein künstlerisches und regelmässiges Adernnetz tritt hervor, so fein, als wäre es mit chinesischer Tusche durch eine Zeichenfeder aufgetragen. Fällen wir einen dieser Fiederbäume, entfernen wir das Mark, so erhalten wir eine famose Röhre für Wasserleitungen.

Schaut um euch herum, wie auf den bemoosten Stämmen leuchtende Orchideen blühen, wie in roter Pracht die Blüten

der Kakteen prangen, wie dazwischen zierliche Büschel zarter Farne hervorlugen. Wie viele neue und liebliche Formen, welch reiche, zarte Abstufungen des Grüns, welche Grazie, welche Unzahl origineller und unerwarteter Schönheiten!

Denken wir uns in diesen dichten Wald eine sanft geschlängelte Strasse verlegt, mit feinem, weissem Kies bestreut, da und dort einige Stühle, hier im Gebüsch eine marmorne Psyche, dort im Schatten eine Hebe oder Venus, und meiner Treu, ohne nur den winzigsten Blumenstengel zu pflanzen, würden wir hier einen Garten erhalten, wie ganz Italien sich keinen träumen lässt.

Doch verlieren wir nicht unsere Zeit mit der nutzlosen Betrachtung des Schönen. Die Aexte zur Hand, hier ist ein dicker, gerader Imbuia, der uns einen Pilaster zum Hausbau liefern kann. Unter den kräftigen Schlägen splittert schon die grobe Rinde ab; jetzt durchschneiden die Beile bereits den kanariengelben peripherischen Teil. Oh, welch ein Duft steigt aus dem Stamme empor und verbreitet sich im ganzen Umkreise! Aber der gestählte Mann des Waldes ist schon bis zur centralen Zone gelangt, die unserm schwarzen Nussbaum gleicht, und gerade in der Mitte quillt während einiger Sekunden eine feine Wasserader hervor, die sich den kompakten Fibern des Holzes entringt. Der Einschnitt ist bereits über die Mitte des Stammes gerückt und der Holzfäller nimmt die andere Seite des Stammes in Angriff, bis der Baum sich neigt und unter lautem Knirschen und Brechen nach der Seite des tieferen Einschnitts stürzt und in seinen gewaltigen Fall die vor ihm stehenden schwächeren Stämme mit verstrickt und zu Boden schmettert. Und jetzt, da der Stamm wagrecht vor uns liegt, fassen wir zu zweit die grosse Säge und schneiden die Säule in der gewünschten Höhe ab. Dann bleibt uns nur noch übrig, den über den Boden hervorragenden Teil quadratisch zu behauen, während der in den Erdboden zu versenkende cylindrisch bleibt. Ebenfalls aus dem Imbuia werden die Balken gefertigt, auf denen sich die Pfosten stützen, sowie alle der Bodenfeuchtigkeit am meisten ausgesetzten Teile des Hauses; denn der Imbuia liefert eines der Hölzer, die nicht von der Fäulnis angegriffen werden.

Der Imbuia liefert auch ein äusserst schönes Holz für die Kunsttischlerei; denn die peripherische Zone zeigt reizende, schildpattfarbene, perlmutterschimmernde, goldglänzende Stellen, während der centrale Teil ein künstlerischeres und kapriziöseres Aderwerk aufweist, wie solches nicht einmal die Wurzelpartien

unseres Nussbaumes darzubieten vermögen. Im Militärhospital von Curityba kann man einen aus Imbuiaholz geschnitzten Altar bewundern.

Aber für das Kolonistenhaus braucht man noch Obergebälk, Wandverschläge, Fussböden und Vertäfelung, dünne Schindeln, um das Dach zu bedecken. Und in den Wäldern des Paranà liefert die Araucaria brasiliense oder der Pignero dieses unentgeltliche Material in reichem Masse. Der Stamm der ausgewachsenen Araucaria ist kerzengerade und astlos. Wie der Imbuia wird er gefällt. In der gewünschten Länge wird er zersägt, dann entrindet und schliesslich vermittelst der Keile gespalten, indem er im allgemeinen geradelaufende Fasern hat.

So geht die Verarbeitung der Araucaria sowohl zu Balken, Platten, Schindeln als auch Stacketleisten rasch und leicht von statten. Es genügt, wenn man auf der Stammoberfläche kleine Einschnitte macht, in die man mit einem kleinen Hammer feine spitzige Keile aus Hartholz einschlägt, die leicht eindringen und Raum für grössere Keile schaffen, welche mit schwereren Hämmern eingetrieben werden und die Arbeit vollenden. Zur Herstellung der Schindeln oder dünneren Latten wird ein besonderes Messer verwendet. Das Holz der Araucaria, welches im Erdboden fault, aber sehr gut jahrelang gegen Regen und Sonnenglut stand hält, hat ein schönes rotes, gelbes und hellchokoladenfarbenes Geäder, welches, durch Firniss geschützt, wahrscheinlich haltbar sein dürfte. Die Araucaria erreicht ein ehrwürdiges Alter und enorme Dimensionen; an einem durch einen Sturm gefällten Stamme habe ich von der Wurzel bis zur Krone achtzig grosse Schritte gemessen. Der Baum trägt auch schmackhafte Früchte.

Zwei Bäume mit rotem Holz, die wie der Mahagoni zur Möbelschreinerei sich geeignet erweisen, sind die Ceder und der Cajarana, welche in den Wäldern des Paranà ziemlich häufig vorkommen. Das Cajaranaholz erhält sich, selbst wenn es in feuchter Erde vergraben wird, absolut ohne Fäulnis und unverändert in der Farbe.

Ein anderer interessanter Baum ist der Sassafrax, indem sein Holz, welches ebenfalls gegen Bodenfeuchtigkeit äusserst widerstandsfähig ist, einen sehr charakteristischen Anisgeruch verbreitet und in Europa zu hohen Preisen zur Liqueurbereitung verkauft wird.

Noch viele andere wertvolle köstliche Bäume lernt der Kolonist kennen, wenn er im Lande lebt und seine gefälligen Nachbarn befragt. Ich will nur noch auf die Schatzkammer

des Paranà, auf den bekannten Ilex paraguaiensis oder Mattebaum hinweisen.

Wo der Boden weniger fruchtbar ist, der Wald seltener wird und vorzugsweise aus Taquare und Bambus besteht, findet man häufiger und entwickelter den Mattebaum mit weisslichem Stamme und dunkelleuchtendem Laubwerk.

Seit langem verbraucht die Bevölkerung der Argentinischen Republik und des Staates Uruguay in weitestem Masse den Matte, den sie in einem ausgehölten Kürbis oder sonst einem kugeligen Gefässe als konzentrierten Absud bereitet und vermittelst einer gewöhnlich aus Silber verfertigten Röhre aufsaugt. Bis zu Beginn dieses Jahrhunderts lieferte nur Paraguay die für den gewaltigen Verbrauch benötigte Yerba, als der Ilex paraguaiensis in äusserst reichlicher Anzahl in den Wäldern des Paranà vorgefunden wurde. Die Spekulation warf sich fieberhaft auf die Einheimsung, die Bereitung und den Vertrieb des Matte, der einige Millionen Lire in dieses Land hineinbringt, wenn Argentinien und Uruguay nicht allzu verhängnisvolle Krisen durchzumachen haben.

Alle drei Jahre wird das Blattwerk des Ilex abgeschnitten, über im Walde angezündeten Feuern gedörrt, grob zerkleinert, in Taquarakörbe verpackt und nach den Werkstätten verbracht, wo die letzten Handhabungen geschehen.

Diese bestehen in einer letztmaligen und methodischen Dörrung, die vermittelst eines über einen speciellen Ofen sich drehenden Metallcylinders vollzogen wird. Nach dem Trocknen kommen die Blätter in eine Reihe von Mörsern, woselbst eine Batterie automatisch sich hebender und senkender Stössel sie lange bearbeitet. Nach dieser Operation lässt man sie durch verschiedene Nummern von Sieben gleiten, welche sie in Kategorien verschiedener Feinheit scheiden. Dann wird die Masse in Fläschchen verschlossen und eingepresst, oder in Lederballen und seltener in Kartons.

Wer nach den Ländern Südamerikas kommt und zum erstenmale den Matte versucht, kann ihm keinen Geschmack abgewinnen, empfindet Ekel wie nach der ersten Cigarre. Wenn er ihn aber etliche Male genossen, so wird der Matte gewöhnlich für ihn ein angenehmes und notwendiges Getränk. Ich trinke ihn besonders gern an den frischen Winterabenden, wie Theeabsud bereitet, dem er ähnelt. Er ist ein angenehmes, hygieinisches und billiges Getränk . . . billig wie kein anderes.

Der Leser, welcher sich erinnert, wie man zur Erlangung

leichter und reichlicher Ernten im Walde die Roça anlegt, wie im Walde das Vieh Schutz und Winterkost findet, wie der Kolonist all die Gottesgaben findet, von denen ich in diesen Zeilen berichtet, wird es leicht verstehen, weshalb der Brasilianer von einem Lande, das nur Wiesen kennt, in seiner melodischen Sprache aussagt: „No tem matto, no tem nada.“

Ein Land kann so schön, so gesund, so fruchtbar wie nur möglich sein, und doch wird es nur wenig oder gar nichts wert sein, wenn seine Verkehrswege schwer gangbar sind, oder es gar keine aufzuweisen hat.

In Anbetracht des Umstandes, dass es sich hier um ein junges Land handelt, sind die Verkehrsgelegenheiten des Paranà ziemlich genügende. Ich will sie an Hand der grossen topographischen Karte des Paranà, die 1876 durch den Ingenieur Carlo Rivierres angefertigt wurde, anführen.

Die Eisenbahn geht vom Hafen von Paranaguà aus, berührt Morretes, übersteigt vermittelst eines wunderbaren und praktischen Tracés die Serra do Mar, um 900 Meter über dem Meere Curityba zu erreichen.

Von Curityba aus sind zwei westliche Verlängerungen dieser Bahn in der Herstellung begriffen; die eine, auf der rechten Seite des Iguassù, wird Porto Amazonas berühren und dann, sich nach Norden, nach Ponta Grossa und Castro wendend, bis Palmeira gehen; die andere Linie, auf der linken Seite des Iguassù, geht nach Süden nach Lapa und läuft in Rio Negro aus.

Von Antonina, dem zweiten Seehafen des Paranà, steigt die alte Fahrstrasse der Graciosa in die Berge, passiert S. Joâo und erreicht ebenfalls Curityba.

In die grosse Strasse von Paranaguà nach Curityba münden drei weitere Fahrstrassen aus, die von Barreiros, Guaratuba und S. José dos Pinhâes kommen.

Curityba entspringen zwei grosse fahrbare Strassen mit Diligenceverkehr und Telegraphenleitung; die eine über Campo Largo, S. Luiz, Palmeira und Ponta Grossa geht bis Castro; die andere über Campo Comprido und Lapa mündet in den Rio Negro aus.

Ab Ponta Grossa geht ein Maultierweg mit Telegraphenleitung über Conchas und Cupim nach dem grossen Flecken Guarapuava auf dem dritten Hochplateau des Paranà, und ein anderer Maultierpfad, welcher sich nach Norden wendet, geht von Ponta Grossa nach Tibagy.

Von Castro gehen nicht weniger als sieben Maultierstrassen

nach dem Innern des Landes, von denen die wichtigste die Orte Fortaleza, Monte Alegre, Lagoa, Mortandade, Taquarà und Colonia Militare do Jatahì berührt. Eine andere wendet sich nach dem äusserst fruchtbaren Territorium Assunguy.

Von Lapa führt eine Maultierstrasse nach Matto Quemado am Flusse Iguassù.

Von Rio Negro geht eine weitere nach der Kolonie S. Bento.

Von Palmeira führt eine andere Maultierstrasse über St. Matheus nach Porto Uniâo am Flusse Iguassù.

Wenn man bedenkt, dass wir uns in einem Lande von 221 319 Quadratkilometer mit nur 187 Tausend Einwohnern befinden, die quasi keine Steuern bezahlen, wird man zugestehen müssen, dass schon viel geschaffen worden ist zum Eröffnen und Instandstellen von Strassen. Natürlich ist nicht zu verlangen, dass die Fahrstrassen des Paranà den gut fundamentierten und fortwährend geschotterten Fahrstrassen Europas gleichen. Ist das Wetter schön, so werden auf den Strassen des Paranà vier bis sechs Tiere vor das Fuhrwerk gespannt, und man kommt von der Stelle. Regnet es, so spannt man eine grössere Zahl vor und kommt doch fort, und die Diligence geht immer, auch wenn es herunterschüttet, aber die Karren versinken und bleiben stecken bis drei oder vier Tage die Sonne geschienen.

Ich werde stets an eine Reise zurückdenken, die ich im Regen von Ponta Grossa nach Palmeira gemacht habe. Mein Gefährte und ich mussten Wagen und Pferd in einem Hause am Wege zurücklassen und die letzten vier Kilometer, mit einer durch ein Stück Papier geschützten Kerze in der Hand bei Nacht, in knietiefem Schlamm mit gutem Humor zu Fuss zurücklegen. Aber das gastliche Haus des Dr. Grillo rüttelte unsere von der argen Reise ermatteten Lebensgeister froh wieder auf.

Ein anderes Verkehrsmittel bilden die beschifften oder schiffbaren Flüsse. Den Iguassù befahren von Porto Uniâo oder Porto Vittoria bis Porto Amazonas auf eine Länge von 400 Kilometer zwei Dampfbarken einer Privatgesellschaft, und jetzt soll noch eine dritte hinzukommen, als Staatseigentum für den Dienst der Kolonien, die in dem Thale Iguassù erwachsen, unter anderen St. Matheus. In Porto Amazonas, wo die Schiffahrt aufhört, wird die Eisenbahn auslaufen, die nach Curityba und dem Seehafen Paranaguà geht.

Ebenso ist auch der Fluss Tibagy schiffbar, wie auch zwei

Ströme, welche die Grenze gegenüber der brasilianischen Konföderation bilden, nämlich der Paranapema und der Paraná, mit fernen Thälern, die eine glänzende Zukunft haben werden.

Der Paranaenser ist im weiten und im begrenzten Sinne des Wortes gastfrei. Er wünscht die Einwanderung und begegnet ihr mit Sympathie im Gegensatz zu den Argentinern und Chilenen. Der Paranaenser gesteht frank und frei zu, dass das Land für ihn zu ausgedehnt, zu reich ist; dass er nicht genügenden Antrieb hat, alle seine Reichtümer zu suchen, sie ihm durch methodische, rationelle und zähe Arbeit zu entreissen. „Wir haben geringe Bedürfnisse,“ sagen sie, „leicht werden sie befriedigt, und dann ruht man in der Amaha (Hängematte) aus, schlürft Matte, spielt Guitarre und macht einen Bummel zu Pferd; der Fremde muss zu uns kommen. Der ist nie zufrieden; wenn er zwei hat, will er vier haben; so arbeitet er und bringt dem Lande den Fortschritt.“ „Wir brauchen den Fremden“ — „precisa o strangeiro“ ist ein dem Munde des Paranaensers geläufiger Ausspruch.

Dieser, ich möchte sagen nationalen Gastfreundschaft entspricht die privat geübte. Seid ihr im Walde oder im Wiesenlande, tags oder nachts, und tretet an das Haus des Reichen oder an die Hütte des Armen, stets wird man euch liebevoll und ehrerbietig empfangen. Das Beste im Hause erhaltet ihr zum Essen, und der Hausherr überlässt euch sein Bett oder seine Lagerstatt und schläft selber draussen beim Feuer. Hänget eure geldgespickte Börse an einen Pflock und schlafet ruhig, sorglos, nicht ein Pfennig wird berührt werden. Früh morgens, wenn ihr die verursachte Störung klingend entschädigen wollt, werdet ihr meistens die erstaunte Antwort erhalten: „Aber das kostet ja nichts.“

Das Auftreten des Paranaensers ist äusserst liebenswürdig, zuweilen allzu ceremoniös. Er trifft euch auf der Strasse und grüsst euch; oft hält er sein Pferd an, um einige Artigkeiten zu sagen, obwohl er euch nicht kennt. Der Aermste oder der Unwissendste, der auf dein Haus stösst, tritt nicht ein, ohne vorher um Erlaubnis zu fragen, nimmt den Hut ab und grüsst dich höflich; selbstverständlich unter der Annahme, dass man an seines Hauses Schwelle dasselbe thue. Der niedrigste Caboccolo oder Bauer zeigt eine Grazie, wie keine Schule sie beibringen kann.

Interessant ist es, zu konstatieren, wie diese Höflichkeitsformen rasch von den fremden Kolonisten angenommen werden, die bei ihrer Ankunft hierselbst so ziemlich roh sind. Ich bin

der Meinung, dass dies nicht nur ein Phänomen des Nachahmungstriebes ist, sondern dass die neue, unabhängige, menschenwürdige, und zufolgedessen angenehme Lebenslage, in die sie hineinversetzt werden, beträchtlich an dieser Wandlung teil hat.

Der Paranaenser ist gefällig, und fast nie wendest du dich erfolglos an ihn, wenn du in irgend einem Landesgebrauch unterrichtet sein willst. So weit es ihm seine Lage gestattet, macht er Geschenke und nimmt auch solche gern entgegen. Die erste Stute, die ersten Kühe, die ersten Schweine, welche den Viehstand unserer Kolonie bildeten, waren Geschenke unserer gefälligen, höflichen Nachbaren.

Inmitten dieses schönen, vielleicht zu weitläufig beschriebenen Landes, unter diesen so lieben, wohlwollenden Menschen, auf der Höhe lachender Hügel haben wir unsere durch vier schlanke Palmen gezierte und von reichen Orangenhainen umgebene Kolonie begründet.

Es war in den ersten Tagen des April 1890, als Evangelista Benedetti und ich nach einigen Tagen der Forschung uns in einem 18 Kiliometer von Palmeira entfernt gelegenen, verlassenen Holzhüttchen festsetzten, und zwar am Rand einer aus Wiesland und Wald gebildeten und für uns zum Preise von 15 Lire per Hektare — in Raten zahlbar — reservierten Zone von zehn Quadratkilometern; wir hatten etwas Mundvorrat: Brot, Mandiokamehl, Salzfleisch und Speck, mitgebracht; auch einige Talglichter für die bescheidene Beleuchtung. Mit Anbruch des Nachmittags eintreffend, hatten wir gerade Zeit genug, die Hütte etwas auszufegen, mit drei Steinen einen Feuerherd zur Bereitung von etwas Abendbrot zu improvisieren, und einige Armvoll Farnkräuter zu schneiden, vermittelst deren wir auf einem mangelhaften Bretterboden uns eine feuchte Lagerstatt errichteten, woselbst wir, in unsere Mäntel gehüllt, die erste Nacht verbrachten.

B

A

Am darauffolgenden Morgen legten wir Hand an, um für uns und die Genossen, welche binnen kurzem aus Curityba eintreffen mussten, Lager herzurichten. Wir schlugen in der Höhe eines halben Meters Pfähle in den Boden, die ein Geflecht trugen, auf welches Kräuter gelegt wurden. So waren wir vor der Bodenfeuchtigkeit gesichert und auch etwas gegen die Reptilien. Und indem das Haus nebenstehende Form hatte, ohne abteilende Wände, so errichteten wir in der Abteilung A das Lager der Un-

verheirateten und in der Abteilung B das der jungen Eheleute. Ich trug mich auch mit der vagen Idee, die Abteilung B mit einem eleganten Vorhang aus Lianen abzutrennen, aber zur Ausführung des Gedankens fand ich nie die Zeit.

Eine weitere Woche wurde noch verwandt, das Haus innen und aussen zu reinigen, die Umgebung zu erforschen und Arbeitswerkzeuge herzustellen. Endlich kamen unsere Genossen an.

Achille Dondelli war abgezehrt und elend, da in Genesung begriffen nach einem in Curityba durchgemachten schweren Nervenfieber.

Kaum waren wir vereint, da begannen auch schon gewisse unangenehme Vorfälle sich bemerkbar zu machen, über die ich frank und frei berichten werde, sobald ich in der Lage sein werde, die erste Geschichte der Kolonie Cecilia zu schreiben. Wenn ein Unternehmen wie das unsere von irgendwelchem Nutzen sein soll, muss über alle seine Phasen mit der striktesten Aufrichtigkeit berichtet werden, und das werde ich thun, sobald das Experiment soweit gediehen ist, beschrieben werden zu können; so bringt auch der Maler die Halbschatten erst an, wenn er die Figur gezeichnt hat.

Unsere erste Arbeit bestand im Umgraben des Bodens beim Hause zur Anlage eines Gemüsegartens, und nach einigen Monaten prangten bereits in den abgesteckten Beeten Küchenkräuter in prächtigem Grün. Und da für diese erste Gartenarbeit eine für des Spatens Ungeübte fast unmögliche Mühe aufgewandt worden war, kam die Nachbarschaft, um uns zu den bescheidenen Erfolgen unseres Werkes zu gratulieren, die sie bonite (sehr gute) nannten.

Im Hause wurde begonnen, etwas Mobiliar zu schaffen; der Ofen aus drei Feldsteinen wurde durch einen in einen Winkel des Hauses eingegrabenen Feldherd ersetzt, damit der Rauchzug nach aussen angebracht werden konnte; nachdem wir zwei Monate lang elendiglich auf Holzbrettern und trockenem Gras geschlafen, durch scharfe Kanten gepeinigt, unter den ungenügenden Decken zitternd, konnten wir endlich etliche Hängematten herstellen, während Dondelli für sich und seine süsse Hälfte ein rohes Ehebett errichtete; einen Monat darauf erreichten wir bereits einen hohen Grad des Komforts, indem wir auf die Hängematten und das Bett Strohsäcke und Kopfkissen zu legen vermochten.

Anstossend an das Haus befand sich ein zum Teil durch einen Zaunüberrest abgeschlossenes Gebiet; wir beschlossen, es in Anbau zu nehmen, und, um es vor dem Eindringen des umherschweifenden Viehes zu bewahren, mussten wir das Stacket ausbessern und vollenden, zu welchem Zwecke wir im Walde das benötigte Holz niederschlugen und vorbereiteten; so erhielten wir circa einen Hektar Land, welches wir zur Hälfte mit Weinstöcken bepflanzten. Für uns war es ein kühnes Unterfangen, die Gräben vermittelst ungeeigneter Werkzeuge herzustellen: Schaufeln, die, wie Spaten gebraucht, sich verbogen; schwerer Hacken, wo Spatenarbeit genügt hätte. Endlich wurde unser grosses kleines Unternehmen fertig, und der gute Giuseppe Capraro, ein Italiener aus der französischen Kolonie bei Palmeira, schenkte uns die Isabellatraubenschösslinge zur Pflanzung. Die Zwischenräume wurden umgegraben und mit Bohnen und Kartoffeln bepflanzt.

Der Feldherd in unserm Hause räucherte uns, ich könnte sagen, machte uns blind durch den Rauch, den er an gewissen Tagen ausspie; und dann war er zum Kochen der Speisen unbequem. So wurde die Küche zur Seite des Hauses angebracht, und ein mit Steinen und Erde gefüllter Kasten wurde als Feuerherd installiert; der Feuerbock, die Metallplatte für den Kamin, sowie die Kiste hatte uns der Freund Dr. Grillo geschenkt. Zwei andere kleine Werke waren der Hühnerstall, in dem nachts die von Frau Grillo geschenkten Hennen untergebracht wurden, und der Schweinestall, woselbst zwei junge Mastschweine, ein Geschenk des Herrn Adalbert, hausten.

Und da wir gerade bei den Tieren angelangt sind, wäre es ungerecht, den guten Russo zu vergessen, einen alten, braven und lahmen Wachtelhund, der uns an einem der ersten Abende nach unserer Ankunft zulief, sich aufhielt und stets wiederkehrte, bis er durch Austausch gegen einen Dolch gesetzlich und definitiv zu uns geschlagen wurde. Und du, eigensinniger, wunderlicher Vaiser, du gegen Bremsenstiche so empfindsamer Ochse, erinnerst du dich daran, wie oft du uns durchgebrannt bist mit samt dem Lastwagen, auf die Gefahr hin, vom Teufel geholt zu werden? Gedenkst du noch der ersten unglückseligen Versuche des Pflügens, wo du nicht wusstest, wie laufen, und wir keine blasse Ahnung hatten, wie dich führen? Und du, Pferdchen, weisst du noch, wie du aus dem Leinwandhelm Mais genossen, wie du rasch auskniffest, wenn man dir Sattelzeug auflegen wollte, um dann im Schneckenschritt dahinzuschleichen, wenn ich mich vermass,

dich zu besteigen? Und du, weisse Kuh, wie oft bist du nicht entronnen, um nach den heimatlichen Gefilden in Guarauna zurückzueilen, wo deine Genossen ihren Tod gefunden! Und was mag wohl aus dir, Chignento, geworden sein, du bissiger Köter, den wir, als unsere sociale Kasse bereits leer war, für 1,25 Lire gekauft hatten? Ich denke an euch alle, Gross- und Kleinvieh, die ihr unsere Gefährten in Freud' und Leid gewesen zur Zeit jener ersten und harten Monate unseres Ansiedlerlebens.

Vor dem Hause befand sich ein mit hohen Kräutern bedeckter, unbebauter Streifen Land, ein wahrer Schlupfwinkel für Schlangen; wir gruben ihn um, umgaben ihn mit einer Umzäunung und bestimmten ihn zum Anbau von süssen Kartoffeln und Mandioka.

Im Orangenhain wurden weitere Obstbäume gepflanzt; wir versuchten die Anlage einer Baumschule für Schösslinge von Maulbeer-, Birn- und Apfelbäumen; die Früchte des einzigen, hochbejahrten Maulbeerbaumes vor unserem Hause wurden zu diesem Zwecke verwendet.

So vergingen die ersten vier oder fünf Monate, in denen über den Ausgaben für Unterhalt und Ankauf verschiedener Gegenstände, wie eines Wagens, eines Pfluges, einer Säge etc. der Rest unseres kleinen Vermögens drauf ging. Aber gücklicherweise fanden wir in unserm Dr. Grillo einen soliden Bankier, der uns sein volles Vertrauen schenkte.

Die grösste Meinungsverschiedenheit, die hinsichtlich der Arbeiten unter den Pionieren sich geltend machte, fiel zur Zeit des Abholzens des Waldes zwecks Niederbrennung und nachheriger Aussaat von Mais und Bohnen vor. Drei von uns hielten diese Arbeit für äusserst dringlich und wünschten, dass, um sich ihr ganz widmen zu können, jede andere Arbeit unterbrochen werde. Die anderen zwei waren der Meinung, es sei dringlicher, das Holz zum Hausbau für die Genossen, welche jeden Tag erwartet wurden, herzurichten. Beide Teile hatten vielleicht gleich recht, und wenn wir, wohl oder übel, anstatt einer anarchistischen Familie, eine autoritäre Familie gewesen wären, hätte die Mehrheit die Minderheit gezwungen, sich ihrem Willen unterzuordnen; die Minderheit würde sich wahrscheinlich dagegen gewehrt haben, und der Konflikt wäre dagewesen. Wir hingegen suchten uns gegenseitig zu überzeugen, und da dies nicht gelang, verrichtete eine jede Gruppe eifrigst diejenige Arbeit, welche ihr am dringlichsten erschien. Auf gleiche Weise werden wir auch, nehme ich an, in Zukunft

unsere Entscheide unter grösseren Verhältnissen treffen, wenn die Bevölkerung der Kolonie beträchtlich gestiegen sein wird.

Diese Arbeiten wurden ausgeführt, so lange ich in der Kolonie weilte, d. h. bis zu den letzten Tagen des Monates Oktober 1890.

Unser Lebensregime war so ziemlich das der anderen Kolonisten. Früh morgens standen wir gegen 7 Uhr auf, nahmen einen Bissen zu uns und gingen dann an die Arbeit. Mittags kehrten wir nach Hause zurück, um zu speisen, oder man brachte das Essen denen, die in den Wald gegangen waren, um daselbst Arbeiten zu verrichten. Abends kehrten wir bei der Dämmerung zum Nachtessen heim, plauderten ein wenig, machten ein Spielchen mit Karten oder dem Damenbrett und stiegen dann in unsere Betten; zuweilen wurde eine Novelle erzählt, falls man nicht gewahr wurde, dass alle Zuhörer sanft eingeschlummert waren.

Unsere Kost bestand vorzüglich in Polenta aus weissem Mais, den wir in der Mühle der benachbarten russischen Kolonie mahlen liessen, schwarzen Bohnen, gekocht und mit Speck gewürzt, gesalzenem Rindfleisch, selbstgebauten Gemüsen, köstlichen Apfelsinen, die in reicher Menge in unserm Garten geerntet wurden.

Ich sehe selbst ein, dass es keine auserlesene Beköstigung ist, und dass der Leser besonders das Fehlen des Brotes beklagen würde, das auch für uns ein heissersehntes, aber zu kostbares Essmaterial war.

Zwei Glücksfälle hatten wir aber in dieser Hinsicht zu verzeichnen: erstens einen sich pünktlich und mächtig geltend machenden Appetit, stammend aus unserer Gesundheit, aus der köstlichen Luft jener Hügel, tausend Meter über dem Meere, und aus den Mühseligkeiten der Handarbeit; ein zweiter Glücksfall war der billige Preis und daher die reichliche Fülle des Fleisches auf unserm Tische. Für fünfzig oder sechzig Lire kaufte man einen jungen Ochsen, schlachtete ihn, häutete ihn ab, vierteilte ihn und zerlegte das Fleisch in Streifen, die, mit Salz bedeckt, drei oder vier Tage an die frische Luft gehängt wurden. Es ist dies das Xarque, welches sich ausgezeichnet hält und auf verschiedene Weise gekocht wird. Aus den kleineren Fleischstückchen machten wir Würstchen und Salami; die Kutteln wurden mit Speck gebraten gegessen, das Mark der Knochen wurde als Würze reserviert; aus den Knochen selbst wurde eine köstliche Bouillon gekocht.

Nie in meinem Leben habe ich so viel Fleisch und so viel

Apfelsinen genossen, nie so viel meine Muskeln geübt, wie zu der Zeit, die ich in der Kolonie Cecilia zugebracht, und nie habe ich mich so gesund und kräftig gefühlt, wie zu jener Zeit.

Unser gewöhnliches Getränk war Wasser, das wir von einer einen halben Kilometer entfernten Quelle in einem grossen von zwei Mann auf den Schultern getragenen Holzeimer holen mussten; dies war für mich die antipathischste Arbeit. Des Abends bereiteten wir uns oft Matte, eine Art Thee, den ich schliesslich sehr angenehm fand. Wenn Dr. Grillo und andere Freunde uns besuchen kamen oder wir nach Palmeira gingen, wurde die Eintönigkeit der erfrischenden Getränke durch einige Gläschen Branntwein aus Zuckerrohr, Caxiasse oder Pinga genannt, unterbrochen. Ich höre im Geiste immer noch die hallende Stimme des guten Grillo, der uns zu einem Pinghigno einlud.

Kaum war der Grundtisch, ich sage nicht der Grundstein, der Kolonie Cecilia gelegt, als wir nach Italien schrieben und die einen die Freunde, die anderen ihre Verwandten einluden, möglichst mit etwas Geld sich uns anzuschliessen. Wir beschrieben wahrheitsgetreu das Land, das wir nicht schöner und geeigneter hätten finden können; wir forderten sie auf, ihr Versprechen, uns nachzufolgen, einzuhalten, auf dass wir gemeinsam das für die socialistische Propaganda nützliche Experiment zur Ausführung bringen möchten. Beim Empfang unserer zuweilen beredten Briefe pflegten die Freunde sich lange zu besinnen und mit vagen, unbestimmten Versprechungen zu antworten.

Da wurde ein heroischer Entschluss gefasst, nämlich einen von uns nach Italien zurückkehren zu lassen, auf dass er mit beredten Worten die Lage der Dinge erzähle und den Genossen die Herreise erleichtere. Für diese Mission wurde ich als die geeignetste Persönlichkeit erachtet und unterzog mich gerne den Chikanen einer nicht kurzen Hin- und Rückreise. Ende Oktober umarmte ich die Genossen und rief den hohen Palmen der Kolonie Cecilia ein bewegtes „Auf Wiedersehen!“ zu.

Auf halbem Wege auf der Fahrstrasse zwischen Palmeira und Curityba, im Speisesaale einer einsamen Herberge inmitten von Wiesengeländen, begegnete ich dem Gouverneur des Paranà, Oberst Serzedello, der mit dem Senator Ubaldino Amaral und dem Redakteur des Blattes „A Republica“ das Land besichtigte. Als ich diesen Herren vorgestellt worden, befragten sie mich mit Interesse über unsere socialistische Kolonie, ihre

organisatorischen Absichten, ihre wahrscheinliche Zukunft. Sie erwiesen sich als auf dem Laufenden über die socialistische Bewegung in Europa und erklärten mir, dass ihre Regierung die socialistischen Kolonisten nicht fürchte, sondern sie gerne aufnehme, da immense Gebiete für ihre Betätigung zur Verfügung gestellt werden könnten, für ihre Betätigung, die in den Ländern, wo sich die kapitalistische Besitzergreifung vollzogen, sich zur Revolution wenden muss, während sie da, wo sie gewaltige Gestade friedlich besetzen kann, aufbauen wird. Sie unterstützten und ermutigten lebhaft unser Unternehmen und vernahmen mit Freude, dass wir daselbst gedachten, der Entwicklung der Bildung eine weite Entfaltung angedeihen zu lassen, und keinem religiösen Kulte huldigen.

Die Sympathie des Gouverneurs für die Kolonie Cecilia wurde praktisch dargelegt durch sein Telegramm an das Inspektorat des Bodens und der Kolonisation, durch welches wir ein Subsidium von 2500 Lire erhielten, von welchen ich 1300 an die in der Kolonie zurückgebliebenen Genossen schickte und den Rest, abzüglich des Scontos, mit mir nahm.

Am 25. November 1890 in Genua angelangt, begab ich mich nach Pisa, um meine Lieben zu begrüssen und den Kampf pro colonia einzuleiten. Und in Pisa machte ich den ersten Fiasco; denn nachdem ich öffentllich und privat gesprochen, fand sich kein einziger der Mitbürger eines Galilei, der sich entschlossen hätte, den schiefen Turm aus dem Gesichtskreis verlieren zu wollen. In Cecina aber, in Livorno, in Spezia, in Turin, in Mailand, in Brescia wurde der Vorschlag mit grosser Sympathie aufgenommen und meldeten sich viele Genossen, um nach der Kolonie Cecilia zu gehen.

Nach Ueberwindung nicht geringer und nicht weniger durch die Ortsautoritäten in den Weg gelegter Schwierigkeiten reiste die erste aus sechs Livorneser Familien bestehende Gruppe am 3. Februar auf dem Schiffe „Vittoria“ ab und hoffen wir, dass sie im wahren Sinne des Wortes sich zum Siege des Socialismus eingeschifft. Auf dem Molo von Livorno gaben ihnen hunderte von Genossen, Taschentücher schwingend, unter Rufen: „Viva l'Anarchia! Viva la Colonia Cecilia!“ einen tiefbewegten Abschied. Ich verschaffte ihnen eine Kiste mit einem grossen Kessel für Minestra, Schaufeln, Hacken, Spaten, Mistgabeln, Sägen, Sensen, Schreinerwerkzeug, Schleifsteine u. a. m.

Eugenio Lemmi, der dieser Livorneser Gruppe angehörte, hat mir nachstehende Karte geschrieben:

Curityba, den 15. März 1891.

Mein Lieber!

Seit unserer Abreise aus Genua hatte ich Dir nicht mehr geschrieben, da ich ziemlich rascher in der Kolonie einzutreffen gedachte. Jetzt aber habe ich mich entschlossen, Dir ein Lebenszeichen von uns zu übermitteln. Gesundheitlich geht es allen gut, bis auf einiges Unwohlsein, der Kinder besonders, wie Durchfall und leichte Entzündungen, die, wie ich glaube, auf die Nahrung und die Hitze zurückzuführen sind. Wir hatten eine sehr gute siebzehntägige Ueberfahrt nach Rio de Janeiro, so dass wir am 21. vergangenen Monats auf der Blüteninsel angekommen sind, von wo die Genossen nach sechstägigem Aufenthalt nach Paranaguà abreisten, während ich und Costalli auf genannter Insel bis zum 3. d. M. verblieben, da wir auf dem Zollamt die von Dir geschickte Kiste mit Gerätschaften, die uns gänzlich zollfrei ausgehändigt wurde, erheben mussten. Am 5. kamen wir in Paranaguà an, wo wir im dortigen Auswanderungshause unsere Familien und Genossen fanden. Nur Baldi Ferruccio nebst Frau und Sohn fand ich nicht vor, indem sie schon seit zwei Tagen abgereist waren, um eine benachbarte Gegend zu besichtigen. Es that mir dies nicht im geringsten leid, denn während der Ueberfahrt lernte ich ihn als eigennützigen, egoistischen Menschen kennen. Am gleichen Tage reisten wir nach Curityba ab, und hausen wir, in 15 Kilometer Entfernung von der Stadt, im Auswanderungsgebäude, woselbst wir noch jetzt weilen. Zweimal sind wir bei der Direktion in der Stadt gewesen und versprach man uns die Weiterfahrt für den darauffolgenden Morgen, aber dieser Morgen will noch nicht kommen. Wir haben an die Kolonie geschrieben. Ich empfehle den Genossen, sich weder durch böswillige Gerüchte über die Kolonie noch durch die Versprechungen der Spekulanten irre leiten zu lassen. Viele Grüsse von uns allen an alle dort.

Dein

E. Lemmi.

Am 14. Februar reiste eine zahlreichere Kolonne von Familien und Einzelgenossen aus Cecina, Genua, Turin, Mailand und Brescia ab. Es waren sechzehn Familien und Einzelgenossen. Ich las einen Brief von ihnen aus Iniz de Fora, einer brasilianischen Stadt im Staate Minas Geraes, wohin sie zur üblichen Rast verbracht wurden. Sie zeigten sich äusserst befriedigt über das Land. Mit Ungeduld erwarteten sie den Moment der Weiterfahrt nach der Kolonie.

Am 10. März ging die dritte Gruppe ab, bestehend aus dreizehn Familien und sieben Einzelgenossen aus Florenz, Poggibonsi, Spezia und Mailand. Diese Gruppe versah ich mit einem Ambos, zwei Schraubstöcken, einem Hebebaum, drei Pflügen, darunter einen Universalpflug Rud. Sack, ferner mit Aexten, Spaten, Schnitteisen, zwei grossen Pfannen und einer Stoffkiste für Weiss- und Arbeitswäsche.

Am 28. März, 1. April und 23. April fuhren von verschiedenen Orten weitere Gruppen ab, und so wird man im Juni 1891 die Einwohnerzahl der Kolonie Cecilia auf etwa 250 Personen schätzen können.

Unter den schönen Dingen, die wir mitgenommen, erinnere ich mich gern an zwei Kisten mit guten Büchern, welche meine lieben Freunde und Genossen Filippo Turati und Leonida Bissolati für unsere koloniale Bibliothek gesammelt hatten.

Ebenso erwähne ich, aus anderen Gründen, gern die weiteren Bücher und den Destillierapparat, welchen uns der Marchese Giacomo Doria geschenkt, um uns anzuregen, dem städtischen Museum von Genua naturwissenschaftliche Gegenstände zu überweisen, und eine Kollektion Sämereien, die wir zum Austausch gegen eine von der socialistischen Kolonie übersandte Kollektion brasilianischer Sämereien vom botanischen Garten der Universität Pisa erhielten. Ich hoffe, dass diese Berichterstattung von uns fortgesetzt und erweitert werden wird, denn wir wissen sehr wohl, wie viel die positiven Wissenschaften zur Lösung der socialen Probleme beitragen und wie sehr es deshalb von Wert ist, diesen Wissenschaften Materialien zum Studium darzubieten.

Es folgen inzwischen die letzten aus der Kolonie erhaltenen Berichte:

Palmeira, den 6. Januar 1891.

Lieber Rossi!

Ich schreibe dir sehr spät, aber ich wollte es nicht thun, ohne dir über das Gelingen der Roça, d. h. über die Zukunft der Cecilia Beruhigendes berichten zu können. Jetzt kann ich dir sagen, dass der Mais bereits hoch steht, ebenso auch die Bohnen, und dass bis jetzt das Wetter prächtig gewesen ist. Eine starke Umzäunung, die ausschliessliche Arbeit von Achille und Evangelista, schützt die Roça vor dem Vieh. Nach der Berechnung der Leute des Landes, die hierfür ein Verständnis haben, werden wir, wenn die Ernte mittelmässig sein wird, 400 Hektoliter Mais und 100 Hektoliter Bohnen ein-

heimsen; du siehst also, dass viele Leute kommen können, denn Polenta wird es überreichlich geben.

Die ganze Mandioka ist gepflanzt worden und steht schon hübsch hoch; jetzt sind sie dabei, das Unkraut auszujäten, ebenso stehen die Weinstöcke gut. Der Weizen, den du gesät hast, ist ebenfalls gut geraten, sowohl im gedüngten Teile als auch im übrigen Boden; es gibt Wurzelstöcke, die fünf Aehren tragen. Die Hühner sind auch in starker Vermehrung begriffen.

Am 31. Dezember ist unerwarteterweise der Genosse Artusi mit zwei Familien, ebenfalls von Genossen, eingetroffen; Gross und Klein sind es dreizehn Personen; ich habe sie nach der Kolonie geleiten lassen, wo sie bestmöglichst untergebracht wurden, während die neuen Häuser erbaut werden. Die zwei Familien aus Roncadelle sind bereits in Montevideo, und hoffen wir, dass sie binnen vierzehn Tagen werden hier sein können.

Ich habe kontraktlich von Geremia 30 Körbe Mais entnommen, drei Gespanne für Pferde und Karren gekauft und stehe im Begriff, den kontraktlichen Kauf zweier Zugochsen zu 150 Lire abzuschliessen; endlich habe ich noch in Ponta Grossa 12 Schafe und einen Hammel gekauft, die unterwegs sind. Das ist alles, was in der Kolonie geschehen ist und für sie geschehen wird.

Deine Genossen haben mit einem Mute und einer Selbstverleugnung gearbeitet, die das höchste Lob verdienen.

Dein dir zugethaner
Grillo.

Dr. Giovanni Rossi.

Nachtrag des Herausgebers der „Comune socialista" in Livorno:

Vom Genossen Dante Venturini aus Cecina, der sich seit dem 3. April 1891 in der Kolonia Cecilia befindet, haben wir einen langen Brief erhalten, wo er sowohl hinsichtlich des socialistischen Lebens als auch in Bezug auf das äusserst gute Klima und die reichliche Kost seine Zufriedenheit ausdrückt.

Venturini schreibt uns unter vielem an einer Stelle:

„Ihr könnt gar nicht glauben, wie gut unsere Lage ist, die täglich sich verbessert; ferner haben wir ausgezeichnetes Wasser, kurz, alles ist viel besser als Dr. Rossi es beschrieben hatte. Was die wilden Tiere anbelangt, so haben wir noch keine gesehen, ausser einer kleinen Meerkatze, die von einem der Genossen erlegt wurde.

„Gegenwärtig bestehen unsere Speisen aus: Reis, Bohnen, Polenta, Schweinefleisch, Rindfleisch, Salami, Kaffee und Milch, alles in reichlicher Fülle.

„Brot gibt es wenig, da wir es kaufen müssen, aber sobald wir Kalk und das zur Errichtung eines Backofens benötigte Material haben werden, wird die Polenta aufhören und Brot an ihre Stelle treten.

„Die Herren dieser Provinz sind alle für unsere Kolonie begeistert, besonders Dr. Grillo, der ein alter, sich zu den socialistischen Theorien hinneigender Mazzinianer ist; gemeinsam mit einem anderen Herrn der brasilianischen Regierung schenken sie uns einen Waggon Schösslinge, so dass wir dann viel Rebpflanzungen werden anlegen können.

„Für jetzt haben wir aus der socialen Kasse 36 Ochsen gekauft: 15 zum Schlachten, 15 Rassentiere und 6 Zugochsen.

„Und stets werden wir unsere Kolonie um notwendige Gegenstände bereichern; denn von der brasilianischen Regierung erwarten wir 40 000 Lire für Arbeiten an den Handelsstrassen, Häuserentschädigungen etc.

„Wir hegen die hohe Hoffnung, dass die Kolonie mit Geldmitteln für die socialistische Propaganda in Italien von grossem Vorteil sein könnte."

Und jetzt, nach diesen Zeilen des Genossen Venturini kann ich nichts weiter hinzufügen, als dass der Traum meines Freundes Rossi sich zu verwirklichen beginnt. (Anmerkung des Herausgebers.)

Wer hat gute Bücher zu vergeben?

Es ist bekannt, dass unser Freund Dott. Giovanni Rossi (Cárdias), der Autor des genialen Büchleins *Un comune socialista*, der ehemalige Leiter des Blattes „*Sperimentale*", ein tüchtiger Techniker in Agronomie und Tierarzneikunde, — deren Lehren er mehrere Jahre hindurch in seinem originellen Blatte „*Dal campo alla stalla*," (Vom Felde bis zum Stall) vulgarisierte, — nachdem er in Cittadella, Provinz Cremona, unter edler Mithülfe eines reichen Demokraten, des Exdeputierten Giuseppe Mori, und zwar auf den Latifundien desselben, die Verwirklichung seiner Lieblingsidee versucht

durch Begründung eines Gemeinwesens, gebildet aus associierten und von jeder Ausbeutung befreiten Landarbeitern, das aber, aus lokalen Schwierigkeiten heraus nichts anderes zeitigen konnte, als die Resultate einer mehr oder weniger glücklichen landwirtschaftlichen Kooperative, mit einigen Genossen vor Monaten die Anker nach dem Paranà, Brasilien, gelichtet hat, woselbst er, nachdem er von der dortigen Regierung äusserst günstige Bedingungen für die Kolonisierung eines weiten Territoriums in der Nähe von Palmeira erlangt, sein Werk mit dem Feuereifer einer starken gesunden Ueberzeugung verfolgt, und zwar von Resultaten gekrönt, die schon den glücklichsten Erfolg voraussehen lassen.

Unser Rossi ist nach der ersten Siedelung für kurze Zeit jetzt nach Italien zurückgekehrt; die Zeitungen haben uns bereits von einem von ihm in Mailand gehaltenen Vortrage berichtet, und von zahlreichen Familien der Toskana und aus andern Teilen des Landes, die schon abgereist oder sich zur Reise nach der Kolonie Cecilia anschicken, wohin auch er binnen kurzem zurückkehren wird.

Die Zweckmässigkeit, und vor allem das Praktische der socialistischen Kolonien, sei es als experimentelles Beispiel, sei es als Erziehungsmittel, sei es endlich als Uebergangsphänomen einer sich ankündenden neuen Aera, wurde des langen in der Revue „Cuore e Critica“ (Herz und Kritik) von unserem Candelari[1]) studiert,

---

[1]) Candelari Romeo, Mailand, an den ich mich wegen der Uebersetzung beregten Artikels wandte, antwortete mir am 6. Dezember 1896 wie folgt: „Ihren eingeschriebenen Brief vom 3. crt. habe ich erhalten und danke Ihnen für die Ehre, welche Sie meinen Schriften über die Kolonisationsfrage durch Uebersetzung in die deutsche Sprache angedeihen lassen wollen.

„Ich muss Ihnen nun sagen, dass diese Arbeiten jetzt nach sechs Jahren, der Durchsicht und Modifizierung benötigen dürften; aber ich hatte keine Zeit, es bis jetzt zu thun, noch mich auf dem Laufenden halten zu können über den weiteren Verlauf der diesbezüglichen Studien und der Experimente, die inzwischen angestellt sein werden.

„Während ich Ihnen aus diesem Grunde für die freundliche Absicht danke, muss ich die Zustimmung zu der von Ihnen beabsichtigten Uebersetzung auf eine spätere Gelegenheit verschieben; bis auf einen Zeitpunkt, zu dem ich mich werde informiert haben können über die gegenwärtige Lage der Frage sowohl, als auch über die inzwischen von den Gegnern gemachten Einwände.

„Wenn Sie aber nur die Absicht haben sollten, die Arbeit zu lesen, um über die Phase, in der zu jener Zeit meine Studie sich befunden, einen Begriff zu erhalten, würde ich die Nummern der „Cuore e Critica“, welche sie enthalten, hervorsuchen und Ihnen senden.

„Mit herzlichem Gruss

Ihr Romeo Candelari.“

von dem gesagt wird, dass auch er sich mit der Familie vorbereitet, die Segel zur Fahrt nach der neuen, viel versprechenden Kolonie zu entfalten. Aber welche Meinung auch andere in prinzipieller Hinsicht haben sollten, so bleibt doch das Eine sicher, dass in uns allen eine lebhafte Sympathie genährt wird für diese Phalanx enthusiastischer Pioniere, die, von einer Idee beseelt, unter der Leitung jenes wahren modernen Apostels, der der sympathische Rossi ist, ungeduldig darauf brennend, sei es auch nur auf einem Erdenwinkel, ihr schönes Ideal zu verwirklichen, Unannehmlichkeiten und Beschwerden kühn Trotz bieten, sich, wenn auch bourgeoisgemäss erzogen, zum Bauernleben anschicken, zu einer cönobitischen Gleichheit und zu allen Rauheiten, welche die Anfänge einer Kolonisation begleiten, um durch das Beispiel zu beweisen, dass die Utopie

---

Auf weitere Briefe etc., worin ich darlegte, dass ich die Artikel in der damaligen Fassung als historische Dokumente brauche und eine Notiz selbigen angefügt werden könne, die besagte, dass der Autor jetzt seine Artikel modifizierter entwickeln würde, erhielt ich Antwort wie folgt:

„Mailand, 28. Februar 1897.

„Offen gesagt, habe ich bereits genug Arbeit, Gesundheit und Mittel dem Socialismus und dem Studium der Kolonien gewidmet, und da ich äusserst arm geworden bin, gedenke ich mich nicht weiter damit zu befassen, bis meine Interessen sich gebessert haben. Dann kenne ich auch nicht die Beweggründe, welche Sie treiben, das Buch über die Kolonien zu veröffentlichen. Ich weiss weder, ob man solche in der Schweiz projektiert, noch welches Ihre Ansichten zu dieser Frage sind.“

„Mailand, 7. März 1897.

„Wenn ich Ihnen von dem gesprochen, was ich dem Socialismus gegeben, so geschah es nur, um Ihnen meine gegenwärtige Zurückhaltung zu erklären, mich neuerdings mit diesem Studium zu befassen; denn meines Erachtens ist es eins und dasselbe, ob ich Ihnen diese Arbeiten übersende oder ob ich das Bedürfnis empfinde, selbige, soweit es das Studium und die Erfahrung erfordern sollten, zu modifizieren.

„Was meine alten Schriften über die Kolonien anbelangt, so thut es mir leid, Ihrem Wunsche nicht entsprechen zu können, wie schon gesagt, auch da ich eher der Ansicht bin, wenn ich in diese Lage komme, neue Schriften zu verfassen.

„Diese meine Gründe können Sie recht wohl, als Ihnen vom Autor mitgeteilt, in Ihrem Buche veröffentlichen.“

Hoffentlich sind diese Argumente für die Leser des Buches, denen ich die Artikel herzlich gerne als interessante historische Dokumente aus einer bestimmten Epoche der socialistischen Bewegung in Italien vor Augen geführt hätte, von zwingenderer Beweiskraft, als sie es für den Uebersetzer gewesen. Slovak.

Wirklichkeit werden kann, und dass die menschliche Bestie beträchtlich weniger Bestie und beträchtlich weniger reissendes Tier ist, als da unsere diplomierten Professoren in „socialem Darwinismus“ hervorzuzischen belieben.

So entspann sich denn auch, während Rossi in unserer Mitte weilte, unter den Freunden ein wahrer Wetteifer, ihn freudig aufzunehmen und ihn auszurüsten mit Jagd-, Fischerei- und landwirtschaftlichen Geräten u. a. m., um ihm die Arbeiten der Urbarmachung zu erleichtern und ihn an das verlassene Heimatland zu erinnern. Jetzt schickt sich Rossi an, mit seiner nicht reichlichen, aber bizarren Beute abzureisen: bei der unter anderem noch zu sehr das intellektuelle Brot fehlt, die geistige Nahrung. Denn in der Kolonie denkt man bereits daran, eine kollektive Bibliothek zu errichten, und binnem Kurzem — nach den ersten Ernten — wird auch dieses socialistische Postulat in eine Thatsache umgewandelt sein: „für alle die Abwechslung der körperlichen mit der intellektuellen Arbeit und der belehrenden und angenehmen Erholung“.

Wir stellten ausser der Zusendung unserer Zeitung sämtliche Prämien, welche wir unseren Abonnenten gewähren, und einige andere Bücher, die wir reichlich hatten, zur Verfügung; mehr als einer unserer Freunde folgte bereits unserem Beispiele. Aber jetzt wenden wir uns an alle unsere Abonnenten und Leser, an die Verleger, an die Zeitungen, welche uns „Wechselblätter“ senden. Es gibt kaum ein Haus, wo sich nicht gute Bücher fänden, die man entbehren könnte. Bevorzugt würden neueste Veröffentlichungen über die Landwirtschaft, Technologie, Naturkunde, Sociologie; aber auch Reisewerke, gute Romane, Novellen und Gedichte guter Autoren, illustrierte Werke etc. würden zweifelsohne für die langen Winternächte — welche nebenbei bemerkt dort drüben mit unseren Sommerabenden zusammenfallen — willkommen sein. Auch englische, französische und portugiesische Bücher werden nicht zurückgewiesen — in der Kolonie gibt es genügend Polyglotte —, wenn es nur gute Bücher sind; ein jeder schreibe seinen Namen ein oder füge seinen Stempel bei (was angenehmer ist) und schicke die Sachen als Postpacket an die Adresse der „Critica“ Sociale (via Clerici, 2), wo für die Freunde in Cecilia eine Kiste vorbereitet wird.

Filippo Turati.

(Aus: „Critica sociale“, Mailand, vom 20. Februar 1891.)



Die Geschenke für die Kolonie Cecilia.

Unser Appell fiel nicht auf unfruchtbaren Boden. Nicht wenige Freunde, bekannte und unbekannte, schickten uns Bücher, geeignet, um die Bibliothek unserer braven Genossen zu begründen, welche dem Rossi in seinem edlen und genialen Versuche einer socialistischen Kolonie am Paranà gefolgt.

Indem wir uns hier nur auf die umfangreichsten oder wertvollsten Vergabungen beschränken müssen, sind wir in besonderer Weise Dank schuldig: der Genossin Rosa Genoni, welche ihrer Bibliothek einige ihr äusserst liebe Bücher entnahm; dem Rechtsanwalt Enrico Piccione, welcher uns aus Rom seine schätzenswerte Arbeit über das Eigentumsrecht und andere kleinere Sachen gesandt; dem Herrn Mazzucchetti vom „Secolo“, der viele gute Bücher technischen, philosophischen und landwirtschaftlichen Inhalts schickte; dem Herrn Gonin, welchem wir eine vom Etablissement Sonzogno ausgehende Schenkung vieler der besten von ihnen herausgegebenen Bücher verdanken; Herrn Alessandro Turrini, welcher zu uns kam mit einem sehr schönen, prächtig gebundenen Band der Bibliothek der Oekonomisten: „Die Ketzer der Oekonomie“ (Gli eretici dell'economia), enthaltend Werke von Marx, von Tschernischewsky und von unserem Freunde Leopold Jacoby; und endlich dem Genossen Daniele Rossi, der uns aus Turin eine ganze Biblithek von Reisewerken übersandte.

Bissolati, Cremona, versprach uns ebenfalls einen grossen Beitrag von Büchern oder Ideen und Kräften für die zukunftssehnsüchtige Kolonie, die Embryonalzelle einer Gemeinschaft, deren integrale Entwicklung erst unsere Kinder werden erschauen können.

Und mit den Büchern gelangten zu uns Worte der Ermutigung und des Glückwunsches — oft durchklungen von melancholischen Neidesregungen. Mehr als einer schrieb uns: „O, wenn ich Ihnen folgen könnte, mich dieser zornvollen und lügnerischen Gesellschaft entziehen, entrinnen dieser dekorierten Bourgeoisbarbarei! O, könnte ich doch nur auch mit den flüchtigen Genossen die gesegneten Gefilde der wahrheitsuchenden und fruchtbaren Brüderlichkeit urbar machen!“

Aber nein, Freunde! Das ist ein Gefühl frühreifer Schwäche. Mögen auch einige Pioniere hinausgehen, von den Flügeln der Sehnsucht getragen, entgegen der Zauberinsel ihrer Träume, Robinsons der Idee — nun gut, wir wollen nicht censuriren, wir wünschen ihnen günstigen Schicksalswind und zähen Glauben. Aber unser Posten, der Posten der grossen Mehrheit der Kämpfer, ist hier, in der alten Gesellschaft, inmitten ihrer Leiden, ihrer Schande und ihrer Widersinnlichkeiten, wo ebenfalls so viel Verjüngungsfieber lodert, wo ein riesiger Sauerteig zuckt und gährt, ein Sauerteig der Hoffnungen und Bestrebungen; hier ist es, wo die rauhesten und fruchtbarsten, die ersten und die letzten Kämpfe sich vorbereiten und sich abspielen werden.

Inzwischen teilen wir den Nachzüglern mit, dass die Sammlung für die Kolonie Cecilia erst in etwa einer Woche abgeschlossen sein wird. Sendungen sind zu richten an die Direktion der „Critica Sociale", Via Clerici 2.

Filippo Turati.

(Aus: „Critica sociale", Mailand, vom 10. März 1891.)

Socialistische Kolonie Cecilia bei Palmeira
(Paranà, Brasilien).

Den 12. Januar 1893.

Meine lieben Geschwister
Properzia und Sestilio!

Ihr werdet euch wohl darüber Gedanken machen, dass ich euch nicht mehr geschrieben habe nach den zwei Karten, welche euch von dem Umwillen Mitteilung machten, der in Curityba und den andern Orten dieses Staates auf Grund von durch Exkolonisten der Cecilia begangenen Diebstählen und Vergehen gegen die Socialisten und gegen den Socialismus ausgebrochen. Ich wollte den Verlauf der Dinge abwarten, und kann ich euch jetzt ziemlich beruhigen. Einer der Exkolonisten ist zu acht Jahren Gefängnis verurteilt worden, ein anderer hat sich geflüchtet, zwei Frauen wurden freigesprochen. Der erste Eindruck hat sich gemildert, aber es ist klar, dass Cecilia viel von der alten Achtung und Sympathie, deren es sich erfreute, verloren hat. An uns ist es, sie durch eine

tadellose Aufführung uns wieder zu erringen. Aber es scheint, als schwebe ein Verhängnis über unseren Häuptern. Vor einem Monat vollzog sich in Palmeira eine tumultöse Demonstration von Kolonisten, worunter einige unserer Genossen waren; bald herrschte in Curityba nur eine Stimme, dass die Socialisten von Cecilia Geschäfte und Häuser geplündert hätten. Glücklicherweise dementierte dies der „Diario do Commercio", den ich beischliesse, mit den Worten der Achtung und der Rücksichtnahme für mich und die Genossen. Zu guterletzt ist uns dazu noch die Nachricht zugekommen, dass dem Gouverneur des Staates von der italienischen Regierung anempfohlen worden, die Kolonie zu überwachen, wie wenn wir eine Verbrecherhöhle wären. Zum Glück haben wir jetzt nur gute, ehrenhafte und arbeitsame Leute; unsere landwirtschaftlichen Arbeiten schreiten vorwärts und die Böttcher- und Schuhmacherindustrie geben uns zu leben. Die Besucher sind über unsere Arbeitsamkeit angenehm überrascht, sowie auch über unsere Projekte, die nützlichen Verbesserungen in der Bodenkultur, die brüderliche sociale Organisation, die höfliche Art und Weise, mit der wir alle empfangen. Mit der Zeit, und dies trotz aller Hindernisse, werden wir sicher den ersten Platz unter den Kolonien des Paranà einnehmen und unsere Ehrenhaftigkeit wird für alle Zeiten feststehend sein. Aber vorläufig wünsche ich, dass Properzia noch nicht in dieses stachlige Wachholdergebüsch kommt. Sie soll nur den Mut haben, zu warten, und sobald die Lage es möglich macht, werde ich sie schon rufen. Habe nur Vertrauen in meine vorsorgliche Klugheit und in meine Aufrichtigkeit.

Unsere Bilanz vom 31. Dezember hat für uns ein Nettoaktivum von circa 10000 Lire ergeben. Die Weizen- und Kartoffelernte sind zufriedenstellend gewesen. 20 Hektaren sind mit Mais und Bohnen bestanden, die aber noch Regen notwendig haben. Zwei Hektar Rebland, die jetzt umgegraben sind, bieten einen blühenden Anblick dar; die Stecklinge (15000) wurden vor sechs Monaten gesetzt und diejenigen, welche nur ein Auge über der Erdoberfläche zeigten, haben jetzt einen anderthalb Spannen hohen Schoss; sie werden bis Ende April fortfahren, sich zu entwickeln und zu wachsen; ich nehme an, dass sie bei rationeller Bewässerung im dritten Jahre reichlich Trauben tragen werden. Auch die Kulturen der Mandioka, der Weinstöcke und des Tabaks sind ausgebreitet und in bestem Zustande. Der Gemüsegarten umfasst jetzt einen Hektar. Gut gediehen sind fünfzig Bäume süsser Orangen. In der Baumschule

haben wir 150 gewurzelte kleine Maulbeerbäume, 60 Nussbäume, 500 Pfirsichstöcke, einige Birn- und Apfelbäume. Die Stackete zum Schutz gegen das Vieh sind fertiggestellt. Wir haben vier Milchkühe erworben mit je einem Kalbe. Wir haben immer noch unsere vier Arbeitsochsen, eine andere Milchkuh mit Kalb, eine Stute mit Fohlen und einen Hengst. Der Schweinepferch und Hühnerhof weisen eine fortschreitende Bevölkerungszunahme auf. Alle diese Resultate verstärken unsere Arbeitsamkeit und befestigen das gute Einverständnis.

Euer Bruder ist glücklich, denn um sein Leben heiter und angenehm zu gestalten, ist die Liebe einer edeln, intelligenten, gebildeten und guten kleinen Frau hinzugekommen. Es ist dies der erste in der Kolonie sich ereignende Fall freier Liebe, mit so viel Zartgefühl, so viel Aufrichtigkeit, fast möchte ich sagen Keuschheit, dass sie, er, ich und ein junger Franzose, der übermorgen in unsere polyandrische Familie eintreten wird, uns so rücksichtsvoll und so aller Eifersucht bar wohlwollen, dass die ganze Kolonie uns bewundert, uns achtet, uns liebt, so dass wir hoffen, sie möge früher oder später unserem Beispiele folgen. Mein Herz ist voll Zärtlichkeit, und ich habe mich noch nie so von edler Güte beseelt gefühlt, wie jetzt. Die edle Frau heisst Adele. Für sie bin ich „Ninetto“, der alte Genosse „Ranello“, und den neuen werden wir „Bambinello“ nennen. Mit einer exquisiten Delikatesse will sie uns absolut nicht durch den gleichen Kosenamen in Verwirrung bringen. Ich, der ich so ziemlich sagen darf, dass ich traurig ohne Liebe gelebt habe, habe jetzt das Herz voll Glück und Sonnenschein, den Körper jubelfroh voll Energie und Gesundheit. Der Sommer des Lebens blüht wie ein fröhlicher Frühling. Ich bin glücklich, denn auch im Rausch der Sinne ist unsere Liebe eine hoch intellektuelle, von zarter Keuschheit ist sie menschenwürdig, gut, ehrlich. Meines Erachtens integriert sich durch diese Liebe ohne Rivalitätsgedanken, ohne Eifersüchteleien, ohne Lüge, unser socialistisches Experiment und steigt aus dem Studium der socialen Probleme zum Studium der intimsten, der umfassendsten, der dunkelsten Empfindungen empor, welche die menschliche Psyche bewegen. Aus alledem werdet ihr begreifen, dass Adele nicht eine gemeine Frau, nicht eine sensuelle Puppe ist, sondern ein Wesen von erlesenem Geiste, von gutem Herzen, mit reinem Charakter in einem zarten Körper. Bescheidenheit beiseite, sie ist meiner würdig, wie ich ihrer wert bin. Ihr Genosse, der von ihr befragt wurde und zustimmte, ehe wir den ersten Kuss austauschten,

ist gut und mutig, denn er hat gegen seine Vorurteile angekämpft, gegen seinen Egoismus; er hat gelitten und im Verborgenen geweint, aber er hat gesiegt. Verhängnis der Menschheit, dass jede Eroberung des Gerechten, des Guten, des Wahren nur der Preis grosser Schmerzen ist. Aber heute, da der Schlachttag vorüber, haben die, welche über sich selbst gesiegt, sich erkannt und die Hände gedrückt. Vielleicht könnt ihr nicht die hohe Poesie dieses menschlichen Ereignisses erfassen, aber ihr seid mir so gut und werdet glücklich sein, in dem Bewusstsein, dass ich glücklich bin.

Ueber diese Episode liesse sich eines der interessantesten Bücher schreiben für ernsthafte Menschen. Ich werde mich damit zufriedenstellen, eine Broschüre zu verfassen, und der Ungeschicklichkeit des Schreibers wird es zuzuschreiben sein, wenn es nicht ein lebhaftes menschliches Dokument wird.

Filippo Turati, Via Clerici 2, Mailand, könnte in der „Critica sociale" einige Notizen mit Einzelnheiten über die Kolonie bringen. Wenn du es für recht hältst, so kannst du ihm schreiben.

In Genua bereitet Ettore Minari, vico chiuso ai Macelli di S. Andrea Nr. 2, int. 7, die Abreise von sechs Familien nach der Kolonie vor. Wenn ihr mir etwas Weisswäsche schicken wollt — ich habe nur noch Fetzen —, so könnt ihr sie ihm übersenden, er ist sicher. Lieb wäre es mir, wenn du die kleine Elektrisiermaschine zu Heilzwecken mitsenden wolltest, sowie ein Sortiment von Sämereien (Tomaten für Trockenkultur, Kastanien, Mandeln, Pflaumen, gut mit Sulfatlösung desinfizierte Weinstecklinge, Kirschkerne, besonders aus den Marchen).

Ich wollte einen langen Brief schreiben und hoffe, euch befriedigt zu haben. Aber wenn zu Zeiten eine längere Weile vergehen sollte, ohne dass ihr Nachrichten von mir erhaltet, so machet euch keine Gedanken darüber; denn es geht mir gut, und die Nachrichten, welche rasch ankommen, pflegen ja immer schlechte zu sein. Und für jetzt und für eine gute Weile sehe ich keine schlechten Nachrichten voraus.

Grüsset die künftige Schwägerin, die befreundeten Personen, und ihr selbst lasset euch in Gedanken herzlich umarmen und küssen von eurem Bruder

Gianni.



Kolonie Cecilia.

Eine in der Kolonie Cecilia, Munizipium Palmeira, wohnhafte geachtete Persönlichkeit schreibt uns einen Brief, welcher über alle Geschehnisse dieses Monats unter den Kolonisten, welche daselbst niedergelassen sind, Bericht erstattet.

Wie aus dem Schreiben ersichtlich, war das einzige Motiv der Erhebung der (vereinten polnischen und italienischen) Kolonisten die Zahlungsversäumnis gegen das Personal der Kolonien von seiten der Behörde von Palmeira, eine Versäumnis, welche schon schwere Folgen nach sich gezogen, indem die armen europäischen Arbeiter zu fühlen begannen, wie der mörderische Hunger in ihre Heimstätten eingedrungen.

Durch die Not dazu getrieben, wandten sie sich an die Behörden jener Stadt mit der Forderung, dass man das ihnen Gebührende verschaffe, d. h. Abhülfe des Zustandes schaffe, dass man ihnen seit neun Monaten keine Auszahlungen gemacht.

Die Einsicht und die Klugheit des Herrn Distriktsrichters, welcher die Verfügung traf, dass die Reklamationen der Kolonisten erledigt wurden, setzte der Vergrösserung des Unmutes, der sich bereits in den verschiedenen landwirtschaftlichen Etablissements häufte, eine Grenze.

Der gleiche Korrespondent teilt uns mit, dass das Gerücht, die Socialisten der Kolonie Cecilia hätten zur Erhebung den Anstoss gegeben, falsch ist. Und das Gerücht ist falsch, indem in der Front seiner Gefährten der ehrenwerte Dr. Giovanni Rossi, ein berühmter, kluger Mann, steht, der nicht die Kolonisten zu irgendwelcher Störung aufreizen könnte.

Heute sind die europäischen Arbeiter beruhigt, indem ihnen die geforderte Unterstützung gezahlt worden, und hoffen wir, dass der hohe Chef der Kolonisation in diesem Staate es vermeiden wird, dass sich solche Ereignisse wiederholen, die für uns Brasilianer nur schlechten Ruf schaffen können.

(Aus: „Diario do Comercio“, Curityba, Paranà, Brasilien, 22 de Dezembro de 1892.)

Cecilia, den 8. Dezember 1892.

Werter Genosse!

Ich hoffe, du hast meinen letzten aus Curityba geschriebenen Brief erhalten und die „Révoltes“ abgeschickt. Ich lasse

gegenwärtiges Schreiben folgen, um einige Auskunft über die Kolonie Cecilia zu geben, mit der Bitte, es in der „Révolte“ zu publizieren, da ich nicht direkt an alle Genossen antworten kann, welche, vom Wunsche beseelt, sich uns anzuschliesen, von uns Aufklärungen verlangen.

Vor allem ist es nötig, dass es alle Genossen wissen, dass der Herr Puig-Mayol nichts mehr gemein hat mit der Kolonie Cecilia.

Unter uns sei es gesagt, dass nicht wir es sind, die Herrn Puig-Mayol ausgeschlossen haben, sondern dass er uns verlassen hat, unter Mitnahme des socialen Fonds von 500000 Reïs (1250 Frs.) und eines Gewehres, was uns aber nicht verhindert, die Kasse zu jedermanns Verfügung zu halten, anstatt dass wir eine Autorität unter uns ernennen.

Die Kolonie, bestehend aus dem Dorfe „Anarchia“ von 22 Holzhäuschen, liegt 900 Meter über dem Meeresspiegel, 17 Kilometer von der kleinen Stadt Palmeira entfernt; die Eisenbahn passiert in 18 Kilometer Entfernung, aber in ein oder zwei Jahren wird sie uns viel näher sein.

Das Klima ist gänzlich gut, es gibt weder starke tropische Hitze noch sibirische Kälte; jetzt, da wir im Sommer sind, zeigt das Thermometer 30° in der Mittagsonne, aber während der Nacht sinkt es bis auf 10°, was genügende Frische gewährt. Die ansteckenden Krankheiten können hier nicht Fuss fassen, und es erfreuen sich in der That alle einer guten Gesundheit und eines sehr guten Appetites, was uns die einfachen Gerichte gut befinden lässt, die wir geniessen müssen, so lange unsere Hülfsquellen nicht erhöht sein werden.

Die brasilianische Regierung hat uns dieses Land, wie allen Kolonisten, zu der einzigen Bedingung der Bezahlung nach fünf Jahren gegeben, aber was das anbelangt, so haben wir Zeit; wir zahlen gar keine Steuer; wir haben nichts zu thun mit den Autoritäten des Landes, weder für Militärdienst noch mit irgend etwas anderem, ausser uns bezahlen zu lassen für die Arbeiten, welche die Kolonisten für deren Rechnung auf den Strassen verrichten.

Das Gesamtterrain der Kolonie beträgt circa 200 Hektar, aber bis jetzt haben wir nur 2 Hektaren mit Weinstöcken, 15 mit weissem Mais, 6 mit Kartoffeln, 4 mit Bohnen und 3 als Gartenland bepflanzt, welches uns das Gemüse für unsere Tafel liefert; der Rest ist Wiese oder Wald.

Unser Stall und Hühnerhof umfassen 4 Ochsen, 2 Kühe, 2 Pferde, 50 Hühner und 14 Schweine, aber wir hoffen, dass alles sich nach und nach vermehren wird, und mehr als ein-

mal kommt uns beim Anblick dieser essbaren Dinge die Lust an, sie zu verzehren, aber wir befleissigen uns der Geduld in Hinsicht auf die allgemeine Prosperität.

Wir bearbeiten nicht nur den Boden, sondern wir versuchen auch nach Möglichkeit das Hirn der Kinder zu pflegen, indem wir ihnen durch eine von der Bourgeoiserziehung gänzlich verschiedene Methode unsere gerechten Prinzipien einprägen.

Wir führen ein gänzlich freies Leben, ohne irgend ein Gesetz, und wir befinden uns gänzlich wohl dabei, bis auf einige kleine Chikanen unter den noch nicht von den anarchistischen Prinzipien überzeugten Frauen, aber man kommt darüber hinweg. Ein jeder arbeitet nach seinen Kräften, nur durch den Wunsch getrieben, gut zu handeln, und, wie ihr seht, fällt hiermit der Einwand, den uns unsere Gegner entgegenschleudern, wenn sie sagen, dass niemand in der Anarchie arbeiten werde.

Was das moralische Niveau der Individuen anbetrifft, so können wir offen heraussagen, dass es sich viel gebessert hat, sei es in Bezug auf Verträglichkeit, sei es in Bezug des wohlwollenden Geistes gegenüber seinesgleichen durch gegenseitige Duldung der von einem jeden geerbten Fehler, kurz, wir leben in ganz guter Harmonie, viel besser als in auch nur einer einzigen Familie der bürgerlichen Gesellschaft.

Es gibt wohl noch viele Vorurteile von der Wurzel aus zu beseitigen, aber was wollt ihr, man kann nicht alles auf einmal machen; was uns am meisten quält, ist, dass die freie Liebe noch nicht in die Herzen unserer Genossinnen eingedrungen, was denen, die allein sind, viel Verdruss bereitet, und trotzdem hat niemand den Frauen gegenüber den Anstand verletzt. Wir wären sehr froh, wenn einige überzeugte Frauen sich uns bald anschliessen wollten.

Für den Augenblick könnten wir keine anderen Genossen aufnehmen als zwei oder drei Schuhmacher (mit Familie), einen Schmied (schon früher verlangt) und mehrere Frauen, die sich von den Vorurteilen der bürgerlichen Gesellschaft emancipiert haben. Wir können keinen mehr kommen lassen, da es uns an Lebensmitteln gebrechen würde. Wir hegen die gute Hoffnung, in einigen Monaten die Kolonie verdoppeln zu können.

Das Leben, welches wir hier führen, ist noch ein Leben der Entbehrungen, denn es fehlen uns viel nützliche Dinge, und sehr schwer können sich die an das leichte Leben der Stadt gewohnten an diesen Mangel gewöhnen. Unsere Nah-

rung besteht gegenwärtig aus Brot, Kartoffeln, Brei, Reis, weissem Mais und Gemüse, welche uns unser Garten liefert; von Zeit zu Zeit schlachten wir ein Schwein.

Hier gibt es ausser einigen Klapperschlangen (die nur beissen, wenn man auf sie tritt) keine gefährlichen Tiere; im Gegenteil, es gibt hier Affen, die flüchtend euch Fratzen schneiden, Tatus, eine Schildkrötenart mit einer Schnauze, Pekaris, eine Schweinsart, Rieseneidechsen, welche sich mit den Schlangen herumschlagen, den Menschen aber nichts thun, Hasen und Füchse, alle essbar und mit hübschen Fellen, welche ich sammle, ohne die grosse Zahl hübscher Vögel, wie Papageien und Kolibris.

Nächste Woche werden wir die Ernte des Weizens, der Bohnen und der Kartoffeln besorgen, und alles steht gut. Wie ihr seht, hat die Kolonie eine gesicherte Zukunft, aber für den Augenblick können wir nicht der Propaganda in dem Masse helfen, wie man es in Zukunft zu thun hofft, wenn man eine produktive Industrie einrichten könnte, und zu diesem Zwecke haben wir uns entschlossen, in circa drei Jahren rückzahlbare Aktien à 25 Franken herauszugeben. Für Frankreich rechnen wir auf euch zur Entgegennahme der Fonds, die man euch einzahlen sollte, wogegen ihr den Subskribenten provisorisch Quittung erteilen könnt, bis man euch die endgültigen Titres schickt. Verschiedene Genossen in Frankreich haben uns bereits ihre Dienste angeboten.

Das ist also die erste anarchistische Kolonie, die begründet worden und die nicht fallen wird, und hoffen wir, dass trotz des überall herrschenden, grossen Elendes viele uns helfen werden, um nicht nur die Kolonie Cecilia, sondern auch die Propaganda zu unterstützen; denn wir rechnen auf schöne Ueberschüsse aus einer Sägemühle, da wir ein ziemlich starkes Gefällwasser zur Verfügung haben.

Das ist die völlige Wahrheit.

Wir erhalten bereits mehrere anarchistische Zeitungen, aber wir bitten alle Zeitungen in italienischer, französischer, spanischer, englischer und portugiesischer Sprache, uns einige Exemplare von jeder Nummer zu senden.

Viele Grüsse an alle Genossen.

Adresse: A Cappellaro, Kolonie Cecilia bei Palmeira, Paranà (Brasilien).

„La Révolte“, Paris, vom 18. bis 24. Februar 1893.



Die Frauen und die Anarchie.

Aus einem Briefe in der letzten Nummer der „Révolte“ — die mir zufällig vor Augen gekommen — vernehme ich, dass in Brasilien, in der Provinz Paranà, eine Kolonie von Anarchisten (!) besteht, und die Lektüre dieses Briefes hat mich lebhaft interessiert.

Einige kühne Genossen, durch die alte Welt angeekelt, aber sicher auch davon überzeugt, sie nicht zerstören zu können oder umzuformen durch die revolutionären Mittel, ein Häuflein von jenen Verzweifelten, die man in Deutschland, „europamüde“ zu nennen pflegt, haben den atlantischen Ocean durchkreuzt und versuchen es dort drüben, zu leben, ihren Prinzipien gemäss, in voller Freiheit, ohne Gesetz, ohne Reglement, ohne Gott noch Herr. Bravo! Das sind einmal mutige Leute! Ich sage mehr. Das sind einmal intelligente Leute! Sie haben eingesehen, dass die Aktion, einen höllischen Kochtopf auf eine Treppe oder in den Laden eines Weinhändlers zu deponieren und einige Unschuldige niederzuschmettern, nichts Praktisches an sich habe, dass das Dynamit — das „Abführmittel“, wie sie in ihrem schrecklichen Argot sagen — mehr Lärm als Nutzen schaffe, und dass selbst die berühmte Propaganda der That als unmittelbares Resultat nichts als Reaktion und Tyrannei zeitige. Sie haben es eher vorgezogen — und sie haben in weitem Masse Recht gehabt —, das Beispiel zu predigen.

Warum sich im alten Europa verspäten? Der Boden ist erschöpft, der Platz selten, das Brot teuer. Auf den Weg! Die Welt ist gross! Es gibt auf der andern Seite des Aequators noch unermessliche Einöden, jungfräuliche Wüsten, Wälder, in die man nur mit Axtschlägen einzudringen vermag, unbekannte Pampas, über welche die wilden Pferde flüchtig dahineilen. Ah! Ihr glaubt, ihr feigen Bourgeois, dass man sich der Religion, des Vaterlandes, der Familie und all des heiligen Krimskrams nicht entledigen könne! Nun gut, wir wollen euch das Gegenteil durch das Beispiel beweisen!

Und sie sind abgefahren, die Reisenden, von Mut beseelt. Brasilien hat ihnen, wie allen Kolonisten, ein Terrain abgetreten, auf einem 900 Meter hohen Plateau gelegen; und sie haben

die Kolonie Cecilia begründet, ein Dorf von zweiundzwanzig Baracken; sie haben es keck Anarchie getauft, woselbst es aus ist mit Steuern, aus mit dem Militärdienst, aus mit aller socialen Fron; wo ein jeder nach seinen Kräften arbeitet, für das Wohl aller und nicht für einen entwürdigenden Lohn; wo das Wort Brüderlichkeit kein leerer Schall, wo alles gemeinsam ist.

Für den, welcher zwischen den Zeilen des vom Genossen Cappellaro geschriebenen Berichtes zu lesen vermag, scheint das Debut der Kolonie ein ziemlich schwieriges gewesen zu sein. Ein gewisser Puig-Mayol ist zuerst mit dem bescheidenen Schatze der Genossen durchgebrannt — ein Veruntreuer! Schon! — Aber das macht nichts, sie sind ihren Theorien treu geblieben, und anstatt irgend einem unter ihnen irgendwelche Autorität zu verleihen, halten sie die Kasse — gespickt oder mager — allen offen. Ah! Man hat sich Mühe gegeben, und die Anarchisten in Paranà sind keine „Nichtsthuer“. Von den zweihundert Hektar der Konzession sind dreissig schon kultiviert. Man hat Weinstöcke gepflanzt, potz tausend! Der Hühnerhof und der Gemüsegarten sind einträglich. Im Stalle stehen zwei Kühe und vier Ochsen, ein Paar Pferde, ohne zu reden von dem Rudel von vierzehn Schweinen, welches allein schon gegen Fleischmangel Garantie leistet. Und die Kartoffelernte kündigt sich als eine Ausnahmeernte an.

Ich gestehe es zu: unter der Aufzählung, die diese armen Leute, nicht ohne Stolz, über ihre bescheidenen Mittel veranstalten, habe ich die Anstrengungen, die Entbehrungen erraten, welche sie ihnen schon gekostet, und ich bin aufrichtig gerührt gewesen. Sicherlich ist ihre Chimäre der absoluten Gleichheit ganz verrückt, und jeden Augenblick wird sie von der Natur selbst dementiert. Aber seien wir gerecht. In unserer alten Gesellschaft, die sie mit Schrecken geflohen, waren diese Unglücklichen Ausgebeutete, Opfer, und fühlten in entsetzlicher Weise die Last des Elendes auf sich ruhen. Die Civilisation hat mehr die Gesetze als die Sitten, mehr die Worte als die Dinge geändert. Die Wissenschaft hat nicht alle ihre Versprechungen gehalten, und der Fortschritt ist von Lügen erfüllt. Die Proletarier haben gut Wähler zu sein — d. h. Könige — sie sind trotzdem Sklaven. Seit langem leitet man sie mit grossen Phrasen, wie man sie einst mit Stockschlägen leitete. Und jetzt, jetzt glauben sie nicht mehr an die Reden. Wer sind die Anarchisten? Die Zukunftsstreiter eines Sklavenkrieges, der nur seinen Spartakus erwartet. Ich

begreife die Ungeduld jener Kolonisten dort drüben; sie beabsichtigten, sofort das System durch das Experiment zu beweisen. Die Freiheit ist ein so schöner Traum.

Ich wünsche der Kolonie Cecilia kanaanitische Ernten. Nur — oh! es gibt ein enormes „nur“ — vom Standpunkt der anarchistischen Theorien aus zweifle ich stark an ihrem Erfolge. Und warum? Auf Grund des Teiles im Briefe des Genossen Cappellaro, den ich in seiner beredten Naivität citiere.

„Es gibt wohl noch viel Vorurteile von der Wurzel aus zu beseitigen, aber was wollt ihr, man kann nicht alles auf einmal machen; was uns am meisten fehlt, ist, dass die freie Liebe noch nicht in die Herzen unserer Genossinnen eingedrungen, was denen, die allein sind, viel Verdruss bereitet ... Wir wären sehr froh, wenn einige überzeugte Frauen sich uns bald anschliessen wollten.“

Und ein wenig weiter unten, auf diesen Wunsch besonders Gewicht legend, wünscht der Genosse nochmals die Gegenwart von „mehreren Frauen, die sich von den Vorurteilen der bürgerlichen Gesellschaft emancipiert haben“.

Ich höre Sie lachen. Aber gestatten Sie mir, dass ich mir für meinen Teil jegliche Ironie verbitte, sie wäre nicht edel. Res sacra miser. Ueber diejenigen, welche leiden, kann ich nur ernsthaft reden.

Aber hier sehen wir die Anarchie ipso facto verurteilt. In der Liebe wollen die Frauen keinen Kommunismus.

Ich sehe es vor mir, das traurige Wesen, das dem Emigranten gefolgt. Sie kennen sie wie ich, und auf jedem Schritte begegnen Sie ihr mit ihrem Leidensgesichte, ihren Lumpen der Armut, wenn Sie durch die düsteren Vorstädte schlendern, durch das elende Weichbild. Ihr Mann hat beschlossen, dass man nach Amerika abreist, und sie hat sich nicht widersetzt, sie hat gerufen: „Vorwärts!“, denn es ist ihr Mann; denn sie liebt ihn auf ihre Weise, trotz der Streitigkeiten und selbst trotz der Schläge, vielleicht weil auch sie ein Kind mit einander gehabt. Sie hat ihre sieben Zwetschgen in ein Bündel gepackt, welches sie nachgeschleppt, während sie ihren kleinen Knaben auf dem Arme trägt, auf die harten Bänke des Waggons „dritter“ Klasse, in das übelriechende Zwischendeck des Packetbootes. Endlich ist man angelangt. Es geht der Pariserin hart an, die Erde zu bearbeiten. Bah! nicht härter als das Einatmen des Dampfes der Waschkessel, als das Treten der Nähmaschine! Und ist sie ja zusammen mit ihrem Geliebten und ihrem Kinde, das ist ja die Hauptsache.

Und nun kommt also ein Schönredner und erzählt ihr, dass sie mit allen gehen müsse, wie eine, ich weiss nicht, wie ich sie nennen soll, und dass die Anarchie das wolle. Nun wohl, sie kümmert sich den Teufel um die Anarchie! . . . Und dann hebt sie ihre Schultern stolz! . . . Dass man sich nur nicht unterstehe, ihr nochmals von solcher Schweinerei zu reden, oder man bekomme es mit ihrem Manne zu thun, und sie wird ihn bitten, ihr Achtung zu verschaffen. Man sei nicht von dem Bürgermeister und dem Pfaffen verheiratet, das sei wahr, aber trotzdem sei es das Gleiche, als wenn es so wäre. Also Anarchie bestehe darin, dass man dem Manne Hörner aufsetze? Das sei ein schöner Humbug! . . . Und man komme ihr nur nicht wieder mit den „Frauen, die sich von den Vorurteilen der bürgerlichen Gesellschaft emancipiert haben". Für sie seien das liederliche Menscher, nichts weiter . . . Und jener andere Dummkopf, der sich einbilde, alle Genossen zu befriedigen durch Einschiffung des Personals einer gewissen Nummer, werde in acht Tagen sehen, wie sie sich mit gezücktem Messer um jene Damen streiten würden! . . . Das sei aber zum Beispiel sicher, dass alle politischen Schwätzer der Welt sie nicht dazu bewegen würden, eine Dirne zu werden . . . Schreib' das hinter deine Löffel, mein Kleiner! . . .

Die hat keine Salonsprache, die Anarchistenfrau; aber denket darüber nach, Genossen der Kolonie Cecilia, die Dame da macht euer Beispiel zu schanden. Sie will nur ihrem Manne angehören und behauptet, dass er seine Kinder liebt. Das ist ein schwerer Fall. Denn alles verkettet sich, seid wohl auf der Hut! Eines Tages wird ihr Letztgeborner erkranken; sie fürchtet ihn zu verlieren und wäre wohl im stande, — wer weiss? — sich eines Stückchens des „Unser Vater im Himmel" zu erinnern, das sie einst im Katechismus von Saint-Amboise oder von Saint-Médard auswendig gelernt. Und wenn ihr Mann stärker ist und intelligenter als die Genossen — habt acht! —, wird sie ihm raten, die Autorität über sie zu ergreifen, wäre es auch nur, um die gemeinschaftliche Kasse gegen einen neuen Puig-Mayol zu schützen.

Und nun ist, grosser Gott! im Handumdrehen die Ehe, die Familie, die Religion, die Hierarchie wieder hergestellt, das ganze alte Spiel der Bourgeoisie, die ganze alte sociale Maschinerie!

Glaubet mir, Genossen, verzichtet auf eure Idee der Weibergemeinschaft. Höret nicht mehr auf die Studentlein der Medizin und selbst auf die Professoren der Klinik mit roten

Rosetten, welche euch mit einem Aplomb, der mich erschreckt, einreden, dass die Liebe nur ein Bedürfnis sei, ein Gesetz zur Fortpflanzung der Species. Nein, es gibt in der Liebe, wie überall, Unendliches und Wunderbares. Und die einfachste der Frauen weiss das sehr wohl, indem sie in diesen Dingen mehr Instinkt und mehr Feinheit hat als wir. Indem die Frauen die unedle Promiskuität, die ihr euch nicht schämt, ihr anzubieten, zurückweisen, retten sie euch Kolonisten des Dorfes Anarchia. Denn ihr dort drüben seid eine Bande energischer Burschen, in einem neuen und freien Lande, und es wäre nicht unmöglich, dass ihr in fünfzehn oder zwanzig Jahren die Begründer einer schönen Stadt sein könntet. Eure Doktrinen — ich bedaure es für euch — würden daselbst zweifelsohne nicht in ihrer ganzen Strenge angewandt. So peinlich auch diese Annahme sein mag, ihr würdet zum grössten Teil eine Art Bourgeois geworden sein, eine Familie haben, einiges Gut besitzen, zustimmen, die — o! möglichst leichte! — Unannehmlichkeit einer Regierung auf euch zu nehmen. Aber ihr wäret schliesslich glücklich, und jenen Frauen würdet ihr es verdanken, die heute schon, vom Debüt eures Unterfangens an, durch ihre gute Bewegung der Schamhaftigkeit euch daran hindern, unter den Zustand der Wilden zu sinken. Auch wäret ihr, dessen bin ich sicher, für diese unendliche Wohlthat dankbar, und in eurer entstehenden Stadt würden alle Bürger der Frau gegenüber in der Milde, Zärtlichkeit und Achtung wetteifern.

François Coppée.

„Le Journal“, Paris, den 23. Februar 1893.

Reise nach Ikarien.

In einem kleinen brasilianischen Dorfe ist ein Versuch der Anarchie gemacht worden. Dieses an Ort und Stelle gekaufte Dorf auf noch jungfräulichem Boden ist frei von jeder Abgabe. Wenigstens denkt man daselbst für den Augenblick nicht an Abgaben. Es wird zwar nötig sein, dass man später dazu komme, in drei oder vier Jahren, wenn die Regierung von Brasilien, welche das Land gegen Entschädigung abgetreten, das ihr Zukommende fordern wird. Man hatte so ziemlich den Betrag bei einander, um die 200 Hektaren, welche man für das Ex-

periment dieser Ravacholkultur erworben hatte, zu bezahlen, aber derjenige, welcher die Kolonie ins Leben gerufen, ein Rastaquouère von ziemlich schlechter Gesichtsfarbe, nahm eines schönen Tages die Kasse mit und kam nicht wieder.

Abgesehen von dem zu zahlenden Betrage, war diese Kasse etwas Ueberflüssiges. Das Kapital ist ein Element der Korruption und der Zwietracht, und die Adepten der neuen socialen Ordnung, welche unter uns so stark verurteilen, müssen unter sich verstehen, weise ohne dasselbe auszukommen; wir werden sehen, dass sie absolut nicht darauf verzichten, das heisst, sie sind noch nicht zu jenem Zustande absoluter Vollkommenheit gelangt, der zum Gelingen so wunderbarer Projekte notwendig ist.

Es ist seltsam, zu sehen, wie sich die neuen Robinsons organisieren. Mit Freudenthränen in den Augen, hoffnungstrunken sind sie abgereist, besessen von jenem Ideale der Brüderlichkeit, welches ein jeder Anarchist hinter dem roten Vorhang der Attentate im Auge behält. Genossinnen machen ihnen den Weg angenehm. Sie haben etwa zwanzig Häuser gebaut und sieben oder acht Hektaren Land urbar gemacht zur Kultur von Mais, Kartoffeln, Getreide, Gemüse und Weideland.

Sie leben frugal von den Produkten des Bodens und wären die glücklichsten der Menschen, wenn ihnen die brennende Erinnerung an die biftecks aux pommes der alten Bourgeoisgesellschaft nicht Magenkrämpfe verursachen würde. Sie trösten sich mit dem Hinblicke darauf, dass das Geflügel und die Herden sich vermehren. Sie haben bereits Ochsen, Kühe, Schweine, Hühner in kleiner Anzahl, aber mit Hülfe der Liebe — der Liebe, welche alle Familien wachsen lässt — rechnen sie darauf, binnen kurzem in genügender Masse Vieh und Geflügel zu haben, auf dass die Hammel endlich Côtelettes und die Hühner endlich saftige Braten bedeuten.

Mit einer philosophischen Seelenruhe, die man kaum bei diesen hitzigen Leuten erwartet hätte, gedulden sie sich inzwischen, klar Wasser im Munde und mit langen Zähnen vor Hunger. Zuweilen, um ihre Wünsche zu täuschen, schlachten sie ein Schwein; das einzige Fleisch, mit dem sie ihren Kohl fett machen.

Man muss diese Vorsorge bewundern; sie ist der Inbegriff der ganzen politischen Weisheit. Ihr Hunger begreift, dass das Festmahl nicht bereit ist; er thut sich Gewalt an, um sich zu beruhigen; er hofft auf bessere Mahlzeiten und sagt sich, dass man die Kuh muss fett werden lassen und dass es Wahnsinn

wäre, sie mager zu schlachten oder bevor aus ihren Flanken das Kalb das Licht der Welt erblickt. Das ist eine Theorie, die gar nicht so übel ist. Sie wird von Revolutionären acceptiert, welche von den Anarchisten der Stadt verurteilt werden. Auch sie beklagen sich über ihr teures Elend, aber sie sehen die Herden wachsen und sehen die Stunde voraus, in der sie ihren Hunger werden stillen können.

In diesem Probedorfe, welches sich Anarchia nennt, ist die Temperatur mild, es gibt daselbst keine Krankheiten; mit Raubtieren und Schlangen wird man leicht fertig. Es ist kein Ort ohne Annehmlichkeiten. Ein jeder arbeitet daselbst nach seinen Fähigkeiten und nach seinen Kräften, ohne Streit, eitle Eifersucht oder Vorrangssucht irgendwelcher Art. Alles funktioniert in bester Weise ohne Beamte. Die erloschene Begehrlichkeit hat die Notwendigkeit von Gendarmen, Magistrat und anderer durch das Budget des Verbrechens ernährter Polizeileute unterdrückt.

* * *

Nur die Liebe bleibt, die den Menschen zum Bösen treiben könnte. Denn die Frauen haben in der „Anarchie“ nicht im geringsten den erhabenen Glanz der Gemeinschaftlichkeit begriffen. Beherrscht durch die Vorurteile der alten Welt, wollen sie sich nur dem hingeben, der ihnen gefällt, und auf ihn dafür eine Tyrannei ausüben, die der übertriebene Preis der Treue ist.

Hier ist es, wo diese interessante Kolonie sündigt. Sie hat sich nicht von dem schlimmsten Egoismus befreit. Der Mann glaubt sich unter ihm frei; es ist eine Verirrung, denn die Leidenschaft schmiedet ihm Ketten. Wozu nützt es, Gefängnis und Gefangenenwächter unterdrückt zu haben, um den Kerkermeister und das Zuchthaus in einer Frau wiederzufinden? Er ist emancipiert, er hört nur auf seine Instinkte unter der Herrschaft des göttlichen Gesetzes, welches über der Harmonie der Welten waltet, und er hat nicht einmal jene Unabhängigkeit, welche die Familie in den ersten Zeiten des Christentums so leicht machte, als allen die Brüderlichkeit die Arme und Herzen aller öffnete. Warum und wozu so weit weg eine Stadt gründen, nachdem mühevoll der gefährliche Humus der alten Moralen beseitigt, um dann nicht einmal der freien Vorrechte des charmanten und frivolen achtzehnten Jahrhunderts sich erfreuen zu können!

Das Eigentumsrecht — und zwar das anfechtbarste: das Eigentumsrecht in der Liebe — ist anerkannt, und das ist der Mangel dieser freien Kommune. Ein Genosse schreibt es an die „Révolte“: „Denen, die keine Frauen haben,“ sagt er mit Bitterkeit, „bereitet es viel Verdruss.“ Und er fügt hinzu: „Könnte man uns nicht einige schicken, die nicht in den alten Irrtum verfallen würden?“ Man suchte welche, es gibt deren, die damit einverstanden sind, mit völlig gutem Willen vom Herzen des Einen in die Arme des Andern überzugehen; aber — niemand ist vollkommen — wenn sie erfuhren, dass es in der Kolonie kein Geld und in den Strassen keine Trottoirs gebe, antworteten sie: „Zut, je ne marche pas!“ Es ist zu befürchten, dass die Liebe, dieses wundervolle, aber ein wenig dumme Gefühl, dem anarchistischen Ideal lange ein Hindernis in den Weg legen wird. Dies ist der schwache Punkt des Dorfes, welches dort drüben von Genossen begründet worden, die einen abgelegenen Ort suchten, wo sie die Freiheit hätten, kämpfende Anarchisten zu sein.

* * *

Der Versuch interessiert uns wegen aller dieser Schwierigkeiten. Man hat da eine zweifelsohne sehr naive, wenig beweisende, aber evident seltsame Bestrebung. Dürfen wir es wagen, es auszusprechen, dass dies nicht sehr neu ist? Mit Cabet sind wir schon hier durchgegangen. Cabet war einer jener ehrlichen Illuminierten der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, welcher ein Dorf ersonnen, das er Ikarien nannte. Heute nennen wir es Anarchie. Seine Essenz war die Arbeit nach den Fähigkeiten. Man machte für einander die Schuhe und das Brot. Und man unterdrückte jegliche Autorität. Diese Utopie entzückte die Träumer und Hohlköpfe der Klubs.

Die „Roten“ komplottierten damals unter der Aegide von Jesus-Christus — heute hat man die Ravachols! —, jenes milden Philosophen, der den Wucher des Prätoriums, die Usurpationen der Reichtümer angeklagt und der da wollte, dass man dem Kaiser gebe, was des Kaisers sei, aber auch dem Volke gebe, was des Volkes sei. Er verjagte die Wechsler aus dem Tempel und prophezeite eine Aera der Gleichheit und der Eintracht. Die Pharisäer haben ihn getötet, aber die Idee begräbt man nicht, und sicherer als der Christ ist sie auferweckt worden. Sie durchlief die Welt, inspirierte die Handlungen jener humanitären Socialisten, welche die allmächtige Arbeit wieder in ihre Rechte einsetzten und als Ehren-

präsident aller ihrer Vereinigungen den Zimmermannssohn aus Nazareth ernannten. Cabets Traum wirkte auf sie wie eine Prophezeihung. Ihre reine Redlichkeit begeisterte sie. Sie wollten vom Traume zur Verwirklichung übergehen. Ikarien ging, wie heute Anarchie, aus den Abstraktionen hervor. Texas wurde das Versuchsfeld. Und der Versuch wurde eine Enttäuschung. Weder Fournier noch Considérant, noch irgend einer von jenen, welche diese Idee der intensiven socialen Kultur ausbeuteten, sind glücklicher gewesen. Ikarien hatte einen glücklichen Namen angenommen, denn es war der Sonnensturz des Ikarus, der auf der Erde lag mit versengten Flügeln und zerschmetterten Gliedmassen.

Man zürnte sich, da man an das Zauber-Eden geglaubt, an weite grüne Wiesen, an natürlich verteilte Wälder, wie im Park von Windsor, an die schöpferische Natur, an das schaffende Prinzip und an Ratschläge wie folgender: „Ist die Erde umgepflügt, so kommt das Gras nicht mehr hervor.“ Man mag die Schollen nur stürzen, das Gras kommt doch wieder. Es ist wieder emporgeschossen seit Cabet und seinen verzweifelten Kolonisten. Die Schüler Ravachols, in ehrlichster Ueberzeugung, reissen es neuerdings heraus, um einen Kulturversuch zu machen. Sie scheinen nicht glücklicher zu sein.

* * *

Und hier schon fälschen sie das Grundprinzip. Sie sehen ein, dass das goldene Zeitalter, wie es in den Hirtengedichten beschrieben, nur spekulative Dichtung ist, und dass die Landschaften eines Puvis de Chavanne nie etwas anderes sein werden, als gemalte Fresken. Das moderne Leben ist auf das Höchste angespannt. Es hat uns die Industrie und die Maschine kennen gelernt; dies dürfen wir nicht weniger vergessen, als die Frauen den Reiz der Sicherheit in der Liebe vergessen. Eine Quelle hierzu gibt es in der Anarchie. Das Wassergefäll ist eine natürliche Kraft. Ausgebeutet könnte es eine Sägemühle in Bewegung setzen. Dies setzt Werkzeug voraus. Der Genosse, welcher seinen Freunden Nachrichten aus dem Dorfe gibt, kündigt eine Emission an: Die Aktien kosten je 25 Franken; wer will welche haben? Sichere Anlage, bei aller Ruhe, Dieb der Familienväter! . . .

Muss es immer hierauf hinauslaufen? Das Kapital, die Ursache dieser Ungleichheit, welche jeden sensiblen Menschen betrübt, werden wir es auch noch in Zukunft ertragen müssen, wenn ein kleines, auf den reinsten Prinzipien des Altruismus

begründetes Dorf sich nicht davon frei macht! Nach einer einjährigen Funktion ist die Anarchie dahin gekommen: die Liebe und das Geld beherrschen sie tyrannisch, wie in der alten Welt.

Wir müssten in Verzweiflung darauf verzichten, je das ersehnte herrliche Morgenrot zu erblicken, wenn wir nicht wüssten, dass nur die Jugend sich in dem Glauben wiegen kann, eine Gesellschaft im kleinen errichten zu können. Was im grossen möglich ist, braucht es notwendigerweise nicht im kleinen zu sein, oder umgekehrt. Das war der Irrtum von Cabet, von Fourrier, von Considérant, dass sie an die rationelle Experimentierbarkeit einer Idee geglaubt, die realisiert zu werden, den moralischen Umguss der ganzen alten Gesellschaft erfordert.

Versuchen wir es nicht, diese Utopien auf Asylboden zu realisieren: sie bringen nichts als Enttäuschungen hervor. Begnügen wir uns damit, zu träumen. Und hier wird der Traum wahrhaft zur Aktion, in dem Sinne, dass er die Seele modifiziert, sie gestaltet und sie besser veranlagt, als jene isolierten Versuche, welche ganz jenen zarten Bauten gleichen, im Sande an den Ufern der Wasser: die Kinder, welche sie errichten, nennen sie Städte.

Georges Montorgueil.

„Paris", Paris, den 22. Februar 1893.



Aktualität.

Die Gründung einer französischen anarchistischen Kolonie in Brasilien.

Anarchie bei Paranà über Palmeira. — Experimentelle Anarchie. — Eine Gesellschaft ohne Gesetze. — Die Genossen-Eigentümer. — Die alten Vorurteile der Liebe. — Ein Appell um Hülfsmittel. — Kapitalistische Anarchie.

Ikarien ist neu geschaffen worden, nicht mehr durch die Mühewaltungen von Cabet, von Considérant oder den Phalansteriern, sondern durch die Mühewaltung der Anarchisten. Einigen Genossen ist die pittoreske Idee in den Kopf gekom-

men, einen weltfernen Ort aufzusuchen, wo man die Freiheit haben könnte, Sohn Bakunins zu sein. Anstatt mit der alten Gesellschaft tabula rasa zu machen, was selbst mit dem vollkommensten Dynamit ziemlich schwierig sein dürfte, haben sie einen jungfräulichen Boden aufgesucht, einen Boden zum Experimentieren.

Ein Brasilianer, Puig-Mayol, hat ihnen diesen Boden bei Palmeira, Paranà, Brasilien, gefunden. Es ist ein Territorium von circa zweihundert Hektar, welches in fünf Jahren bezahlt werden muss. Bis zu diesem Zeitpunkte ist es frei von Steuern und Abgaben. Was Puig-Mayol anbelangt, so ist er unter Mitnahme der Kasse und eines Gewehres abgereist. Die glücklichen Völker haben keine Geschichte. Das aber war die erste Geschichte dieses glücklichen Volkes.

Das Klima ist gut, ohne grosse Kälte noch grosse Hitze: 30° im Sommer, was nicht übermässig ist; nachts sinkt das Thermometer auf 10°, was genügende Frische gibt. Fieber decimieren nicht die Einwohner dieses gelobten Landes, welches, ohne das Land Kanaan zu sein, bei der Arbeit das gibt, was zum Unterhalt des Menschen notwendig ist. Es gibt keine gefährlichen Tiere; die Klapperschlangen beissen nur, wenn man ihnen auf den Bauch tritt; die Eidechsen beissen sich nur mit den Schlangen herum, die Affen sind meistens artig und die Schildkröten, Tatus genannt, sind von einem sehr weisen, philosophischen Geiste beseelt. Es gibt da schöne Kolibris, ihr Gefieder schmückt die Hüte der Genossinnen; denn um Anarchistin zu sein, ist man doch nicht weniger kokett.

Im Dorfe „Anarchie“.

Die Kolonie nennt sich Cecilia und das Dorf Anarchie. Es ist unnötig, hervorzuheben, dass es daselbst weder Bürgermeister noch Gendarmen, weder Zollbeamte noch sonst welche Beamte gibt. Das 22 Holzhäuschen umfassende Dorf liegt 900 Meter über dem Meeresspiegel und ist siebzehn Kilometer von der kleinen Stadt Palmeira entfernt, wo die Eisenbahn vorübergeht.

Alle arbeiten daselbst für einen und einer für alle; denn nahezu alle Berufe sind vertreten, ausser einem Schmied, der fehlt, und vielleicht auch einem Schuhmacher; man verbraucht viel Schuhwerk, um die Wege und Strassen abzulaufen, denn es gibt dort Strassen; sie werden von den Brasilianern unterhalten, denen ein Wegrecht zu entrichten ist, das sehr wohl

ein wenig einer Abgabe ähnlich sieht; aber verderben wir uns die Perspektive nicht durch alte Worte.

Man kultiviert, und das ist die Hauptsache; man hat schon zwei Hektar Weinland in vollem Betriebe, fünfzehn mit weissem Mais, sechs mit Kartoffeln, vier mit Bohnen und drei mit Gemüsegarten; das Uebrige ist Wies- und Waldland. Die diesjährige Ernte kündigt sich als reichlich an.

Auf diese Produkte beschränkt sich die Ernährung. Sie ist einfach, aber die Würze des Appetites, welche die beste Sauce abgibt, lässt sie die frugalen Mahlzeiten gut befinden. Zuweilen tötet man auch, um den Kohl und die Kartoffeln anzufetten, ein Schwein. Es ist dies das einzige Fleisch, welches man sich erlaubt in Hoffnung auf saftigeren Braten. Die Anarchie hat bereits vier grosse Ochsen in ihrem Stalle, ferner zwei Kühe, zwei Pferde, fünfzig Hühner und vierzehn Schweine. Der Anblick aller dieser Esswaren erweckt in den Tischgenossen der mageren Diners Magenkneifen, aber sie bewaffnen sich mit Fügung ins Schicksal und mit Geduld. Eines Festtages werden sie Fleisch essen, lassen wir nur den Hammel heranwachsen.

Frauen fehlen.

„Sie haben kein Brot,“ sagt man von den armen Leuten, „sie halten sich darum an das Fleisch.“ Und hiermit erklärt man ihre zahlreichen Familien.

Ist es in der Anarchie vielleicht ebenso? In diesem Sinne muss man aber wenigstens nachstehende Erklärung deuten: „Wir haben gute Hoffnung, in einigen Monaten die Kolonie zu verdoppeln.“

Aber die freie Liebe herrscht noch nicht unter diesem anarchistischen Himmel. Das Vorurteil des Besitzes des Mannes ist zähe bei den Frauen. Sie wollen ihn nicht im geringsten abtreten und beabsichtigen, die Wünsche anderer zurückzuweisen. Wir sind weit entfernt von den brüderlichen Christen der primitiven Kirche, selbst von den Emancipationsversuchen der kleinen St. Simonistischen Kirche von Ménilmontant. In diesem Punkte sündigt die Kolonie. Man führt in ihr ein gänzlich freies Leben: ohne Gesetze, ohne Reglement, niemand verweigert die Arbeit für das Gemeinwohl; das moralische Niveau der Individuen hat sich gebessert; man ist wohlwollender, verträglicher, nachsichtiger gegen die etlichen Fehler der anderen. Nur unter den Frauen, die „noch nicht über-

zeugt sind von den anarchistischen Prinzipien", schreibt der Genosse Capparello, gibt es kleine Chikanen.

Und das peinigt die Genossen am meisten. Derjenige, welcher diese Details über das Funktionieren dieses idealen Landes sendet, erklärt melancholisch: „. . . dass die freie Liebe noch nicht in die Herzen unserer Genossinnen eingedrungen, was denen, die allein sind, viel Verdruss bereitet, und trotzdem hat niemand den Frauen gegenüber den Anstand verletzt." Und er fügt hinzu: „Wir wären sehr froh, wenn einige überzeugte Frauen sich uns bald anschliessen wollten." Der Appell ist an die „Révolte" gerichtet; wir gewähren ihm Gastfreundschaft in unseren Spalten, in der Hoffnung, dass er erhört werde. Wer von Ihnen, meine Damen, will den brennenden Wünschen der Einsiedler der Anarchie Folge leisten?

Die Aktien der Anarchie.

Der Panamaskandal brütet Träume aus, Träume einer solchen quasi-idealen Gesellschaft mit der Devise: Alles für und durch die Arbeit. Aber wird dieses goldene Zeitalter andauern? Die Spekulation droht sich der Anarchie aufzupflanzen. Wer hätte es geglaubt? Eine Quelle ist vorhanden, deren Fall eine Sägemühle treiben könnte. Aber man braucht hierzu Werkzeug, das kostet Geld, und die Genossen haben geträumt . . . ratet was? Aktien à 25 Fr. auszugeben, allmählich zurückzahlbar nach drei Jahren. Die „Révolte" gesteht ein, dass sie sich nicht in die Subskription einmischen will, „sorgsam jede Angelegenheit vermeidend, welche zu kommerzieller Mantscherei Gelegenheit bieten könnte!"

Und das ist der dunkelste Schatten, der auf das bezaubernde Bild fällt. Da haben wir nun ein kleines Land in seinem Sonnenaufgang, ohne Gendarmen, ohne Steuerwölfe; es ist das Modell der Anarchie, und sein erster Schritt von einiger Wichtigkeit — eine Aktiengesellschaft mit unbegrenztem Kapital.

Wäre die Anarchie nicht ein eitles Wort, hätte Ravachol sie nicht gemissbraucht?

„L'Eclair," Paris, 20. Februar 1893.



Eine weitere „Kritik". (!?)

. . . — Im übrigen scheint es, als neigten die Anarchisten zu einer Aenderung ihrer Taktik hin. Sie haben bereits eine anarchistische Kolonie in Südamerika, die nach ihren Prinzipien, d. h. gar nicht, organisiert ist; aber die Situation ist nicht sehr blühend, die „Révolte" teilt uns mit, dass die Ernte nicht glänzend gewesen; und als Gipfel des Unglücks ist soeben der Kassier durchgebrannt mit 1250 Franken, „d. h. dem Fonds und Reservefonds der Kasse". Bei gewahrtem Abstande sind die Anarchisten also doch nicht mehr wert als die Panamisten. Es ist zwar wahr, „la Révolte" versichert uns, der Judas der Truppe sei nur ein falscher Bruder gewesen. Aber wie viele wird es nicht von dieser Sorte in der anarchistischen Kommune geben, wenn selbst Jesus Christus, bei nur zwölf Aposteln, einem solchen nicht hat entrinnen können?

Rouxel.

(Aus: „Journal des Économistes", Paris, Februar 1893.)



Anarchistische Kolonisation.

Der Brief des Genossen Cappellaro über die Kolonie Cecilia, den wir kürzlich veröffentlicht, hat die Gabe gehabt, nach der Art gewisser Nummern das Federvieh der sogenannten grossen Presse zu erheitern. Er enthielt ein naives Geständnis, welches, bei dem feststehenden bürgerlichen Geiste, nicht verfehlen konnte, falsch gedeutet zu werden, und welches so den Bandwurmschreibern Gelegenheit bieten musste, einige Dummheiten mehr über die anarchistische Idee zu verzapfen. Auch unsere Bourgeois-Journalistenseelen haben sich die Gelegenheit nicht entschlüpfen lassen und haben sich darauf herumgewälzt, wie Spanferkel auf... einer Perle! „L'Eclair", „Le Journal des Economistes" haben ihre Eseleien vorgebracht. Nicht einmal Coppée in „Le Journal" und Montorgueil in „Le Paris" haben, indem sie dabei auch prächtige Dinge sagten, es vermeiden können, die Dummheiten ihrer Verwandten wieder-

zukäuen, so sehr vertiert der Journalismus, die Notwendigkeit, per Elle auf Stunde zu liefern, die Menschen, rollt sie in der gleichen Mühle.

Die Klage des Genossen Cappellaro über den Mangel an Frauen in der Kolonie haben Herrn Coppée unter anderem die Gelegenheit geboten, hieraus zu schliessen, es sei das Ideal der Anarchie, die Frauen als Gemeingut zu erklären, in den Zustand der Promiskuität zurückzukehren, aus dem unsere Vorfahren seit Jahrtausenden herausgetreten.

„Durch Zufall" hat Herr Coppée die Nummer der „Révolte" gelesen, welche den Brief des Genossen Cappellaro enthielt; er hat darin Stoff gefunden, um einen Artikel zu schreiben, und siehe da, er macht sich daran, hierbei auf Grund eines Satzes, der ihm bekämpfenswert erscheint, den Anarchismus zu „widerlegen", den er nicht kennt. Das ist der richtige Journalismus: über ein Thema, das man nicht kennt, alle Verrückheiten, die einem durch das Hirn schiessen, zusammenzuspinnen.

Herr Coppée brauchte uns nicht zu sagen, dass er nur „durch Zufall" die „Revolte" gelesen; denn hätte er sie fleissiger gelesen, so hätte er dadurch vermieden, viele Dummheiten zu sagen.

Möge er es nicht übelnehmen, das Ideal der Anarchie ist es nicht, die Frauen als Gemeingut zu erklären, die Anarchie proklamiert die Frau als dem Manne gleichstehend, anerkennt ihre Unabhängigkeit, ihre vollkommenste Autonomie bis und und einbegrifflich der Liebessachen.

Die Vereinigung der Geschlechter ist in der Anarchie keiner Formalität, keiner Reglementierung unterworfen. Diejenigen, welche sich gegenseitig gefallen, vereinigen sich unter Bedingungen, welche sie zusammen ausmachen, für die Dauer, welche ihre gegenseitige Sympathie allein geeignet ist zu ermessen. Es gibt keine Rechte des Mannes auf die Frau, der Frau auf den Mann; kein anderes Band, als ihr gegenseitiges Einverständnis hält sie zusammen. Das Vertrauen und die Offenheit gegen einander in ihren Beziehungen dürfen ihre einzigen Regeln sein.

Werden diese Vereinigungen zeitweilig, werden sie dauernd sein? Es wird das sein, was die Individuen sein werden: diejenigen, welche dauernd lieben, werden wissen, sich gleicherweise lieben zu lassen; die Sympathien werden sich zu erkennen geben und sich entgegennehmen. Nur die Freiheit darf die Beziehungen der Geschlechter regeln.

* * *

Indem der Genosse Cappellaro sich beklagt, dass die Genossinnen der Kolonie Cecilia die freie Liebe noch nicht begriffen haben, hat er gewisslich eine Ungeheuerlichkeit gesagt, wenn man die Delikatesse der Gefühle in Betracht zieht, welche in der Liebe zur Geltung kommen, jene, welche das Gehirn etwas verfeinert haben, jene, durch welche das physische Bedürfnis sich kompliziert aus Gefühlen und Sensationen, welche die Achtung, die Zuneigung ergeben, welche dem einen Individuum vor dem andern den Vorzug geben lassen. Wenn, von der freien Liebe sprechend, er darunter verstehen würde, dass die Frauen der Kolonie sich unterschiedslos der Erleichterung aller Männer der Kolonie widmen sollten, so hätte Genosse Cappellaro eine Dummheit gesagt; wenn aber Herr Coppée die Ideen studiert hätte, welche er zu kritisieren vorgibt, so hätte er auch seinerseits vermieden, Dummheiten zu sagen. Besonders indem er hinzufügt, dass man den Kolonisten der Cecilia Frauen von der grossen Nummer senden solle.

Behalten Sie das doch für Ihre Bourgeoisgesellschaft, Herr Coppée. Wenn unsere Genossen leiden und sich beklagen über den Mangel an Frauen, so wissen sie trotz alledem deren Unabhängigkeit zu wahren. Wo Sie den Passus citieren, wo sich Genosse Cappellaro beklagt, „dass die freie Liebe noch nicht in die Herzen unserer Genossinnen eingedrungen, was denen, die allein sind, viel Verdruss bereitet“, haben Sie vergessen fortzufahren: „und trotzdem hat niemand den Frauen gegenüber den Anstand verletzt!“ Das beweist, dass, selbst wenn sie sich eine falsche Auffassung ihres Ideals machen, die Anarchisten so von der individuellen Autonomie überzeugt sind, dass sie sie in einem jeden Individuum zu respektieren wissen. Nur in einem Bourgeoisgehirn konnte die Idee erblühen, die Frau als Gemeingut zu erklären und sie der Ware oder dem Vieh gleichzustellen.

* * *

Aber vor Freude strahlend ist Herr Coppée über die Idee gewisser Anarchisten, in weite Ferne sich zu begeben, um die Verwirklichung ihres Ideals zu versuchen: „Warum sich im alten Europa verspäten? Der Boden ist erschöpft, der Platz selten, das Brot teuer. Auf den Weg, die Welt ist gross! Es gibt Platz auf der andern Seite des Aequators.“ Wenn die Auswanderungsidee sich aller Anarchisten bemächtigen und sie dazu bringen könnte, von ihrer Gegenwart und — vor allem —

von ihrer Vergeltung das alte Europa zu befreien, so wäre Herr Coppée stillvergnügt und die bürgerliche Welt könnte mit Musse verdauen.

Sehr leid thut es uns, Herr François, Ihre Illusionen zerstören zu müssen, aber die Anarchisten hegen nicht die geringste Absicht, den Platz zu verlassen, wo sie sind. Europa besitzt eine Civilisation, Kenntnisse, Verkehrs- und Entwicklungsmittel, auf welche wir nicht verzichten wollen, ein ganzes Rüstzeug, welches wir zu unserm Vorteil ins Werk setzen wollen, ein ganzes Erbe vergangener Generationen, zu dessen Vermehrung die unsere beigetragen hat. Wir wollen nicht zum „Naturzustande“ zurückkehren, wie dummerweise gewisse Ihrer Kollegen glauben; wir wollen uns alles dessen erfreuen, was existiert, alles menschlichen Wissens, und es erweitern; wir fordern dieses Erbe, und im Herzen des Landes werden wir kämpfen, um es zu erlangen. Wir verlassen Sie nicht, seien Sie dessen versichert.

* *
*

Frei steht es denen von unseren Genossen, die an der Zukunft verzweifeln, weit von der Civilisation einen freien Boden zu suchen, wo sie lebhafter ihre Auffassung einer bessern Gesellschaft zu realisieren hoffen. Der Mangel an Hülfsmitteln — und der Appell um Fonds, den die Kolonisten der Cecilia an ihre Brüder in Europa richten, ist ein Beweis hierfür — wird nicht zögern, sie daran zu erinnern, dass in der gegenwärtigen Gesellschaft sich alles verkettet, es einem jeden Versuche, sei er noch so isoliert, unmöglich wird, sich gänzlich ihrer unheilvollen Aktion zu entziehen. Die Bourgeoisie vorenthält überall den Boden, die Produkte und die Produktionsmittel und lastet mit ihrem ganzen Gewichte selbst auf jenen, die sich ihr entziehen wollen.

Ein jeder anarchistische Versuch kann nicht völlig anarchistisch sein durch die Thatsache allein, dass neben ihr die bürgerliche Organisation, welche ihn beherrscht, bestehen bleibt. Das ist es, was Herr Coppée und die Dummköpfe nicht begriffen haben, welche es leichter finden, in Esprit zu machen als nach Gründen zu suchen, und was Herr Montorgueil in wundervoller Weise in seinem Artikel im „Paris“ resumiert.

„. . . Muss es immer hierauf hinauslaufen? Das Kapital, die Ursache dieser Ungleichheit, welche jeden sensibeln Menschen betrübt, werden wir es auch noch in Zukunft ertragen müssen, wenn ein kleines, auf den reinsten Prinzipien des

Altruismus begründetes Dorf sich nicht davon frei macht! Nach einer einjährigen Funktion ist die Anarchie dahin gekommen: die Liebe und das Geld beherrschen sie tyrannisch, wie in unserer alten Welt.

„Wir müssten in Verzweiflung darauf verzichten, je das ersehnte herrliche Morgenrot zu erblicken, wenn wir nicht wüssten, dass nur die Jugend sich in dem Glauben wiegen kann, eine Gesellschaft im kleinen errichten zu können. Was im grossen möglich ist, braucht es notwendigerweise nicht im kleinen zu sein, oder umgekehrt. Das war der Irrtum von Cabet, von Fourrier, von Considérant, dass sie an die rationelle Experimentierbarkeit einer Idee geglaubt, die, um realisiert zu werden, den moralischen Umguss der ganzen alten Gesellschaft erfordert.

„Versuchen wir es nicht, diese Utopien auf Asylboden zu realisieren: sie bringen nichts als Enttäuschungen hervor. Begnügen wir uns damit, zu träumen. Und hier wird der Traum wahrhaft zur Aktion, in dem Sinne, dass er die Seele modifizert, sie gestaltet und sie besser veranlagt, als jene isolierten Versuche, welche ganz jenen zarten Bauten gleichen, im Sande an den Ufern der Wasser: die Kinder, welche sie errichten, nennen sie Städte.“

Herr Montorgueil hat es verstanden, den richtigen Ton zu treffen, ausser im letzten Abschnitte. Der Traum ist gut für jene, die, indem sie voll eine bessere Zukunft anstreben, es wohl verstehen, sich der gegenwärtigen Gesellschaft anzupassen, aber die Enterbten, diejenigen, welche mit der gegenwärtigen Infamie brechen wollen, diese alle können sich nicht mit Träumen zufrieden geben, sie wollen ihr Ideal realisieren. Hieraus entspringen, je nach den Temperamenten, je nach der Schärfe der Sensationen die Verwirklichungsversuche wie die Kolonie Cecilia, wie die Kommune in Montreuil, die Agitation in allen geschriebenen Formen, Handlungen und Worten. Wenn der Seelenzustand der „Träumer“ die Generationen dazu vorbereitet, die Umwandlungen zu acceptieren, so erleichtert derjenige der „Handelnden“ ihre Verwirklichung.

Jean Grave.

„La Révolte“, Paris, vom 4.—10. März 1893.



Promiskuität?

Eine physiologische Erklärung.

Errico Malatesta,[1]) der uns schreibt, dass er mit Interesse unsere Versuche zur Reform in den sexuellen Beziehungen verfolgt, sagt, unsere freie Liebe sei die Promiskuität, auf welche, wie es ihm scheint, die menschliche Evolution hingeht.

Nicht, dass mir die Worte sexuelle Promiskuität, welche für die Bourgeoisie eine Unmoralität bedeuten, Furcht machen. Nicht, dass diese Worte nicht den Thatsachen entsprechen. Ein Wörterbuch sagt: „vermengt, unklar, konfus". Nun kann aber nur die Liebe der Tiere unklar, konfus sein, weil die Individuen nicht stark von einander differenzieren. Wenn alle Männchen die gleiche Statur, die gleichen Formen, das gleiche Fell, die gleichen Anlagen — mit einigen Variationen — haben, wird das Weibchen unklar, konfus alle Männchen lieben, wenn auch jene minimen Variationen, so minim sie auch sein mögen, stets eine gewisse geschlechtliche Selektion ins Spiel treten lassen. Aber unter den Menschen, wo die Individualisierung so scharf ausgeprägt ist, ist die Selektion, die Auslese, eine Naturnotwendigkeit. Darum nichts von Unbestimmtem, nichts von Konfusion, nichts von Promiskuität. Ich denke, dass das Weib, wenn die Ketten des Vorurteils gesprengt sein werden, viele männliche Wesen auslesen wird an Stelle eines einzigen, und dass der Mann fortfahren wird, viele Frauen auszulesen, wie er es immer gethan, wenn er konnte, anstatt einer einzigen.

Für einen neuen Zustand der Dinge muss man auch ein neues Wort finden, und hier der Neologismus „amorpher Kuss", ein keuscher, schamhafter Neologismus, den ich vorgeschlagen, wie auch die Sache, die er bedeutet, keusch und schamhaft ist.

Was die Bourgeoisie anbetrifft, die uns die Promiskuität als Schandmal aufdrückt, so könnte sie uns höchstens dazu treiben, dieses Wort als ruhmreiche Devise zu acceptieren, und dieses Phänomen wäre alles andere als neu.

---

[1]) Diesen 1892 oder 1893 in der Zeitung „La Rivendicazione" in Forlí erschienenen Artikel von Malatesta konnte ich trotz aller Bemühungen nicht erhalten. Malatesta selbst besass ihn nicht mehr, indem im Jahre 1893 eine Feuersbrunst seine ganzen Skripturen zerstörte.

Anmerk. d. Uebersetzers.

Indem Sie im „Journal“ über die Kolonie Cecilia schrieben, sagten auch Sie, Akademiker François Coppée (und gern nenne ich Ihren Namen, da den armen Kolonisten in Cecilia nicht alle Tage die Ehre zu teil wird, von einem Unsterblichen der Académie Française diskutiert zu werden), es sei das Ideal der Anarchie, zum Zustand der Promiskuität zurückzukehren, aus dem unsere Vorfahren vor Jahrtausenden herausgetreten.

Diese unsere Vorfahren lebten im Kommunismus, wie sie auch in Promiskuität lebten. Von jener Zeit an haben auf einer sehr weiten Bahn die ökonomischen Beziehungen und die häuslichen Beziehungen parallel evoluiert. Aber die Bahn ist spiralisch, eine unendliche Schneckenleiter, welche zur hohen Zukunft hinaufsteigt. Wir stehen im zweiten Stockwerk, aber wir stehen über dem Eingangsthore. Wir kehren zum Kommunismus und zur Promiskuität zurück; aber der Kommunismus von heute ist ein ganz anderes Ding als der Kommunismus von dazumal, er nennt sich Anarchie; aber auch die Promiskuität ist etwas anderes als die Promiskuität von einst, und sie nennt sich, wenn es so passt, amorphistischer Kuss.

Colonie Cecilia, April '93.

Cárdias.

(Aus: „Sempre Avanti!“, Livorno.)



„Cecilia.“

Aufzeichnungen über eine experimentelle anarchistische Gemeinschaft in Brasilien, von Dr. Giovanni Rossi (Cárdias).

(Erschienen: Italienisch: im Heft 7 der Bibliothek des „Sempre Avanti!“, Livorno, 1893. Deutsch: in „Socialist“, Berlin 1894; „Zukunft“, Wien 1894 und 1895; „Freiheit“, New-York 1894.)

I.

Am 20. Februar des Jahres 1890 schiffte sich eine kleine Anzahl Pioniere in Genua an Bord des Dampfers „Città di Roma“ nach dem fernen Brasilien ein, um dort im fremden

Lande versuchsweise ein socialistisches Gemeinwesen zu errichten.

Waren das Deserteure?

Dieses Schmähwort, das all' den Tausenden von Socialisten nachgerufen wird, die um ihr ureigenstes Interesse der morschen, alten Welt den Rücken kehren, es wurde auch von vielen gegen diese ersten der Experimentatoren und gegen die geschleudert, welche ihnen mit der Zeit nachfolgten.

Und doch musste man es ihnen zugestehen: sie waren nicht gewöhnliche Fahnenflüchtige; denn lange, schwere Jahre hindurch, einzelne sogar seit Beginn der socialistischen Bewegung in Italien, hatten sie ihren Mann gestellt, in den Kämpfen der Propaganda sowohl, als auch bei den Aktionsprojekten. Aber eines Tages, als wieder eines jener so verlockenden Projekte in Rauch aufgegangen war, verpafft wie eine schillernde Seifenblase, drängte es sie, eine langgehegte Idee zur Ausführung zu bringen; in den jungfräulichen Einöden Amerikas wollten sie ein Stück Land aufsuchen und — unerfahren und fast alles entbehrend — wollten sie es bebauen, um selbst zu erfahren und all den anderen in der weiten Welt zu zeigen, wie Menschen ohne Gesetze und ohne Herren leben würden.

Sie gehörten keinem Heere an, da sie niemals Oberhäuptern und der Disciplin den freien Nacken gebeugt; und doch nannte man sie Deserteure!

Die Umstände, mehr als ihr eigener Wille, führten sie nach dem Municipium von Palmeira im Staate Paranà (Brasilien).

Das Landstück, welches sie besetzten, war ein Wiesenfeld, umgeben von Wäldern, teils auf Hügeln, teils an Abhängen gelegen, aber in genügender Höhe über dem Meeresspiegel; unter jenen Breiten ist das Klima mild und gesund.

Die neuen Ankömmlinge hatten das Glück, auf jenem Landstücke, nahe bei einem Orangenwäldchen, gegenüber von vier hohen Palmen ein verlassenes Blockhaus zu finden, welches sie sofort besetzten. Dies geschah zu Anfang April des Jahres 1890. Die erste Arbeit, an welche sich die Pioniere machten, war, ihre neue Wohnung zu reinigen und daselbst eine Lagerstätte zu errichten aus grünem Farrenkraut, auf welcher sie — notdürftig mit ihren Mänteln bedeckt — die erste Nacht zubrachten.

Am nächsten Morgen und an den darauffolgenden Tagen machten sie ihre Lagerstätten durch Holzstücke und trockene Gräser erträglicher, improvisierten einen Feuerherd, reuteten ein freies Feld um das Haus herum aus, bestimmten die näch-

sten Quellen und verschafften sich durch einige Flintenschüsse ihr frugales Mahl.

In der Folgezeit, d. h. in den ersten sechs Monaten des Aufenthaltes, wurde etwas für das Mobiliar des Hauses gesorgt, und unendliche Freude bereitete es uns, als es uns gelang, Hängematten, Strohsäcke und kleine, stets aber noch ungenügende Mattendecken herzustellen. Ein kleiner Küchengarten wurde angelegt; die Stackete zum Schutz gegen das weidende Vieh wurde ausgebessert und vergrössert; ein Weingarten mit Gräben wurde angelegt und in den Zwischenräumen Bohnen und Kartoffeln gepflanzt; Holz wurde gerichtet zur Herstellung eines neuen Hauses; man baute eine Küche; ein Stück Land grub man um, um Mandioka [1]) zu pflanzen, und vor dem Hause wurde ein kleines Gemüsegärtchen errichtet.

Gross war die in dieser Zeit vollbrachte Arbeit, wenn man bedenkt, dass wir in diesen Dingen unerfahren waren, einige ungeeignet zu ermüdender Arbeit, und einer von uns derselben absolut abhold und überdrüssig.

Wir hatten absolut keine sociale Organisation, weder Statuten noch Häupter. Oft verständigten wir uns gemeinsam wie gute Freunde; andere Male handelte ein jeder nach eigenem Gutdünken. Streitigkeiten blieben naturgemäss nicht aus, aber nie nahm die Sache einen ernsthaften Charakter an.

Ich erinnere mich, wie drei Verwandte, die in der Gruppe waren, oft für sich allein übereinkamen und paktierten. Ich erinnere mich, wie die Eifersucht eines Ehegatten bis zur Stunde traurige Vorfälle hervorgerufen. Die gemeinsame Kasse war aus purer Formalität der einzigen Frau in der Gruppe anvertraut worden.

Zu jener Zeit gehörte der Gruppe ein Verbrecher an, der schon für Totschlag und Diebstähle verurteilt gewesen. Er war der thätigste, der stärkste und willigste Arbeiter in unserer Gemeinschaft, woselbst er freiwillig verblieb, obgleich er ausserhalb derselben ein viel bewegteres Leben hätte führen können.

Vom September 1890 bis zum Juli 1891 war ich abwesend von der Kolonie Cecilia; ich citiere aber die Vorkommnisse dieser Zwischenzeit nach den Aussagen der Personen, die teilgenommen.

Gegen Ende des Jahres 1890 wurde ein Stück Wald abgeholzt, um den Boden zu beackern, und eine lange Umzäunung zum Schutze der Maisfelder hergestellt; diese Umzäunung

---

[1]) Arum-Gewächs mit essbaren Knollen.

wurde aber leider nicht beendet, wegen der Unfähigkeit und des Ungenügens des Herstellers, und zeigte sich nicht zureichend für den Schutz der Anpflanzungen gegen das Vieh, welches anfangs 1891 in selbige eindrang und sie verwüstete.

In Januar des Jahres 1891 kamen in der Kolonie einige Bauernfamilien an, die aber mit den ersten Pionieren nicht einig wurden, sei es durch den Unterschied in der Arbeitsamkeit, sei es dadurch, das die Letztangekommenen Neigung zeigten, ihre Absichten allein geltend machen zu wollen. Nichtsdestoweniger nahmen die landwirtschaftlichen Arbeiten ihren Fortgang; es wurde mit der Errichtung einer langen Wohnbaracke begonnen, und einige arbeiteten zum Nutzen der Gemeinschaft gegen Taglohn an den Kolonialstrassen, die die Gouvernementsregierung anlegen liess.

In den Monaten März, April und Mai 1891 langten in kurzen Zeiträumen zahlreiche Häuflein von Kolonisten an, die binnen Kurzem die Bevölkerung auf über 150 Personen erhoben.

Dieses unvorhergesehene Zusammenströmen wurde verhängnisvoll. Viele dieser Kolonisten waren für das rauhe Leben der Pioniere nicht geeignet; die meisten waren Industriearbeiter, die natürlich in der Kolonie nicht die benötigten Werkzeuge und Rohstoffe vorfanden, deren sie zu einer nutzbringenden Ausübung ihrer Berufsthätigkeit bedurft hätten; einzelne waren nicht einmal an eine mittlere Arbeitsthätigkeit gewöhnt. Andererseits waren ausreichende Existenzmittel für so eine relativ hohe Bevölkerung nicht vorhanden. Zusammengedrängt mussten sie in einer grossen Baracke wohnen; der Lebensunterhalt wurde auf ein Konto von den Kaufleuten des nahen Palmeira entnommen, welches Konto durch den Kredit garantiert wurde, den die Kolonisten täglich durch ihre Arbeit an den kolonialen Strassen bei der Regierung erlangten. Aber sei es nun durch die Spärlichkeit der von den Kaufleuten gelieferten Rationen, sei es durch das andauernd regnerische Wetter, welches den Lebensmitteltransport arg hemmte, sei es durch die administrative Unfähigkeit desjenigen, der mit der Versorgung beauftragt oder betraut wurde, noch mehr durch die Uneigennützigkeit der grösseren Anzahl, — kurz, die Lebensmittel wurden spärlicher, oder an dem einen gebrach es, während am anderen Ueberfluss herrschte.

Der Kampf ums Dasein wird grausam, gewaltsam, sobald die Bedürfnisse die Mittel zur Befriedigung derselben stark überwiegen.

So musste es sein und so geschah es auch unter jenen Kolonisten, die selbstverständlich nicht geduldige, ergebene Brüder, keine Fastenhelden waren, sondern einfach Menschen wie alle anderen. Es war ein lebhafter Kampf, aber kein grausamer, kein gewaltsamer, da jene Menschen dort durch ein gemeinsames Ideal zusammengeschlossen waren, und brutale Ausschreitungen kamen nicht vor. Es offenbarten sich aber die Familienegoismen, und die Verwandtschaftsclique hatte oft zu essen, während die anderen fasten mussten.

Aber diese Leute, wenngleich geschwächt durch die ungenügende Ernährung, so doch frei von Herren und Polizisten, verarbeiteten das Wenige, was sie mussten und konnten, reklamierten, wenn sie missvergnügt waren, begingen aber keine Gewaltthaten. Oft standen die jungen Leute da, mit leerem Magen, die nervigen, sonnengebräunten Arme auf den Spaten gestützt — hoch über ihnen flatterte lustig die grosse rotschwarze Fahne von einem stolzen Palmstamme — und scherzend sagte dann zuweilen der eine zum andern: „Man kann ja ganz hübsch leben mit ein wenig Polenta, gewürzt durch etwas Idealismus!“

Bei dieser traurigen Lage der Dinge arbeitete eine grosse Anzahl stets an den Strassen, woselbst glücklicherweise durch die Toleranz der Inspektoren die geforderte Arbeit mehr eine scheinbare als eine wirkliche war. Andere beendigten den Bau der Wohnbaracke, vergrösserten den Gemüsegarten der Gemeinschaft, ebneten einen Platz vor der Wohnung, begannen mit der Herstellung von Ziegelsteinen und zimmerten eine lange Einfriedigung, um daselbst das von der Gemeinschaft gekaufte Vieh einzuschliessen.

Die Organisation anlangend, war jene Periode charakterisiert durch ein groteskes Referendumssystem, dank welchem die Bevölkerung viele Zeit durch müssige Versammlungen verlor, aus denen nichts weiter hervorging, als Versprechungen, die niemand hielt, Ehrgeizbestrebungen, die schlecht verborgen wurden, Kannegiessereien und höchst lächerlicher Altweiberklatsch. Es wurden Kommissionen gewählt, Statuten beraten, bis zum Stumpfsinn wurde herumparlamentarisiert. Die Kolonie besass zu jener Zeit das anarchistische Selbstbewusstsein nicht, dass sie hätte retten können, und sie musste zu Grunde gehen.

Und doch nannten sich alle Anarchisten; aber die Anarchie wurde in einer wahrhaft absonderlichen Art und Weise aufgefasst. Hier ein Pröbchen:

„Unterweise mich, wie mit dem Spaten umgegraben wird,“ sagte ein Pastetenbäcker zu seinem Arbeitsgenossen, ein altes Männchen.

„Hier kann man niemanden in etwas unterweisen; jeder handelt, wie er will,“ antwortete das arme Alterchen, welches auf diese Weise Anarchist zu sein vermeinte.

Und ein anderer rief aus, um irgend eine Grille zu rechtfertigen:

„Der Anarchie huldigend, mache ich, was ich will.“

Arme Anarchie, wie wurdest du intellektuell prostituiert zu jener Zeit!

Aber die Unzufriedenheit wuchs gegenüber einem Leben, das nichts gemein hatte mit dem herbeigesehnten socialistischen. Und gegen Mitte Juni des Jahres 1891 erklärten die zuerst angesiedelten sieben Familien unter dem Vorwande, die Kolonie mit bessern Elementen neu errichten zu wollen, ihren Austritt und bemächtigten sich des Gesellschaftskapitals, das sie dann unter sich verteilten. Eine Gruppe junger Leute organisierte sich, um das Unternehmen fortzuführen; und mit Mut thaten sie es, während der Rest der Bevölkerung teils voreingenommen, teils vielleicht auch gehindert durch diese Initiative, zum Einzelleben zurückkehrte und nach und nach sich verlief.

Nachdem so die Diktatur und der Parlamentarismus verschwunden, fand jeder leicht die Mittel, den Hunger zu stillen, und auch die Gruppe der jungen Leute ass mit Enthusiasmus. Mit der Ernährung kehrten auch die Kräfte zurück.

Die Absicht der jungen Leute war erhaben in ihrer Einfachheit: emsig arbeiten, auf dass überreich geschaffene und im Magazin aufgestapelte Nahrungsprodukte die Existenz der Familien nicht in Frage stellen können. Und zur Erfüllung dieser Absicht gaben sie sich der Arbeit mit bewunderungswürdigem Mute hin.

Es waren alles Arbeiter der Städte, absolut unwissend in landwirtschaftlichen Dingen. Aber in nur wenigen Tagen gruben sie ein grosses Stück Land um, besäten es mit Roggen; ein weiteres Landstück wurde ebenfalls umgegraben, gedüngt und mit europäischen Kartoffeln bepflanzt; im Gemüsegarten wurden Saaten und Setzlinge untergebracht, im Walde Bauholz gerichtet; auf der Weide ein Stacket gezimmert in einer Länge von etwa einem Kilometer. Zu guter Hoffnung ermutigt durch die emsige Betätigung dieser jungen Leute, verlangten vier Familien der losgelösten Kolonie, in ihre Gruppe

aufgenommen zu werden, und die jungen Leute nahmen sie auch auf.

Vom Monat August bis zum November 1891 wurde ein Stück Wald abgeholzt und auf dem Boden, wo das Jahr zuvor das Vieh die Maispflanzungen zerstampft hatte, wurde die mühselige Arbeit vorgenommen, das von einem Brande des vorhergehenden Jahres verschont gebliebene Stammholz zu zerkleinern, die Stücke aufzustapeln und durch Feuer zu zerstören, den ganzen Boden von dem massenhaft aufgeschossenen Unkraut vermittelst des Spatens zu reinigen und so zur Aufnahme einer neuen Aussaat vorzubereiten.

Die Organisation dieser Gruppe war stets noch kommunistisch, aber auch wahrhaft und ausgesprochen anarchistisch.

Man wachte mit skrupulöser Sorgfalt darüber, dass niemand den Lieferanten gegenüber, vor denen ein jeder gekannt und gleichmässig verantwortlich gehalten werden wollte, sich die Vertretung der Gruppe anmasse. Man bekämpfte energisch die individuellen Versuche, im Innern der Gruppe zu einflussreicher Geltung zu gelangen; und so wurden die in der bürgerlichen Gesellschaft so ehrgeizig erwünschten Namen und Titel: F a k t o r, D i r e k t o r, H e r r, in der anarchistischen Gruppe zu beleidigenden Anhängseln, die zu verdienen ein jeder ängstlich zu vermeiden bestrebt war. Infolge einer natürlichen Reaktion auf den starren, verhängnisvollen Formalismus der durchlebten Periode wollte die Gruppe absolut unorganisiert sein. Kein einziger Vertrag, weder in Wort noch Schrift, wurde abgeschlossen; kein Programm, kein Stundenplan, keine Amtsvertretung, keine festgesetzte Lebens- oder Arbeitsnorm. Die Stimme eines Beliebigen weckte die anderen; die technische Notwendigkeit der Allen offenstehenden Arbeit rief uns zum Werke, bald getrennt, bald vereint; der Hunger rief uns zu den Mahlzeiten, die Müdigkeit zur Ruhe.

Und doch führte man eine Existenz, übersprudelnd von Lebenskraft, zitternd vor Nervenerregung. Das gezwungene Cölibat, die Schwierigkeit der Lage, der entschlossene Wille, in einem so schwer gewordenen Unternehmen zum Ziele zu gelangen, die erregende Wirkung der Schwierigkeiten an und für sich, alles das wirkte auf uns durchgeistigend ein. Unser Leben war voll von lärmhafter Freudigkeit, erfüllt mit einem systematischen Widerspruchsgeiste, der bei der Arbeit uns viel Zeit in unendlichen Diskussionen verlieren liess und unseren Vereinigungen des Abends den Charakter revolutionärer Klubs aufprägte, so dass man den Lärm unserer gewöhnlichen Kon-

versationen schon auf einen Kilometer Entfernung vom geschlossenen Hause vernahm. Wir sahen uns getrieben, selbst die unschuldigsten Dinge mit lautester Stimme zu besprechen, sonst wäre man vom Nachbarn zur Rechten oder Linken gar nicht verstanden worden. Aber bei all diesen sonoren, heftigen Worten erhob sich nie eine geballte Faust; man hätte sich dessen geschämt wie einer ausschliesslich infamen Handlung. Alles in allem genommen war es eine sehr sympathische Periode und nur der Typhus störte sie und warf drei Genossen aufs Krankenlager, die aber glücklich genasen.

Im November des Jahres 1891 kamen in zwei auf einander folgenden Gruppen verschiedene Familien von Landleuten hinzu. Die erste Gruppe, aufgewiegelt von Exkolonisten, etwas bestürzt auch über die Lebhaftigkeit der vorgefundenen Anarchisten, hauptsächlich aber herbeigezogen durch die Sucht nach Privateigentum, hielt sich nur wenige Tage in der socialistischen Kolonie auf, um sich dann auf ein anderes Territorium zu begeben, wo jede Familie sich auf eigene Rechnung anbaute. Die zweite Gruppe, welche einige Tage später anlangte, blieb bei uns und warf sich mit grossem Eifer auf die landwirtschaftlichen Arbeiten.

Im Dezember wurde der Roggen geerntet, ein grosses Feld mit Mais und Bohnen besät, die Kartoffeln eingeheimst. Anfangs 1892 schaffte eine zahlreiche Schar an den kolonialen Strassen, um für den täglichen Unterhalt der Gemeinschaft zu sorgen. Eine andere Gruppe konstruierte eine tüchtige, lange Schutzwand für die Saaten gegen die Einfälle des weidenden Viehes.

Diese unendlich ermüdende Arbeit, welche darin besteht, lange schwere Baumstämme zu fällen, auf den Schultern zu transportieren und aufeinander zu schichten, dies und das riesige Wehr, das errichtet wurde, um das Wasser zur nahen Mühle zu leiten, alles dies erinnerte mich unwillkürlich an jene Leutchen, welche sagen, dass in der Anarchie niemand arbeiten würde.

Eine Gruppe Bauern pflügte drei grosse Stücke Wiesenland um und holte Heu ein. Andere Arbeiter konstruierten einen Backofen und gruben vor der Küche einen tiefen Brunnen, der in reichlichem Masse vorzügliches Trinkwasser lieferte. Im April wurden die Bohnen geerntet und die Fahrstrasse zu seiten des mit Mais bebauten Hügels eröffnet. Im Mai wurde dieser Mais eingeholt, den die stärksten Genossen in Körben auf den Schultern, mühselig den Abhang ersteigend, bis zur

Fahrstrasse trugen, von wo er per Wagen weiter befördert wurde. In diesem Monate wurde ein weiterer Brunnen im starren Felsen ausgehöhlt. Im Juni und Juli gruben die Genossen viel Land um für Roggenaussaat; ferner pflanzte man hundert Orangenbäume und andere Obstbäume. Im August, September und Oktober legten wir ein grosses Stück Wald nieder; mit Spaten und Beil reuteten wir alles Unkraut aus, beseitigten wir die bei der früheren Maisernte verschont gebliebenen Baumstrünke. Im November pflanzten wir Weinstöcke, Mandioka und Kartoffeln. Im Dezember äscherten wir den niedergelegten Wald ein; machten wir eine ausgedehnte Aussaat von Mais und Bohnen; ernteten wir den Roggen. Gegen Ende des Jahres 1892 schlossen sich uns weitere Familien an. Man begann auch mit der Fabrikation von Verpackungsfässern, die im nahen Palmeira Abnahme finden, und errichtete eine Schuhmacherwerkstatt.

Am 31. Dezember 1892 zählte Cecilia 64 Einwohner und wies folgende Bilanz auf:

Allgemeines Inventar vom 1. Januar 1893.

Aktiva.	Reis
In der Kasse, Metallwert	53,400
Unser Kredit bei der brasilianischen Regierung für Arbeiten	5,259,000
Im Depôt, Schuh- und Mützenwaren, .	122,000
Boden und Gebäude	3,141,095
Mehrwert des Bodens durch Kultivierung	1,100,000
Voraussichtliche Ernte	1,470,000
Viehstand (haben 4 Kühe mit Kälbern gekauft)	1,020,000
Im Lager	783,000
Mobiliar, [1]) Bibliothek und Schule . .	117,000
Landwirtschaftliche Geräte	445,700
Industrie-Geräte	324,500
Apotheke	50,000
Küchengeräte	145,000
Schuhwerkstatt	513,400
Verschiedene Guthaben	40,000
Total-Aktiva:	14,584,995

[1]) Im Mobiliar steht nicht berücksichtigt das, was das Hausgerät und Zimmermöbel betrifft, da dies zum persönlichen Gebrauch.

Passiva.	Reis
Unsere laut Akt. 19. Oktober 1892 in 7 Jahren für Grund und Boden zurückzuzahlende Schuld bei der brasilianischen Regierung	2,961,095
Unsere Schulden bei den Lieferanten .	4,603,820
Total-Passiva:	7,564,915

Bilanz.	
Aktiva	14,584,995
Passiva	7,564,915
Netto-Aktiva:	7,020,080 [1]

Im Januar 1893 wurde eine weitere, weit ausgedehnte Umzäunung fertig gestellt, wo das Vieh tagsüber zum Weiden eingeschlossen wurde, um jeweilen abends in den Stall zurückgeführt zu werden. Vom Januar bis zum April wurde tüchtig gejätet, gepflanzt, wurde Heu eingeholt, wurden Kartoffeln, Bohnen, Tabak geerntet. Ferner wurden noch andere Arbeiten in Angriff genommen und ausgeführt, eine Werkstätte für die Forstarbeiten, Wagenreparaturen, Wegverbesserung, Vergrösserung des Gemüsegartens u. a. m.

* * *

Man kann sagen, dass die Arbeit in Cecilia nicht discipliniert ist, auch ist sie nicht organisiert.

Die Freiwilligen bei der Landwirtschaft kennen sich untereinander und verständigen sich blitzesschnell ohne Bedürfnis nach technischen Häuptern oder nach Gruppenvereinigungen. Alle kennen wir, vom ersten bis zum letzten, die im Lauf befindlichen Arbeiten, und oft brauchen wir uns nicht einmal früh morgens zu beraten. Wenn dereinst die landwirtschaftlichen Arbeiten in grösserem Masse ausgedehnt sein werden und eine weit zahlreichere Bevölkerung sich vorfinden wird, so glaube ich dennoch, dass irgendwelche künstliche Organisation der landwirtschaftlichen Arbeit weder notwendig noch wünschenswert sein wird. Zur Bebauung des Gemüsegartens werden sich Freiwillige finden, die sich unter einander kennen und rasch sich verständigen werden können bei der Arbeit selbst, wie wir es thun. Wenn die Gemüsezucht eine grössere Ent-

[1]) Zum heutigen Kurse berechnet, betragen die Netto-Aktiva 9360 Franken, indem 750 Reis gleich 1 Franken.

wicklung aufweisen und, im Verhältnis hierzu, die Bebauer an Zahl zunehmen würden, wäre es möglich, dass diese, um sich besser zu verständigen und besser anzupassen, sich je nach den Abteilungen des bebauten Bodens, oder besser noch nach den Specialkulturen gruppieren würden, denen sie sich zu widmen gedenken, wie es Fourier schon vorausgesehen. Wenn die Kultur des Weinstockes grössern Umfang annehmen sollte, so würde auch sie ihre Freiwilligen finden, die um so leichter sich unter einander verständigen würden, je weniger künstlich sie organisiert wären.

Diese Methode ist nicht nur auf die landwirtschaftliche, sondern auch auf die industrielle Arbeit anwendbar.

Eine Industrie ist es vornehmlich, welche sich als vortreffliches Beispiel uns darbietet, indem wir zu selbiger das Rohmaterial im Walde selbst vorzubereiten beginnen, um dann die fertiggestellte Ware abzuliefern.

Jeden Morgen, wenn schönes Wetter es erlaubt, begeben sich zwei befreundete junge Männer in unsern Wald. Daselbst suchen sie sich eine grosse Fichte aus mit gerade verlaufenden Holzfasern; durch Axthiebe legen sie sie nieder, zersägen den Stamm in Stücke von der Länge, welche die Fassdauben oder -Böden haben sollen, und mit dem Keil, dem Messer und dem Meissel spalten sie diese Stücke und verarbeiten sie zu dünnen Tafeln, die dann die Dauben der Fässer abgeben sollen. Am Sonnabend erzählen die beiden Freiwilligen des Waldes beim Abendessen der Gemeinschaft, dass zweitausend, zweitausendfünfhundert, dreittausend Tafeln, was ihnen eben möglich war, fertig seien. Sonntag früh nach dem Frühstück begeben sich die Trägerfreiwilligen, die aus dem grösseren Teil der männlichen Bevölkerung sich rekrutieren, in den Wald und tragen diese Planken auf ihren Schultern bis zur Fahrstrasse. Mittlerweile haben die Freiwilligen des Pfluges die Ochsen vor die Wagen gespannt, zum Walde getrieben, laden die Planken auf und fahren sie zur Fassherstellungswerkstätte.

Diese Werkstätte ist unorganisiert. Nichtsdestoweniger und vielleicht gerade aus diesem Grunde kommt es nie vor, dass der, welcher weniger weiss, sich nicht unterweisen liesse von dem mit grösserem Wissen Begabten; nie kommt es vor, dass dieser die Auskunft verweigere; nie kommt es vor, dass der, welcher nur gelernt, die Dauben auszuhöhlen, sich unterfinge, die Fässer zusammensetzen zu wollen; nie kommt es vor, dass in den verschiedenen Abteilungen der Arbeit ein Uebergewicht oder Missverständnis sich bemerkbar mache. Indem in der

Werkstatt die bei der Herlieferung des Rohmaterials geübte Arbeitsteilung ihre Fortentwicklung findet, arbeiten die weniger Gewandten an der Werkbank, um die Planken in Fassdauben umzuwandeln; die Knaben halten die Werkstatt rein und schichten die fertigen Dauben aufeinander, damit das Holz ablagert; die gewandteren Arbeiter setzen die Fässer zusammen, und der Geschickteste von allen legt die letzte Hand an. Montag früh, wenn das Wetter nicht regnerisch ist, ladet ein Freiwilliger des Pfluges die fertigen Fässer auf einen Wagen, bringt sie nach Palmeira, übergiebt sie daselbst unserem Abnehmer, zieht den Gegenwert ein und kauft für das Geld die für die Gemeinschaft benötigten Lebensmittel.

Alles dies ist so einfach, so elementar, so natürlich, ich möchte fast sagen so kindlich, dass es fast selbstverständlich erscheint.

Welches ist die Kraft, die so harmonisch alle Elemente der Produktion funktionieren lässt?

Der gesunde Menschenverstand ist es, der die Bedürfnisse kennt und die Art und Weise, sie zu befriedigen; in geringerem Masse ist es auch die Furcht vor der Kritik, die auf den Arbeitsscheuen lasten würde.

* * *

Unser materielles Leben ist zur Stunde sehr armselig, bedeutend armseliger als jenes, welches in diesem Lande die Arbeiter unter dem kapitalistischen Régime führen. Und man begreift, dass dem so sein muss, da wir alles durch unsere Arbeit schaffen müssen, während im Bourgeoisbannkreise man sich in hohem Masse der Arbeit anderer Geschlechter bedient, die unter der Form von Kapital, von Privatbequemlichkeiten, von öffentlichen Diensten u. a. m. sich aufgehäuft hat.

* * *

Architektonisch ist unser Dorf Anarchia ein kärgliches Ding. Etwa zwanzig Blockhäuschen, symmetrisch längs einer Strasse und rund um einen Platz aufgestellt. Dieses Dorf ist ausschliesslich von uns bewohnt. Jede Hütte, die wir mit dem pompösen Namen Häuschen bezeichnen, weist sechs Meter in der Front, vier in der Tiefe und drei in der Höhe auf. Einige der Hütten sind mit Brettern gepflastert, in anderen ist nur der Erdboden festgestampft. Die Einrichtung dieser Hütten besteht aus mehr oder minder guten, besser

oder schlechter bedeckten Betten; in einzelnen Häuschen findet sich wohl auch ein kleiner Tisch, ein Bänkchen, oder stehen ein paar Schemel.

* * *

Unsere Kleidung ist noch die von unserem Lande mitgebrachte, heute ziemlich buntscheckig geflickt; Weisswäsche mangelt; nicht besser steht es mit dem Schuhwerk, welches die Schuster der Kolonie auszubessern bemüht sind, die uns demnächst neu beschuhen werden.

* * *

Mit der Sonne stehen wir auf; einzelne früher, andere etwas später. Einstmals hatten wir eine Art Wecker; da gewisse Arbeiten drängten, hatten wir unseren frühesten Aufsteher gebeten, uns zu rufen. Und er lief die Häuserfront ab, mit halblauter Stimme rufend: „Auf, ihr Türken!“ Aber wenige Tage darauf hallten im Dörflein lautere Stimmen wieder, rufend: „Auf, zur Weinlese! Auf zur Weinlese!“ Wir treten aus dem Hause heraus in die frische Morgenluft, ein jeder begibt sich zu seiner Arbeit; mittlerweile bereiten die Frauen in der gemeinsamen Küche das Frühstück. Nach einer oder zwei Stunden Früharbeit eilen wir einzeln oder in Gruppen, alle vom besten Appetit erfüllt, herbei ins Refektorium und stärken uns mit Kaffee und Milch — ein Bissel mager, aber reichlich — mit gerösteter Polenta und Roggenbrot. Dann geht's zurück zur Arbeit bis gegen die Mittagsstunde; dem Refektorium wird ein neuer Besuch abgestattet und die müden Lebensgeister werden aufgefrischt durch dicke Suppe — auch diese wenig schmackhaft, aber reichlich. Darauf pflegen wir ein Stündchen oder zwei der Ruhe, der behaglichen Verdauung, rauchen eine Cigarette. Dann kehren wir zur Arbeit zurück, bis die Sonne sich schlafen legt, und unser Abendbrot, bestehend aus Polenta mit Salat, mit Gemüsen, selten auch mit Hühnerragout oder Schweinefleisch, bietet uns köstliche Labung. Wir geniessen keinerlei alkoholische Getränke; erstens, weil unsere Finanzen es uns nicht erlauben, andererseits auch, weil mit einer Störung des Gehirns stets auch eine Störung des socialen Friedens Hand in Hand zu gehen pflegt.

* * *

Unser intellektuelles Leben ist ein armselig Ding. Gespräche während der Arbeit und der Mahlzeiten, abendliche Zusammenkünfte, Lektüre socialistischer und politischer Zeitschriften oder eines guten Buches, die aus sanitären Rücksichten sehr offene und lustige Kinderschule, voilà tout. Belehrung, Musik, Theater, Bälle, Zeitvertreib verschiedenster Art, alles wünschen wir heiss herbei, ist uns aber noch nicht zugänglich. Die produktive Arbeit hat uns völlig absorbiert. Wir haben noch nicht einmal für die Ausschmückung unseres Dörfleins sorgen können, das einen noch viel sympathischeren Eindruck bieten wird, wenn die Front durch Gebüsch verhüllt und durch Blumenbeete verziert sein wird.

* * *

Unseres moralisches Leben ist nicht ganz Milch und Honig, und auch das wird man begreifen. Erst gestern sind wir herausgetreten aus dem Bourgeoisleben, wo wir, um uns nur einigermassen schwimmend zu erhalten, unsere antisocialsten Anlagen hervorkehren mussten; den Ich-Egoismus, die Gewalt, die Verschwendung, die Verstellung den Geiz, alle die siebzig Todsünden, welche das Paradies auf dieser Welt und, nach der Meinung einiger, die Hölle auf der jenseitigen verheissen. Diese Eigenschaften, welche von unsern Urvätern auf uns überkommen sind dadurch, dass wir von ihnen erzeugt und erzogen worden, alle diese Qualifikationen, die wir im Kampfe ums Dasein eifrigst in Anwendung bringen mussten, sie konnten wir nicht ablegen an der Grenze von Cecilia wie einen schmutzigen Fetzen. Kamm und heisses Wasser befreien uns rasch von Parasiten, aber gegen die Vorurteile, gegen die moralische Verkümmerung gibt es nur ein Mittel, und zwar lange unausgesetzte Bethätigung in einer moralisch hygieinischen Atmosphäre, wie die unsere unbestreitbar ist.

Glaubet aber deshalb nicht, dass wir in Cecilia Ungeheuer von Perversität seien. Nein, wahrlich nicht, aber wir sind auch keine Engel von Sanftmut. In der Küche findet ihr unter den Frauen lüsterne, neidische, hochnäsige und klatschbedürftige. Unter den Männern auf den Feldern etwas Dickköpfigkeit und Missliebigkeit gegen die minder Arbeitslustigen; in den Werkstätten Rivalitätspröbchen, in den Familien viel häuslichen Egoismus, in allen einen gewissen Widerspruchsgeist, Misstrauen und ein Körnchen Reizbarkeit. Von Zeit zu Zeit

eine Klage, ein Vorwurf, eine Anklage, Sympathie und Antipathie, Separations- und Teilungsgelüste.

Die Ursache vieler dieser Missgestimmtheiten sehen wir in der Not, gegen die wir noch zu kämpfen haben; in den materiellen Entbehrungen, die wir noch erleiden müssen. Aber nach Verschwinden dieser Ursachen bleiben noch folgende zwei Quellen alles Uebels, wahr, tief einschneidend, aber zu unserem Glücke auch nur vorübergehend: Gewohnheiten, die in einer der unseren absolut entgegengesetzten Gesellschaft angeboren und anerzogen, wie oben schon angedeutet; und das Familienleben, die furchtbarste Schöpferin von mannigfaltigen Egoismen und Rivalitäten.

Aber wenn auch unser moralisches Leben nicht einer sentimentalen Idylle entspricht, so können wir es doch schon auf eine höhere Stufe stellen als das moralische Leben der bürgerlichen Gesellschaft. Das Bewusstsein unserer Freiheit und Gleichheit hat unseren Charakteren eine grössere Freimütigkeit aufgeprägt, das gemeinsame Zusammenleben beginnt uns daran zu gewöhnen, unsere gegenseitigen Schwächen zu ertragen; die Einheit der Interessen lässt auf der einen Seite auf den einzelnen die Kontrolle aller und auf allen die Kontrolle eines jeden einzelnen lasten, weckt aber andererseits in uns das Interesse an dem Wohlergehen jedes anderen; und schliesslich hat die praktische Anwendung des freiheitlichen Prinzips eine grössere Achtung im gegenseitigen Verkehr geweckt und auch gewaltig dazu beigetragen, die Gewaltakte zu vermindern, welche sonst regelmässig im Familienbanne stattzufinden pflegen.

Unsere Streitigkeiten sind nie in Schlägereien ausgeartet. Und doch sind wir keine Engel, im Gegenteil!

* *
*

Viele Leute haben Cecilia verlassen nach längerem oder kürzerem Aufenthalt. Die Ursachen dieser Desertionen sind viele und der mannigfaltigsten Art.

Von den Familien, welche mit bewaffneter Hand, unter Mitnahme des Viehstandes der Gemeinschaft sich zurückzogen, bis zum Jüngling, der Cecilia den Rücken wandte, da das Weib seines Herzens ihn verlassen; von dem Spanier, dem gastfrei aufgenommenen Gewohnheitstrinker, der entfloh, nach Leerung der allen offenstehenden Gemeinschaftskasse, bis zum Gatten, der hinwegzog aus Furcht, dass ihm sein Weib untreu gemacht werden könne; zwischen allen diesen liegt eine solche Mannigfaltigkeit der Ursachen, dass es unmöglich ist, hier

alle aufzuzählen. Viele haben sich nicht an die mühevolle Feldarbeit gewöhnen können, sehr viele konnten sich nicht anpassen an die ungenügende Nährkraft der Nahrungsmittel. Manche gedachten ihr Glück ausserhalb der Gemeinschaft zu machen, andere wieder verliessen uns, um wieder in ihre Alkoholsgewohnheiten zurückzufallen. Aber eines scheint mir sicher, dass niemand Cecilia verlassen hat aus Abneigung gegen die ökonomischen und politischen Grundprinzipien, auf denen die Kolonie fusst, und die meisten wären nicht weggegangen, wenn das Vorhandensein von Maschinen und Arbeitswerkzeugen, wenn die Ausübung mannigfaltiger Berufe und eine längere Existenz der Kolonie schon eine Bethätigung geschaffen hätte, die nicht unter derjenigen der Bourgeoislebenscentren zurückstünde. Aus Sucht nach Privatgrundbesitz haben sich nur wenige Bauern von der Gemeinschaft losgetrennt.

II.

Unsere Mühseligkeiten, die Entbehrungen, die moralischen Leiden, hervorgerufen durch die Furcht vor Misserfolg, haben sie alle etwas genützt? Haben sie dem wissenschaftlichen Erbgut der Sociologie ein positives Ergebnis, den Argumenten der Propaganda ein Beispiel gegeben?

Es ist nicht möglich, auf diese Fragen zu antworten, bevor wir uns nicht ganz klar über das Ziel geworden, das sich die Schöpfer von Cecilia gesetzt. Bis jetzt ist ihr Ziel missverstanden worden.

Einige haben geglaubt, wir seien hierhergekommen, um ein Muster zu fabrizieren, das Vorbild der zukünftigen Gesellschaft, um es dann, patentiert oder nicht, der Menschheit zu offerieren, auf dass sie am Morgen der socialen Revolution nichts weiter zu thun brauche, als die entsprechende Engrosfabrikation anzuordnen. Und sie haben uns all' die guten, schönen Ratschläge mitgegeben, die wir so lange schon gekannt, da sie auch unseren Vernunftschlüssen entsprechen: nämlich, dass eine sociale Organisation nicht das willkürliche Produkt von Einzel- oder Kollektivwillen sei, auch nicht die Ausführung eines philosophischen Ideals oder die Vorführung eines Teilmusters darstelle, sondern vielmehr die spontane Umwandlung der ganzen Menschheit, welche in sich die Notwendigkeit, die Mittel und die Wege einer Umwandlung empfindet.

Aber wir kamen nicht her, das kindliche Specimen zu fabrizieren.

Andere haben angenommen, dass wir im voraus die Herrlichkeiten der socialen Zukunft zeigen wollten. So schreibt Montorgueil von uns in „Paris“:

„Wir müssten in Verzweiflung darauf verzichten, je das ersehnte herrliche Morgenrot zu erblicken, wenn wir nicht wüssten, dass nur die Jugend sich in dem Glauben wiegen kann, eine Gesellschaft im kleinen errichten zu können. Was im grossen möglich ist, braucht es notwendigerweise nicht im kleinen zu sein, oder umgekehrt. Das war der Irrtum von Cabet, von Fourier, von Considérant, dass sie an die rationelle Experimentierbarkeit einer Idee geglaubt, die, um realisiert zu werden, den moralischen Umguss der ganzen alten Gesellschaft erfordert.“

Aber wir sind nicht hergekommen, um anarchistisch herum zu experimentieren, auch nicht, um die Herstellung einer Miniaturausgabe der neuen Gesellschaft zu versuchen.

Und nicht einmal die Freunde sind so glücklich gewesen, unser Werk zu verstehen. Von der „Révolte“, welche glaubt, wir seien „an der Zukunft Zweifelnde“, bis zur „Critica Sociale“, welche uns als „Robinsons des Ideals“ begrüsst, sind wir gemeiniglich betrachtet worden als ein Häuflein ungeduldiger Phantasten, während die Uebelwollenden uns mit jenem Zauberer verglichen, der, angeekelt von den Nichtigkeiten der Welt, sich in einen grossen Käse zurückgezogen, um ein Einsiedlerleben zu führen.

Keine dieser Absichten deckte sich mit der unsrigen; seid so gut, sie uns nicht mehr in die Schuhe zu schieben.

Wir befanden uns in einem geschichtlichen Momente der socialistischen Agitation. Die durch das persönliche Interesse bestimmte und beherrschte Produktion hat als einziges Mittel und zum alleinigen Endzweck das Privateigentum. Dessen zerstörenden verhängnisvollen Folgen setzen die Socialisten die willkürliche Produktion vermittelst des Kollektivkapitals gegenüber, die durch den gesunden Menschenverstand beeinflusst wird. Aber diesen Vorschlägen stellt das konservative Proletariat die Unfähigkeit des Menschen zur Arbeit gegenüber, wenn er nicht durch ein ausschliesslich persönliches Interesse bestimmt werde.

Hieraus entsprang für uns die Notwendigkeit oder das Uebereinkommen, experimentell in diesem Sinne die menschlichen Fähigkeiten zu studieren, um dann deren genaue Erkenntnis auf die Bestimmung der mutmasslichen socialen Ver-

änderungen auf dem Felde der ökonomischen Bethätigung nutzanwendend zu übertragen.

Wir sahen uns gegenüber der politischen Aussenseite des ökonomischen Privilegiums, d. h. wir fanden uns angesichts des unterdrückenden, aufreibenden, eingreifenden Staates; angesichts seiner hierarchischen Anordnungen, seiner monströsen juridischen Maschinerie mit der Verkettung all ihrer sträflichen Unbilligkeiten. Je lebhafter, übersprudelnder, gedrungener wir in uns die Tendenz zur Entfaltung unserer Gefühle, zur freien Bethätigung unserer Kräfte gefühlt, um so stärker verspürten wir auch auf unserer Brust den odemerstickenden Druck des Autoritätsprinzips in allen seinen Manifestationen. Die moderne sociale Bewegung stellt dem Staate die Anarchie gegenüber, aber das konservative Proletariat antwortet, der Mensch könne nicht ehrlich leben, ohne dass das Damoklesschwert des Gesetzes über Allen baumele, als permanentes Schreckgespenst, als ewige Drohung.

Hieraus entsprang das Uebereinkommen der Propaganda, experimentell zu untersuchen, wie Menschen zusammenleben würden, einfach geleitet durch freie Vereinbarungen.

Darum ist unsere Absicht nicht die utopistische Experimentierung eines Ideals gewesen, sondern vielmehr das experimentelle Studium — und das, soweit es uns möglich gewesen, streng wissenschaftliche — des menschlichen Gebahrens in Bezug auf jene Probleme.

Wer wenig vertraut ist mit der Art und Weise der wissenschaftlichen Untersuchungen, wird vielleicht der Meinung sein, dass an wenigen Individuen man nicht die Eigenschaften des ganzen menschlichen Geschlechtes studieren könne, oder, in Alltagssprache: was unter wenigen möglich, ist es nicht immer unter vielen.

Dieser Irrtum stammt aus der gewöhnlichen Verwechslung, welche gemacht wird zwischen dem Phänomen und den Gesetzen, welche das Phänomen regieren. Die experimentelle Methode sucht diese Gesetze und wendet sie dann auf die Erklärung des Phänomens an.

Um den Regenbogen zu studieren, steigt der Physiker nicht mit dem Luftballon mitten unter die Wolken, sondern in seinem Stüblein fasst er einen Sonnenstrahl und bricht ihn durch ein Prisma. Er studiert den Blitz am Fünklein der

Elektrisiermaschine. Er bestimmt die Eigenschaften einer Tier- oder Pflanzenspecies an den Eigenschaften eines einzelnen Exemplares. Er studiert den Lebensmechanismus, der in Millionen von Wesen sich bekundet, durch die Vivisektion eines einzelnen Organismus. Und wenn er euch in der aufgeschlitzten Brust das im Todeskampfe zuckende Herz zeigt, so sagt er euch nicht: „Hier ist das Leben", sondern vielmehr: „Hier ruhen die Gesetze, welche die Phänomene des Lebens regieren."

Und ebenso haben wir vorgehen wollen, um die Gesetze aufzufinden, welche die Phänomene des socialen Lebens regieren. Unserer Meinung nach, streng gesprochen, wäre schon das ein genügendes Experiment gewesen, welches wir an einem einzelnen Menschen hätten vornehmen können, der dem Sporne des persönlichen Interesses, dem Einflusse der Autorität und der Herrschaft der Gesetze hätte entzogen werden können.

Wir aber haben unsererseits an mehr als dreihundert Personen experimentieren können, die für längere oder kürzere Zeit in Cecilia sich aufgehalten haben. Unter diesen Leuten befanden sich nicht nur Repräsentanten der zwei zahlreichsten socialen Klassen, der Bauern- und der Arbeiterklasse, sondern es gab auch Individuen aus den mittleren Klassen, wie Professionisten und Angestellte. In puncto Bildungsgrad hatten wir die grösste Vielseitigkeit, vom Analphabeten bis zum Hochgebildeten. Von moralischen Qualifikationen waren vertreten: Egoisten und Altruisten; Gläubige, Indifferente und Skeptiker; Duldsame und Intolerante; Vorurteilsvolle und Abergläubische; Sanfte und Heftige; Optimisten und Pessimisten — alle sie haben sich vereint gefunden in ihrem täglichen Leben. Technische Befähigung betreffend haben wir Leute gehabt von verschiedener Arbeitsamkeit und verschiedener Geschicklichkeit. In Hinsicht auf die früheren Lebensgewohnheiten haben wir freie Arbeiter und Lohnarbeiter gehabt, Stadtleute und Landleute, Verheiratete und Ehelose. Kurz die Bevölkerung von Cecilia ist eine der gemischtesten gewesen, so dass sie treulich als der Durchschnitt des italienischen Volkes angesehen werden kann.

Alle diese Personen haben ausserhalb des Eigentumreizes der bürgerlichen Gesellschaft gelebt, der ja ausschliesslich in persönlichem Interesse besteht. In der That, das Eigentum von Cecilia ist gemeinsam, und der geringste Versuch, es eines Tages zu verteilen, wird lebhaft bekämpft, so dass in

niemandem ernsthafte Hoffnung darauf genährt wird. Die Produkte der Kollektivthätigkeit sind nie der produktiven Befähigung der einzelnen Individuen, sondern stets den allgemeinen Bedürfnissen entsprechend verwendet worden: von den gewöhnlicheren und reichlicheren Lebensmitteln nahm jeder bis zur Sättigung zu sich; die schmackhafteren und selteneren Speisen wurden in gleiche Teile zerlegt; die zartesten Gerichte und Getränke kamen den Kranken zu, im Verhältnis zu den Mitteln, über welche die Gemeinschaft verfügte. Die sociale Kasse ist stets allen offen gestanden, und nur ein einziger trieb Missbrauch, indem er sie einsteckte. Schliesslich wissen wir alle, dass wir beim Austritt aus der Gemeinschaft kein Stückchen ihres Reichtums beanspruchen dürfen.

Aus diesem geht genügend hervor, dass die Produktion in Cecilia keinen anderen Antrieb gehabt hat, als den Wunsch, ein kollektives Wohlsein zu erlangen, in welchem unser besonderes Wohlsein mit einbegriffen. Die produktive Thätigkeit hat sich also trotz und gegen die engen Egoismen entwickelt, und besonders gegen den häuslichen Egoismus, der jeden Nutzen in den Schoss der Familie zu ziehen und von der Familie jeden gleichen Anteil an Opfern und Entbehrungen zurückzuweisen bestrebt ist.

Und doch sind, ohne Unterstützung durch die modernen Produktionsmittel, ohne anderen Antrieb als den gesunden Menschenverstand, trotz der allgemeinen Unfähigkeit zu praktischer, körperlicher Thätigkeit, Arbeiten jeglicher Art ausgeführt worden: Schwere, ermüdende Arbeiten, wie Abholzen von Wäldern, Erdarbeiten, schwere Lasttransporte auf den Schultern, Brunnenschachtung; Geduld erfordernde Arbeiten, wie Ausjäten von Unkraut, Aussaaten, Verpflanzungen; gefährliche Arbeiten, wie fast alle landwirtschaftlichen Arbeiten, wo man nicht selten auf schaudererregende, ungemein giftige Schlangen stösst; intellektuelle Arbeiten, wie künstliche Vergrösserung von Bildern, Herstellung von Medikamenten, Schulunterricht, Korrespondenzführung, administrative Registraturen; industrielle Arbeiten, wie Herstellung von Emballagefässern, Schuhfabrikation, Fabrikation von künstlichem Essig; schliesslich kollektive Hausarbeiten, wie Bereitung von gemeinsamen Nahrungsmitteln und Reinigung des Geschirres.

Es haben sowohl Gruppen von Genossen geschafft unter gegenseitiger Kontrolle, als auch Einzelgenossen, frei und sicher vor jeder Kontrolle, und im allgemeinen hat, wer für

sich allein arbeitete, sich deswegen nicht geschont, sondern eher mehr produziert, lediglich aus dem einzigen Grunde, dass er keine Zeit mit Konversationen verlor.

Es sind Werke geschaffen worden von unmittelbarem Nutzen, wie Industriearbeiten, Hausarbeiten, Kultivierung von einjährigen Pflanzen; ferner aber auch Werke geschaffen, deren Nutzen erst nach Ablauf einer längeren oder kürzeren Zeitperiode sich bemerkbar gemacht hätte, wie Anpflanzung von Mandioka, von Weinstöcken, von Baumschulen.

Die Einwohner von Cecilia haben frei von jedem Gesetz und frei von jeglicher Autorität gelebt. In der That, die Strafgesetze des Landes, in welchem wir leben, hatten absolut keinen Einfluss auf uns; denn wenn im Kampfe unseres experimentellen Lebens unglücklicherweise ein Verbrechen vorgefallen wäre, so hätte niemand den Schuldigen denunziert, und alle hätten dazu beigetragen, die Spuren zu verwischen, damit auch die Gesetzgeber dieses Landes in Rücksicht auf den wissenschaftlichen Wert dieses Experimentes der Kolonie die weitgehendste juridische Immunität angedeihen lassen. In den internen Beziehungen lebt die Autorität unter keiner Gestalt. Keine Gesetze, keine Statuten, keine freien Verträge, keine Majoritätsoberherrlichkeiten, keine Volksversammlungen, keine Regierungs- oder Verwaltungsorgane, höchstens energisch bekämpfte Verwandtschafts- und Befähigungseinflüsse.

An Stelle dessen freie, persönliche Initiative, freiwilliges Uebereinkommen, gleichmässige Ausübung von Kritik und Toleranz.

Unter solchen Bedingungen gewöhnt sich ein jeder daran, sein Recht leicht zu wahren, ohne es von dem Wohlwollen anderer abhängig machen zu müssen. Und das ist die Hauptsache.

Mit der Freiheit ist Brauch und Missbrauch getrieben worden, ohne dass aber die Missbräuche so schwerwiegend gewesen wären, die Existenz der Gemeinschaft zu gefährden.

Das, was für jegliche Art menschlicher Kollektivität von hauptsächlichem Interesse ist, ist der Umstand, dass in ihrem Schosse keine Verbrechen begangen werden. Keiner Kollektivität ist es bisher gelungen, dieses Ziel voll zu erreichen; in Cecilia haben wir keinen Fall von Gewaltthätigkeit gegen Personen zu verzeichnen gehabt, und sind wir alle davon überzeugt — Optimisten sowohl als auch Pessimisten —, dass, wenn die Kolonie auch volkreicher würde und eine unbestimmte

Zahl von Jahren existierte, wir doch keinen Totschlag verzeichnen müssten. Das moralische Leben der Gemeinschaft ist nicht und kann auch noch nicht in Uebereinstimmung sein mit seiner ökonomischen und politischen Umgebung. Die antisocialen Eigenschaften, die sich notwendigeweise im bürgerlichen Leben entwickeln, sind noch vorhanden, während die dem neuen socialen Leben entsprechenden moralischen Eigenschaften noch nicht hinreichend Zeit gehabt haben, sich zu entwickeln und zu befestigen. Zu diesem Widerspruch zwischen den persönlichen Eigenschaften und dem Plane des kollektiven Lebens kommt noch hinzu die erregende Wirkung der Not und die ertötende Wirkung der Verwandtschaftsbeziehungen.

Zufolge der Not sieht man sich den ganzen Tag in die Sklaverei der Arbeit gezwängt; nur aus Not ist es nicht möglich, frei zu sein in der Wahl der Dinge, die dazu beitragen, das Wohlbefinden zu befestigen. Der eine kann sich nicht der Freiheit erfreuen, sich Ueberfluss zu verschaffen. während allen übrigen das Notwendigste fehlt. Diese Lage der Dinge trägt, wenn sie auch erklärlich ist, dazu bei, zu erzürnen und zu ermüden; denn man kann nicht fordern, dass alle zu jeder Zeit Helden von Opferwilligkeit seien.

Um so schlimmer steht es mit der Familie. Die Frauen, die durch systematisch verkümmerte geistige Entwicklung stark konservativ und wenig empfänglich sind für das Ideal der Umwandlung der Menschheit, repräsentieren in Cecilia hauptsächlich den Hausegoismus. In der Küche und im Magazin haben sie stets um die Wette versucht, aus der gemeinsamen Sache Nutzen zu ziehen. Die unter sich verwandten Frauen haben danach getrachtet, die armseligen Dinge, über die sie verfügen konnten, für sich zu monopolisieren. Mit schiefem Gesicht empfingen sie neue Ankömmlinge, die ihrer Meinung nach nur dazu beitrugen, die wenigen Existenzmittel zu verringern. Und mit Kälte empfingen sie neue Genossinnen, die sie mit Unliebenswürdigkeiten jeglicher Art überschütteten. Diese Gekränkten brachten ihren Unmut in ihren Familien zum Ausbruch und reizten so ihre Gatten. Wenn es ihnen dann gelungen, sich aufzulehnen und die alte Oligarchie zu zerschmettern, so ging der Unbefriedigte zu den Familien des gefallenen Ministeriums über. Im Schosse der Familie pflegt man die Fehler zu tolerieren, welche man an Aussenstehenden scharf tadelt. Wer eine Familie hat, fürchtet so die Armut, dass er sich den andern lästig macht, die ihm anscheinend nie

genügend produzieren oder nur zu viel konsumieren. Die Ehelosen dagegen habe ich nie von solchem Egoismus beseelt gesehen.

Sie, Umano, Stadtrichter von Mailand, müssen mit einem Blick diese Scenen unseres künftigen häuslichen Lebens erschaut haben, als Sie mir dereinst sagten: „Kleinliche Raufereien!" Aber Raufereien gab es nicht; denn leider, wirklich leider, funktionierte die Organisation der Familie, Kommunismus und Anarchie, so wie ich es erzählt.

Und Sie, Akademiker François Coppée, der Sie fürchten, man wolle zur Weibergemeinschaft zurückkehren, Sie müssen wissen, da Sie ja ein Gelehrter sind, dass die darin lebenden Völker auch Kommunisten und Anarchisten gewesen. Sie werden gewiss auch wissen, dass das Matriarchat dem Claneigentum entsprochen; dass das Patriarchat Hand in Hand ging mit der Hausgemeinschaft; dass die monogame Familie das Privateigentum zum Endziel hat. Sie werden wahrscheinlich auch zugeben, dass, wie die alten Familienformen sich vernichten, so auch die christliche Familie ihrem Ende entgegengeht und tausend Zeichen ihren Todeskampf ankündigen. Das, was Sie fürchten, wir wünschen es herbei; und mögen wir uns inmitten unseres Experimentes davon überzeugt haben, dass nur, wenn das häusliche Molekül sich in die es zusammensetzenden Atome zersetzt, das Eigentum an Produktionsmitteln zum Clan zurückkehren würde, aber dass der Clan der neuen Aera das Menschengeschlecht sein werde; dass nur dann, ohne Widersprüche der Amorphie in den sexuellen Beziehungen, der vollständigen individuellen Autonomie notwendigerweise die ökonomische Solidarität und politische Freiheit entsprechen können, was für uns soviel heisst, als: Kommunismus und Anarchie.

* * *

Das Experiment Cecilia hat nun drei Jahre hinter sich, und in allen, die länger daran teilgenommen, hat es die felsenfeste Ueberzeugung geweckt, dass der Kommunismus und die Anarchie heute schon praktikabel sind, zur Zeit unserer heutigen Verhältnisse.

Es scheint mir nicht unbedingt notwendig, das Experiment inmitten der einschneidenden Schwierigkeiten fortzuführen, von denen es umdräut ist. Otto von Gericke verbrachte nicht sein ganzes Leben damit, die berühmten Halbkugeln auf dem Platze von Magdeburg auseinanderzerren zu lassen;

wie auch Galilei sich nicht damit aufhielt, alltäglich die Kreisschwingungen einer Lampe in der Kathedrale von Pisa zu beobachten. Der eine hatte schon den atmosphärischen Druck bewiesen, der andere hatte schon den Isochronismus der kleinen Schwingungen entdeckt. Die Magdeburger Halbkugeln gingen in die Geschichte und in die Laboratorien der Physiker über; aber der Weg zur industriellen Anwendung derselben stand offen. Die Lampe der Kathedrale kehrte zur Ruhe zurück, aber die Pendeluhr war entdeckt.

Ich weiss, dass für den intellektuellen Pöbel — und zu diesem Pöbel gehören auch würdige Männer in der Toga —, wenn Cecilia zu bestehen aufhören würde, der Beweis nicht als überzeugend gelten würde, da er nicht fortwährend bestehe. Aber von den intelligenten und aufrichtigen Menschen, welche die Aufrichtigkeit dieser Erzählung zu würdigen verstehen, wo nichts Gutes vergrössert, beschönigt, und nichts Schlechtes fromm verhüllt wird, von diesen hoffe ich, dass unsere Ueberzeugung auch zur ihrigen werde.

Luigi Contratti, liebenswürdiger Bildhauer in Turin, der du uns den Wunsch mitgabst, dass wir bald ein grosses Wort zu sprechen vermöchten, dein Wunsch hat sich erfüllt!

Hier die Worte, die mit heiterstem Gewissen von Cecilia gesagt werden können:

„1. Die Menschheit von heute kann, trotz aller ihrer angeborenen und im socialen Leben vollkräftig entwickelten Fehler, im Kommunismus und in der Anarchie leben, wenn am Morgen der socialen Revolution eine intelligente und arbeitsame Minderheit in allen Berufszweigen mit der guten Initiative vorangeht.

2. Das neue sociale Leben wird im Prinzip nur ein einfacher Interessenrapport und eine gegenseitige Verteidigung von Rechten sein. Heutzutage bildet die Güte in der menschlichen Psyche nur einen kleinen Bruchteil und ist nicht viel auf sie zu rechnen.

3. Falsch ist die Propaganda, welche darauf ausgeht, die neue sociale Welt frei von jeder böslichen Reibung zu zeigen. Säen wir keine Illusionen, wenn wir keine Enttäuschungen ernten wollen.

4. Aus der Praxis des neuen Lebens, welche notwendigerweise und unwillkürlich die gesel-

ligen Eigenschaften der Menschen in Kraft rufen wird, bildet sich vielleicht als Effekt dieser Ausübung eine diesem materiellen Lebensschema entsprechende Moral.

5. Die steigende und spontane Auflösung der monogamen Familie bereitet den Boden für den Sieg unserer Ideale vor."

* * *

Schwer und oft ein eitel Unterfangen ist es, die Zukunft zu enträtseln.

Was wird aus Cecilia werden?

Vielleicht geht es ein. An welcher Krankheit?

Gewöhnlich stirbt man, wenn einem der Atem ausgeht, und fast niemand blickt weiter nach dieser Richtung. Aber es ist von Nutzen, hinzublicken.

Der Familienegoismus könnte sich zu solch einer Höhe entwickeln, dass er alles bisher Geschaffene zerstört und die Kollektivität zersplittert, oder sie auf die Form einer gewöhnlichen Kooperation zurückführt. Aber dies würde nichts beweisen gegen die Durchführbarkeit unserer Prinzipien; denn in einer weit ausgedehnten socialen Organisation, die einen grossen Teil der Menschheit umfasst, wird der Familienegoismus — so lange es eben Familien geben wird — nicht den grossen Einfluss haben, den er in einer kleinen Kollektivität aufzuweisen vermag.

Cecilia könnte fallen als Opfer der brasilianischen Regierung oder durch Demoralisation, die die Agents provocateurs der italienischen Regierung einschleppen könnten. Auch dies gehört zu den möglichen Fällen, da wir aus sicherster Quelle wissen, dass das auswärtige Ministerium von Italien dem Gouverneur unseres Staates anempfohlen hat, Cecilia zu beobachten. Hoffte es vielleicht, dass diese Empfehlung genügen würde, uns durch Negerreiterei niedersäbeln zu lassen? Dieses Mal hat die hiesige Regierung grösseren Takt und mehr Menschlichkeit besessen, als die unseres Vaterlandes!

Unter den weiteren Möglichkeiten der Zukunft befindet sich auch die, dass unsere Gemeinschaft zu bestehen fortfährt, trotz aller der Hindernisse, indem sie ihre organischen Veranlagungen der ausnahmsweise ungünstigen Bahn anpasst, in welcher sie sich bewegt. In diesem Falle glaube ich, dass es immer mehr gelingen wird, die bis jetzt gemachten Beobach-

tungen zu bestätigen, und dass die Kolonie fortfahren wird, aufrichtige Nachrichten über ihre Existenz zu geben.

*　　*　　*

Notiz. Dieser Bericht ist den Einwohnern von Cecilia verlesen worden, welche ihn den Thatsachen entsprechend befunden haben.

Socialistische Kolonie Cecilia.
Palmeira, Paraná (Brasilien), April 1893.



Die freie Liebe in Cecilia.

(Erschienen: Italienisch: als zweiter Teil des Heftes No. 7 der Bibliothek des „Sempre Avanti!“, Livorno, April 1893. Deutsch: in „Socialist“, Berlin 1894; „Freiheit“, New-York 1894.)

> Wenn die Wahrheit Dir Furcht bereitet, so lies dies nicht; denn dieses Büchlein ist für Dich erfüllt von furchtbaren Dingen.

An einem Abend des Novembers 1892 langten Elèda und Annibale in der Kolonie an, und eine wenig heitere Ankunft war es. Die neuen Ankömmlinge waren von der Reise ermüdet, auch voreingenommen gegen die Kolonie, welche die Abtrünnigen — wenn wir sie so nennen dürfen —, die sich in Curityba festgesetzt, ihnen als das armseligste und wenigst socialistische Unterfangen der Welt geschildert hatten. Auch meinerseits lag etwas Kälte vor, da ich geglaubt, sie hätten im Kommen gezögert, was sich aber nicht bewahrheitete. So machte an jenem Abend Elèda auf mich nur den Eindruck eines müden und ein wenig traurig gestimmten Persönleins.

Und doch verdienten diese neuen Genossen meine ganze Sympathie.

Ich hatte Elèda ein Jahr vorher in X. kennen gelernt, in einer Volksversammlung, woselbst ich einige Ideen über die freie Liebe entwickelt hatte. Ich erinnere mich, dass sie mir, als ich sie im Privatgespräch um ihre Ansicht fragte, mit grosser

Natürlichkeit antwortete, dass sie den Ideen beipflichte. Einige Tage später traf ich sie in einem Spitale jener Stadt als mutige, hingebende und unermüdliche Krankenpflegerin am Sterbelager eines tüchtigen, jugendlichen Socialisten, der ihr für die Dauer von fünf Jahren der treueste Gefährte gewesen. Und ihre Freunde sagten mir, Elèdas Leben sei eine stetige und bescheidene Selbstverleugnung, ein ewiges Entsagen, ein mühevoller, aber intelligenter und starker Kampf für ihren Freund, für ihre gemeinsamen Ideale.

Vor ihrem Wesen, ihrer Natürlichkeit, ihrer Trauer und Seelenstärke empfand ich in mir ein gewisses Gefühl von Sympathie und Bewunderung, aber nie den geringsten Wunsch nach dem Weibe. Für mich war sie ein edles, zartes Wesen, das mir Achtung abnötigte durch seine Charakterstärke, das mich beruhigte durch seine Seelengüte, mir Gefallen einflösste, gleich wie ein lieber Freund. Selten, kurz und schmerzlich waren die Momente, in denen ich Elèda in X. sah; aber obige Eindrücke empfand ich klar, präcis, und so teilte ich sie auch der guten Freundin Gianotta mit.

Annibale ist ein wackerer Genosse, einer von jenen, die in der socialistischen Agitation sich daran gewöhnt haben, viel zu verlieren und nichts zu gewinnen. Er ist nicht von alltäglichem Geiste, sein Herz ist aber oft grösser als seine Urteilskraft. Unter einer rauhen Hülle liegt ein ungemein zartes Gemüt verborgen. Er war einer der ersten und wenigen, die von Anbeginn an die Initiative dieser Kolonie unterstützten; er liess ihr in hohem Masse seine Hülfe angedeihen und kam schliesslich, um selber mitzuringen. Annibale ist, kurz gesagt, ein Mensch, den ich liebe, den ich achte, dem ich jedwede Rücksicht gewähre.

In den ersten Tagen ihrer Ankunft in der Kolonie fand ich Musse, Elèda näher kennen zu lernen.

Sie ist ein Frauchen von dreiunddreissig Jahren; wenn sie aber ruhigen Gemütes ist und sich wohl befindet, so scheint sie kaum fünfundzwanzig zu zählen. Auch hat sie in ihren Augen und im zarten Gesichtchen etwas Kindliches. Der Ausdruck ihres Gesichtchens ist fast immer ernst, von einem traurigen Ernst. Ich begann mich zu interessieren, und bald fragte ich sie, ob sie sich an diese verlassene Welt von Wiesen und Wäldern, an diese Einförmigkeit, an dieses armselige bisschen Leben gewöhnen könne. Sie habe versucht, es zu thun, entgegnete sie, und dieser Versuch sei gelungen; und wieder fand ich in ihr die intelligente, mutige, gute Socialistin,

wie ich sie in X. gekannt. So erwachte in mir eine Sympathie, eine zarte rücksichtsvolle Zuneigung, es war dies die Morgenröte der Liebe.

Eines Abends gab mir Elèda einen Brief zu lesen, den ihr Gianotta geschrieben, um ihr auf der Fahrt nach der Kolonie glückliche Reise zu wünschen. „Wenn du allein hinüber gehst, so schliesse dich meinem Cárdias an, ihr werdet ein glückliches Paar abgeben; auf alle Fälle aber überbringe ihm von mir eine Umarmung und einen Kuss.“

— Und nun, Elèda, wann werden Sie den Auftrag Gianottas ausrichten? Wann gedenken Sie sich dieser Schuld zu entledigen? — fragte ich sie scherzend Tags darauf.

— Früher oder später — gab sie im gleichen Tone zurück.

Es verflossen einige Tage.

— Hören Sie mich einmal an, Elèda, — sprach ich eines Abends zu ihr in ihrer Hütte. — Sie sind ein ernsthaftes Weib und ohne Künstlichkeiten kann man zu Ihnen reden. —

Sie blickte mir in die Augen und verstand.

— Warum könnten Sie nicht auch mir etwas gut sein? —

— Da ich fürchte, meinem Annibale zu grossen Schmerz zu bereiten. —

— Sprechen Sie mit ihm hierüber.

Wir trennten uns, ohne uns zu küssen.

Elèda sprach sich mit Annibale aus, wie eine liebreiche; aber freie und aufrichtige Genossin zu dem Genossen sprechen muss, den sie liebt und achtet. Annibale antwortete als Mann, der hoch über seine Leidenschaften die skrupulöse Achtung für die Freiheit des Weibes stellt.

„Er leidet,“ sagte mir Elèda.

„Das war vorauszusehen,“ entgegnete ich. „Glaubst du, dass in ihm das bessere Selbst oder dass der schlechtere Teil seines Herzens leidet? Ist der Schmerz ein menschlicher, ein socialistischer, ist er unstillbar? Ist es der Schmerz des Dolches, der tötet, oder der des Messers des Chirurgen, der heilet?“

„Dies müssen wir wissen,“ erwiderte mir Elèda. Und wiederum trennten wir uns, ohne uns zu küssen.

Und Annibale selbst erteilte Elèda und mir hierauf die Antwort:

„Es ist das Vorurteil, die Macht der Gewohnheit ist es, auch etwas Egoismus, was ihr nur wollt, ist es; aber die Freiheit über allem und vor allem. Ich liebe Elèda, und kein

Grund liegt vor, aus dem ich sie auch nicht fernerhin lieben sollte. Ich werde leiden, aber es ist zum Guten. Du lebst so einsam, so traurig, liebesleer. Elèda wird gut daran thun, dein Leben etwas zu erquicken.“

„Hegst du Verdruss gegen Elèda oder gegen mich?“

„Nicht im Geringsten.“

An diesem Tage wechselten Elèda und ich den ersten Kuss. Diese Nacht kam Elèda in meine Hütte, und Annibale blieb zurück, weinend in der Trauer seiner Vereinsamung.

So ist verdammungswürdigerweise heute noch das Leben. Das Glück des einen wird aufgewogen durch den Schmerz eines anderen.

Einige Tage darauf erfuhren die Genossen unsere Initiative der freien Liebe. Mit welchem Zartgefühl, welcher Aufrichtigkeit, mit welcher Selbstverleugnung war nicht der Sieg errungen worden über eines der tiefstempfundenen und grausamsten socialen Vorurteile.

In der Kolonie war von Anbeginn her theoretische Propaganda für die freie Liebe gemacht worden, die man nicht als eine ungesetzliche Vereinigung oder eine lösbare Ehe ohne Priester und ohne Bürgermeister betrachtete, sondern vielmehr als die zugestandene Möglichkeit verschiedener und gleichzeitiger Zuneigungen, als wahre, offenbare, praktische und mögliche Freiheit in der Liebe, sowohl für den Mann als auch für das Weib; die Gründe für und wider und die Notwendigkeit dieser Reform in den Gebräuchen sind ungefähr in dem Sinne herumdiskutiert worden, wie ich es am Ende dieses Schriftleins zusammenzufassen gedenke. Und im allgemeinen stimmte man theoretisch den Argumenten zu Gunsten dieser Reform bei, aber in der Praxis schob man sie immer und immer wieder hinaus, bald aus Schmerz, den die Gatten fürchteten, bald aus Vorurteilen auf seiten der Frauen, sei es auch auf Grund der seit langem feststehenden häuslichen Beziehungen, die zu zersplittern hart erschien, sei es schliesslich aus Furcht, dass — bei der Auflösung der Kolonie — Weiber und Kinder ihrem Schicksale überlassen werden könnten und vielleicht auch ein wenig aus mangelnder Initiative von seiten des ehelosen Elementes; aber mehr als alles dies, glaube ich, hauptsächlich aus jener hartnäckigen, brutalen und vernunftwidrigen Macht der Gewohnheit, die von jeher zum Fortschritte der Menschheit im Widerspruch stand und auch im Widerspruche zu ihm bleiben wird.

Indem die Gemüter der Kolonisten so prädisponiert ge-

wesen, wurde die Nachricht von dem Geschehenen mit dem Gefühle einer angenehmen Ueberraschung aufgenommen, die nur durch das Befürchten getrübt wurde, dass Annibale trotz seiner Intelligenz und seiner Güte zu schwer leiden könne. Die Frauen veränderten im allgemeinen ihr Verhalten gegenüber Elèda nicht, und scheint es mir, dass sie keinerlei tiefempfundenes und heimlich verborgenes Gefühl der Missachtung für sie hegten.

Als man dann die respektvolle Art und Weise bemerkte, in welcher ich Elèda behandelte, als man das Verhalten der Elèda selbst sah, die keinen Moment aufhörte, Annibale gegenüber hingebend und liebreich und gegen mich achtunggebietend reserviert zu sein; als man die brüderliche Zuneigung beobachtete, die Annibale und mich vereinte in dem gemeinsamen Ziele, das Leben unserer Elèda freundlich und angenehm zu gestalten, als man in summa sah, dass die freie Liebe keine seelische Gemeinheit, Verkommenheit, sondern vielmehr der höchste und liebreichste Ausdruck des Affektlebens sei, verschwanden auch die letzten Zweifel, und unser Fall wurde — ohne bisher nachgeahmt zu sein — doch als eine normale Thatsache des Lebens betrachtet.

Weiter scheint mir noch ersichtlich, dass das altersschwache Gebäude der einzigen und ausschliesslichen Liebe, der vorgeblichen oder wirklichen Einzelehe hier nunmehr geborsten sei in seinen Grundfesten, klaffend vom Dach bis zum Grundstein, bereit, in Trümmer zu zerfallen, sobald ein neuer Schlag es trifft. Vom Familienwesen scheint mir hier von jetzt ab die Seele erstorben zu sein und steht, um mit den alten Metaphysikern zu sprechen, nur noch der starre Leichnam aufrecht.

* * *

Der oben erwähnte Fall ist zu drastisch, zu intim, zu fein durchwoben von mannigfaltigen Gefühlsregungen, als dass er nicht nur von den Aussenstehenden, sondern auch von den Mitspielenden selbst leicht verstanden und erfasst werden könne. Aus diesem Grunde erachtete ich eine psychologische Analyse für erforderlich, auf welche Annibale und Elèda mit vollster Aufrichtigkeit durch Beantwortung der zwei Fragebogen, die ich hier wiedergebe, eingegangen sind:

Cárdias bittet den geliebten Genossen Annibale, genau auf folgende Fragen antworten zu wollen, die zu dem Zwecke

gestellt, einige psychologische Daten über die Frage der freien Liebe festzustellen.
Mit Bruderkuss
Dein Cárdias.

Ich antworte gern auf deine Fragen, bemerke aber dazu, dass, wenn die freie Liebe allgemein bestehend wäre, viele jetzt schmerzlich Bewegte es alsdann nicht mehr sein würden. Aus vollem Herzen erwidere ich den Bruderkuss, den du mir gesandt.
Dein getreuer Annibale.

Gabst du beim Weibe die Möglichkeit zu, dass es auf edle Weise mehrere Männer lieben könne? Ja, aber nicht bei allen Frauen. — Anerkanntest du deren Berechtigung zu solcher Handlungsweise? Ja. — Glaubtest du die freie Liebe von Nutzen für den Fortschritt der socialistischen Moral und des socialen Friedens? Ja, ich glaubte es und glaube es noch immer; denn ohne dies, wo wäre da die Freiheit und die Gleichheit? — Glaubst du, dass die Praxis der freien Liebe einen der Teilnehmer schmerzlich berühren würde? Ja. — Welchen besonders? Ich denke, wahrscheinlich beide. — Nahmst du an, dass der Genosse der Frau über die neue Neigung seiner Gefährtin zu einem Dritten Widerwillen verspüren würde? Ja, wenn er sie wahrhaft liebt. — Dass er es mit Gleichgültigkeit aufgenommen hätte? Ja, wenn er sie nicht liebt oder ein Schuft ist. — Mit Freude? Fast nie; doch könnte er sich dessen erfreuen, wenn er bewusst wäre, ein tröstendes und unserer Prinzipien würdiges Werk zu verrichten. — Dass er es herbeigewünscht, eingegeben, begünstigt hätte? Item.

Verspürtest du Schmerz, als Elèda dir mein Anliegen vorbrachte? Nein. — Erstaunen? Nein, da ich es schon in Italien bemerkt und darauf vorbereitet gewesen. — Verachtung? Nein, niemals. — Erniedrigung? Nein. — Zorn gegen mich? Nicht Zorn, wohl aber Mitleid mit dir. — Wurde deine Eitelkeit verletzt? Nein. — Wurde dein Eigentumsinstinkt beeinträchtigt? Ich hegte nie den Gedanken, Besitzer der Elèda zu sein; das wäre eine Beleidigung für sie. — Egoismus oder Wunsch nach exklusivem Wohle? Nicht Egoismus; wohl aber Furcht, dass ihre Liebe zu mir sich verringern könne. — Hegtest du Furcht vor Lächerlichkeit? Ein wenig. — Den Gedanken gebrochener ehelicher Keuschheit? War i c h keusch? — War deine Zustimmung spontan? Absolut, ja. — Gabst du deine Zustimmung, weil sie von den Prinzipien der Freiheit gefordert ist? Teils aus Mitleid, teils weil sie von den Prinzipien der Freiheit gefordert. — Geschah es aus Mitleid mit mir, der ich so lange ohne Liebe gelebt? Hierauf antwortete ich schon im be-

jahenden Sinne. — Nimmst du an, dass du, wenn es sich um einen anderen Genossen gehandelt hätte, dann in gleicher Weise empfunden und gehandelt hättest? Das könnte ich nicht genau sagen; aber wenn ja, so hätte ich mehr gelitten. — Wenn es sich um einen Proletarier gehandelt hätte, der nicht unser Genosse? Item. — Und einen Bourgeois? Ich hätte Elèda beklagt und sehr gelitten, ohne aber zuzugeben, dass ich sie verlassen haben würde.

Hast du stärker gelitten, bevor du mich mit Elèda zusammen wusstest? Nein. — Das erste Mal? Ja. — Oder irgend ein späteres Mal? Immer, mehr oder weniger.[1]) — Hast du geweint? Ja. — Barg dein Schmerz gegen Elèda Zorn? Nein. — Gegen mich? Nein. — Furcht vor Lächerlichkeit? Schon beantwortet. — Traurigkeit des Alleinseins? Ein wenig. — Furcht vor einer Abweichung in der Liebe deiner Genossin? Ich kenne Elèda genügend, um nein zu sagen. — Befürchtung, dass ich sie gemein behandeln könne? Nein. — Bewusstsein, dass ich sie freundlich behandeln würde? Ja. —

Hegtest du den Wunsch, dass sie sich einer anderen physiologischen und intellektuellen Hinneigung erfreue? Ich wüsste nicht. — Missvergnügen darüber? Wenn es geschähe, würde ich Missvergnügen nicht empfinden. — Furcht, dass sie weniger rein zu dir zurückkehren könne? Ich kenne Elèda zur Genüge, um diese Frage mit nein beantworten zu können. — Dass sie weniger liebreich zurückkommen könne? Ja. — Empfandest du unbilligen und unwillkürlichen Instinkt von Egoismus? Wenn wir auch gegenwärtig alle Egoisten sind, so glaube ich doch nicht, dass mein Unbehagen ein Produkt des Egoismus gewesen sei. — Hast du bei der Bekämpfung deines Schmerzes die Genugthuung dessen empfunden, der Gutes thut? Gewiss. — Hast du die Idee der Flucht gehegt? Nicht auf dieses Motiv allein begründet. — Hat die Wertschätzung anderer Einfluss auf deine Empfindungen? Ich verachte von jeher die Wertschätzungen anderer; aber nichtsdestoweniger wäre es für mich schmerzlich gewesen, mich als Spottobjekt der Dummköpfe zu wissen. — Ist deine Achtung für dein Weib die gleiche wie früher? Ja. — Ist deine Zuneigung zu ihr die gleiche, eine grössere oder geringere? Sie ist die gleiche, aber vielleicht tiefer empfunden. — Aendert die Wiederholung der

---

[1]) Es sind einige Tage verflossen, seit Annibale auf obige Frage geantwortet, und jetzt erscheint er mir ruhiger im Gemüt, so dass er die letzten zwei Male Elèda beauftragt, mir „gute Nacht“ zu wünschen.

Abwesenheiten deiner Genossin deinen Schmerz? Ja. — Macht sie ihn noch herber? Nein. — Sind dir die kurzen Abwesenheiten schmerzlicher? Nein. — Die langen? Ja. — Würden die Abwesenheiten von einigen Tagen schmerzlicher sein? Hier kommt der Egoismus ins Spiel; denn diese langen Abwesenheiten würden mich zu einem Paria der Liebe machen, wie du einer gewesen. — Leidest du stärker, wenn du die Genossin bei mir bleiben siehst? Früher, ja. — Oder wenn du sie aus deinem Häuschen nach dem meinen gehen siehst? Jetzt ist es mir gleichgültig. — Wäre es dir angenehmer, wenn die Genossin für sich leben und uns nach ihrem Willen einladen würde? Ja, im Interesse der Ruhe und Freiheit aller. —

Bereitet es dir Aerger, dass ich sie liebe? Nein. — Glaubst du, dass die freie Liebe durch die Rebellion der Frauen allgemein werden könne? Ja. — Durch Zustimmung der Männer? Auch wenn die Männer nicht wollten, die Frauen aber sich ernstlich auflehnen würden, so würde es geschehen; und alle würden nachher damit zufrieden sein. — Durch uneigennützige Initiative der Männer? Nein, bis auf wenige Ausnahmen, die ein gutes Beispiel bieten würden. —

* * *

Und hier folgt das zweite Dokument:

„Elèda!

Zum genauen Studium der Zuneigungsepisode, an der du so edel teilgenommen, benötige ich einiger Notizen über deine intimsten Regungen und Gefühle. Vertrauensvoll wende ich mich zu diesem Behufe an dich, in der Gewissheit, dass du mir aufrichtig antworten wirst, die Wichtigkeit, welche diese psychologische Studie haben könnte, anerkennend. Freimütigkeit liegt ja in deiner Gemütsart. Verzeih' mir, wenn einige Fragen indiskret sein sollten; denn sie werden in wissenschaftlicher Absicht gestellt. Es grüsst dich dein Freund

Cárdias."

Wurdest du in orthodoxer Moral erzogen? Ja, bis zu meinem zwanzigsten Jahre. — Fühltest du dich zur Zeit deiner ersten Jugendliebe ausschliesslich von einem einzigen Affekte absorbiert? — Ja. — Liebtest du zur Zeit deiner zweiten Liebe, die die langdauerndste und intensivste gewesen, gleichzeitig neben deinem geliebten und beweinten Genossen noch einen anderen? Nein. — Empfandest du eine aufkeimeinde Sympathie? Ja. — Gabst du ihr nach? Nein. — Wäre es dir als

Schuld erschienen, ihr nachzugeben? Nein. — Mangelte dir die Gelegenheit? Ja. — Suchtest du sie? Nein. — War deine Zuneigung zu L . . . — welche die kürzeste und am wenigsten tief empfundene war — eine ausschliessliche? Ich empfand zu jener Zeit eine weitere Sympathie; aber, wie man zu sagen pflegt, eine unschuldige. — Und war deine Zuneigung zu Annibale eine ausschliessliche? Ja, ehe ich dich gekannt. — Ist es schon längere Zeit her, dass du die berechtigte Möglichkeit zugibst, gleichzeitig mehrere Personen zu lieben? Ja. — Warst du nie eifersüchtig? Ab und zu, aber stets nur von kürzester Dauer. — Gabst du dich nie ohne Liebe hin? Nie ohne Sympathie. — Und aus blosser Geschlechtslust? Nie. — Duldest du nie moralische Gewaltakte? Nie. —

Setzte dich meine Bitte um Liebe in Erstaunen? Ein wenig. — Missfiel dir die von mir angewandte kurze und direkte Form? Im Gegenteil, sie gefiel mir sehr. — Sagtest du zu aus Mitleid? Ein wenig. — Aus Sympathie? Ja. — War die Furcht, deinem Genossen Schmerz zu bereiten, wirklich das einzige Hindernis? Das einzige. — Empfandest du nicht die Versuchung, mich ohne Wissen deines Genossen zu lieben? Nein. — Gabst du, als du ihm meine Frage vorbrachtest, auch dem Gedanken Ausdruck, ihr nachzukommen? Ja. — Thatest du es mit heiterem Gemüte? Ja. — Mit Schamempfindung? Nein. — Littest du, das Missfallen deines Genossen erratend? Ja. — Littest du seinetwegen? Ja. — Deinetwegen? Auch meinetwegen. — Meinetwegen? Vor allem deinetwegen. — Betrachtetest du seinen Schmerz als einen Beweis der Liebe zu dir? Hierüber kann ich kein Urteil abgeben. — Hattest du die volle Zustimmung deines Genossen, als du dich mir hingabst? Ja. — Ueberstürztest du etwa die Ereignisse? Nein. — Hieltest du den Schmerz deines Genossen für vernünftig? Ich betrachtete ihn als das Resultat der Vorurteile, die eben auf ihm lasten, ob er nun will oder nicht. — Hieltest du den Schmerz bestimmt, zu verschwinden? Ja. — Erschien dir unser Verhalten gegenüber deinem Genossen korrekt? Ja. —

Kamst du mit ruhigem Gewissen zu mir? Ja. — Erhöhte ich um ein wenig das Glück deines Lebens? Ja. — Liebst du mich sensuell? intellektuell? aus dem Herzen? ein wenig auf alle drei Weisen? Ja, auf alle drei Weisen. — Liebst du mich seit dem ersten Tage ein wenig stärker? Viel stärker. — Liebst du Annibale mehr? Ja. — Haben dich diese beiden Affekte mit mehr Güte erfüllt? Ja. — Mit mehr Geschlechtslust? Nein. — Schaden sie deiner Gesundheit? Nein. — Er-

scheint dir die gleichzeitige Vielteilung der Affekte, die wir freie Liebe nennen, natürlich? Ja. — Erscheint sie dir von socialem Vorteil? Mehr als alles von socialem Vorteil. — Würde es dir wehe thun, nicht die Vaterschaft eines Sohnes zu kennen, den du jetzt der Welt geben würdest? Nein. —

* * *

Man glaube nun nicht, das Elèda ein in Liebessachen leichtes Wesen, noch weniger eines jener pathologischen Phänomene sei, bei denen es ein eitel Unterfangen ist, die physiologischen Gesetze des Lebens suchen zu wollen.

Sie repräsentiert vielmehr den Durchschnittstypus der intelligenten Arbeiterinnen der grossen Städte, verfeinert durch das klar und intim erfasste socialistische Ideal. Und dass sie ein normaler Typus ist, beweist sich auch dadurch, dass sie weder gemein noch romantisch ist; sie ist zart, liebenswürdig, aber positiv.

Ihr jugendliches Affektleben war traurig, fast dramatisch und hat in ihr jene Aufprägung wahrer Trauer hinterlassen, die sie selten verlässt.

Als unerfahrenes junges Mädchen entbrannte in ihr eine Leidenschaft für ihren Schwager, dem sie fast zufällig zum Opfer fiel. Und eine unglückliche Liebe war es, wie all' die heimlichen Lieben, hin- und hergerissen zwischen dem ungeheuren, unwiderstehlichen Affekt für den Freund und der unsagbaren Zärtlichkeit für die Schwester. Herzzerreissende Katastrophe: Tod der Schwester, und dann Tod des Freundes.

Vier Jahre später, als Elèdas Herz sich ein zweites Mal dem Lächeln der Liebe erschliessen konnte, war ihr Genosse ein kühner, intelligenter Jüngling, der thatkräftigste, eifrigste Socialist, der je unter den Arbeitermassen von X. agitiert. Aber der Widerstand der Familien, die Verfolgungen durch die Polizei, die den geliebten Genossen oft einkerkerte; die Drangsale der Not, alles dies trübte eine Liebe, die fünf Jahre währte und ihren Epilog unter den Gewölben eines Spitales fand, wo das Leben des stolzen Jünglings erlosch.

Ein Jahr später begegnete Elèda einem traurigen Einsiedler des Lebens, einem Lebenseinsamen und gab sich ihm hin, ein wenig aus Mitleid, ein wenig aus Ueberdruss der Witwenschaft. Dies war die am wenigsten schöne Periode ihres Affektlebens und die Verhältnisse brachen sie nach drei Monaten ab.

Schliesslich kam die freie Vereinigung mit Annibale, die

abgeschlossen worden, um sich gemeinsam der Kolonie Cecilia anzuschliessen.

Mögen nun die ehrlichen Frauen diese Biographie Elèdas studieren, in welcher kein Geheimnis vertuscht ist; und mögen sie sich dann selbst fragen, ob dieses Weib tadelndswert sei, ob ihrem Beispiele zu folgen eine Schande wäre.

* * *

Und jetzt will ich versuchen, die psychologische Analyse meines eigenen Ichs darzulegen, indem ich vorausschicke, dass auch ich kein Ausbund von Intelligenz oder Güte bin; sondern nur ein Mensch, aufgewachsen, wie so viele Millionen meiner Brüder, in jener erzieherischen Schule des Schmerzes, welche im Grunde genommen doch das Leben ist; ein bisschen skeptisch, ein wenig Pessimist, aber auch ein wenig Optimist, wenn ich an die Zukunft denke — Optimist der positiven Schule —, ein Mensch von Widersprüchen, wie es meiner Meinung nach in dieser Periode der socialen Wiedergeburt wir alle ein wenig sind.

Ich liebe Elèda oder, besser gesagt, ich bin ihr gut — wie mit scharfsinnigem Vernunftsschlusse unsere Genossin zu sagen vorzieht.

Für uns ist die Liebe, je nachdem sie wahr oder simuliert ist, die pathologische oder donquichotereske Form des Affektes; sie ist diejenige Form des Säfteandranges, die den Jüngling unter die leuchtenden Wolken der platonischen Bewunderung erhebt, wo Dante Beatricen vorübergleiten sieht

„benignamente d'umiltà vestuta“

oder sie ist das zerfleischende Martyrium Leopardis, sie ist der Selbstmord, das Verbrechen der tausend Unbekannten, wenn sie nicht die Simulation hoher Gefühle ist, die Profanation eines edlen Wahnsinns in eine gemeine Komödie, die darauf ausgeht, einen Körper, eine Mitgift, eine sociale Stellung zu erlangen.

Jemandem gut sein ist die physiologische, normale, gewöhnliche Form des Affektes. Jemandem gut sein steht zwischen 20° und 80° des Hundertgradmessers der Liebe; weiter unten steht die Caprice, die Laune, die Sympathie eines Tages, einer Stunde, die — lieblich und leichtfertig — kommt, küsst und vergeht; weiter oben steht der erhabene Wahnsinn oder die lächerliche Verblödung. Jemandem gut sein ist eine glückliche, genussreiche Mischung von Wollust, von Gefühl und

Intelligenz in wechselnden Proportionen, je nach den Individuen, welche sich gut sind. Kurz es scheint uns, dass „jemandem gut sein“ dem affektiven Glücke des armen Menschengeschlechtes genügen müsste.

Also, ich bin Elèda gut; ich bin ihr gut im subjektiven und objektiven Sinne, d. h. ich bin ihr gut sowohl meinetwegen als auch ihretwegen.

Wenn ich ihr nur meinetwegen gut wäre, um der Freuden willen, die sie mir gewährt, für die Wärme, die sie in meine Gefühle hineingetragen, um des hellen, klaren Lichtes willen, welches sie über meine Gedanken verbreitet, so müsste ich genauer sprechen und sagen, „dass ich mir gut bin“. Auch dies wäre, wenn man will, eine Zuneigung edelster aber selbstischster Art, wie die Zuneigung, die wir für unsere Lungen, für unsern Magen, für unsere Haut hegen und für all' die Dienste, welche uns all' diese Dinge leisten, für das Bedürfnis, das wir nach ihnen haben; es wäre die Zuneigung, die wir für die Blumen hegen, die wir abgepflückt und in frisches Wasser auf unseren Tisch gestellt; wie die Zuneigung, die wir für unseren Kanarienvogel zu hegen vorgeben, wenn er in seinem Käfig hübsch singt. Dies alles sind subjektive Zuneigungen: wir sind niemandem ausser uns gut, aber „wir sind uns gut“, „wir sind ureigenst uns selbst gut“.

Aber ausser mir bin ich auch Elèda gut und wünsche ihr deshalb, dass sie auf dieser Welt — denn auf eine jenseitige haben wir ja verzichtet — alle jene flüchtigen Momente des Glücks durchkoste, und alle jene heiteren Tage durchlebe, die zu erlangen möglich. Und da ich nicht so anmassend selbsteingenommen oder, was gleichbedeutend, dumm bin, zu glauben, dass ich allein das ganze oder einen grossen Teil des Glückes für Elèda ausmache, freue ich mich über ihre vergangenen Affektserregungen, über ihre gegenwärtigen, über ihre zukünftigen. Weit davon entfernt, mich mit retrospektiven Eifersuchten zu quälen, spreche ich gern mit ihr über die zwei Lieben, die einen so grossen Teil ihres Lebens ausgefüllt; ich sorge, sie lebhaft in ihrem Gedächtnis zu erhalten, ihre Gefühlserregungen wieder zu erwecken. Ich liebe jene zwei Verstorbenen, welche so sehr meine Freundin liebten, und so sehr von ihr wieder geliebt wurden. Der einzige, gegen den ich einen kleinen Zorn habe, ist jener dritte, der so schnell durch das Affektsleben Elèdas gegangen. Aber nur deshalb könnte ich ihm zürnen, da er ihrer nicht würdig gewesen, da er sie nicht zur Genüge liebte, da er nicht genügend wieder-

geliebt worden — kurz, da er nur wenige Glücksstrahlen in das Leben der Freundin geworfen.

Ich liebe Annibale, da ich weiss, dass Elèda ihm aus tiefem Herzen zugethan ist und sich seiner Liebe freut. Aus diesem Grunde sagte ich ihr — bevor wir unsere Verbindung eingegangen —, als wir fürchteten, dass der Schmerz Annibales unheilbar sein könne, mit Entschiedenheit:

— Höre, wenn meine Liebe die deine zersplittern sollte, so würde ich vorziehen, die Dinge zu lassen, wie sie sind. —

Aus diesem Grunde begleite ich oft des Abends Annibale und Elèda von unserem Vereinigungsorte nach ihrer Hütte und wünsche ihnen herzlich gute Nacht.

Aus diesem Grunde freue ich mich innig, dass, wenn Elèda zu Annibale sagt: „Ich gehe zu Cárdias“, sie Küsse austauschen.

Aus diesem Grunde peinigten mich die Ausbrüche von Verzweiflung, welche im Anfang Annibale unterjochten, wenn er unsere Elèda umarmte und küsste, unter Thränen flüsternd:

— „O, wie ich leide, o, wie ich wahnsinnig bin! Ich weiss ja, dass du mir immer gut bist, dass du mir mehr zugethan als früher. Aber Angst habe ich, furchtbare Angst, dass du Cárdias mehr lieben könntest, als mich, da er intelligenter als ich. Ich habe dich zu lieb, bin ungerecht gegen den Genossen. Das ist schlecht von mir: ich sehe es, ich fühle es; ich werde blödsinnig, werde wahnsinnig, ach, ich möchte sterben. Behalte mich nur lieb, da ich dir so unendlich gut bin.“

Aus diesem Grunde bin ich jetzt froh, dass nunmehr zwischen Annibale, Elèda und mir selbst eine völlige Gleichmässigkeit der Affekte vorhanden und die Sorgen des einen oder für den einen nicht die Gemütsruhe des andern zu trüben vermögen.

Denkt nun vielleicht irgend jemand, dass diese Auslöschung der Eifersucht der Charakter oder das Zeichen einer entkräfteten, lymphatischen, verfetteten Seele sei? Dass diese Ruhe der Seele dem Winterschlafe des Murmeltieres zu vergleichen? Dass diese Liebesepisode unter drei Freunden den Frieden zerstören werde?

Wenn irgend jemand so denkt, so befindet er sich im Irrtum; denn in uns sprudelt heutzutage das Blut der modernen Menschheit, es bohrt in unserem Hirne der Gedanke unserer Zeiten, es eilen durch unsere Nerven die ausgeglichenen und starken Sensationen der Mannhaftigkeit.

Wenn wir auch um einige Centimeter deplaciert sind, so sind wir es nicht unterhalb des Durchschnittes der Menschheit, sondern oberhalb desselben; nahezu bis zu der Höhe über ihm, die binnen kurzem die menschliche Gesellschaft erreichen muss, deren ewiges Gesetz nicht der Niedergang ist, sondern der Aufstieg.

Wie ich von den Gedanken anderer die Elemente nehme, die zusammen mit meinen eigenen Beobachtungen meinen Ideengang abschliessen, abrunden, so nehme ich auch vom Gewissen der andern ein gutes Teil von dem, was meine Gefühle ausmacht. Aber für meine Gefühle und für meine Gedanken fürchte ich weder den Tadel der andern, noch suche ich deren Lob. Wenn ich in mir selber feststellen kann, dass Gefühl und Gedanken sich völlig entsprechen, so lebt mein Gewissen in bescheidener Sicherheit, und wäre es auch gegen das Gewissen der ganzen Menschheit. Mit dieser offenherzigen, nennt sie nur frechen, Sicherheit anvertraue ich dem hypokriten und bigotten Publikum meine Berichte.

* * *

Nachdem ich die Episode erzählt, möchte ich versuchen, die Theorie im socialistischen Gedanken und in der socialistischen Moral festzustellen.

Unter dem Volke ist geläufig, acceptiert und unbestritten das Dogma, dass mehrere Personen gleichzeitig sich nicht lieben können.

Wenn es nicht ein Dogma wäre oder nicht eine allgemein acceptierte Meinung, wie vieler Mühe würden wir benötigen, dessen Wahrheit zu beweisen? Dann wäre es die — natürlich spontan acceptierte — Meinung, dass man ausnahmsweise eine einzelne Person lieben kann.

Wenn aber alle oder die meisten dies auch für eine Bestialität halten, sehen sie sich nicht bemüssigt, dies zu beweisen; allerhöchstens stimmen sie es mit einem gemeinen Beiwörtchen nieder; denn an Beiwörtchen hat die Masseneselhaftigkeit nie Mangel gelitten. Den Gottlosen fällt es also zu, das Dogma unhaltbar zu machen, zu beweisen, dass das Gegenteil: „Mehrere Personen gleichzeitig zu lieben, ist ein Bedürfnis der menschlichen Gemütsart“ die Wahrheit ist.

Dies ist die These, welche eine Legion von Gelehrten in einer ganzen Reihe von Bänden entwickeln könnte.

Ich bin kein Gelehrter; bin kaum befähigt, etwas anschaulich zu machen, geschweige denn zu entwickeln. Aber auch

das Volk ist mehr geeignet, zu veranschaulichen als zu analysieren, und vielleicht genügen ihm die wenigen Blätter, die ich dieser These widmen kann.

Physiologisch ist die Liebe das Aufsuchen der Wollust, deren unwillkürliche Folge die Erhaltung der Art ist. Physiologisch befriedigt ein Maskulinum, in den Grenzen seiner Kraft, so viele Feminina, als es zur Begattung geneigt begegnet, und jedes Femininum befriedigt zur Zeit der Evolution so viele Maskulina, als es antrifft.

Unter den phanerogamen Pflanzen — wo die Geschlechter besser unterschieden sind — ist Promiskuität Gesetz, Monogamie die Ausnahme.

Die keusche Lilie umschliesst mit ihrer schneeigen Hülle fünf Staubfäden rund um einen einzigen Stengel, und die gleiche Königin der Blume vereint um die einzige fruchtbringende ein Regiment von männlichen, was eine grosse Vielheit von fünf repräsentiert.

Aber wenn ihr auch die Staubfäden einer Blüte als die vielen Geschlechtsorgane des gleichen Maskulinums betrachtet, so denkt an all die Pflanzensorten, die auf den einen Exemplaren männliche Blüten, auf den anderen weibliche Blüten tragen. Denket an die Coniferen der Alpen, an die Palmen der Tropenländer. Ganze Wolken von Pollenkörnern, entstammend von Milliarden männlicher Blüten, reisst wirbelnd der Wind in die Ferne, um die harrenden weiblichen Blüten zu küssen.

Wer weiss, auf wie vielen Stempeln die winzigen Pollenkörnchen eines einzigen Staubbeutels zur Ruhe kommen? Wer kann sagen, von wieviel Staubbeuteln ein Stempel befruchtet wird? Wenn viele Pflanzenvarietäten, die einer gleichen Art angehören, nahe beieinander gesäet werden, so entstehen zahllose Kreuzungen.

Diese Blüten verneinten die monogame Lüge und die Lüge der ehelichen Treue. Auch unter den Tieren ist die Monogamie die Ausnahme, fast allein auf die Vogelklassen beschränkt, wo das Brüten und die Sorge für die Nesthäckchen sie zur Notwendigkeit machen.

In der Urgeschichte der Menschheit finden wir das Matriarchat; viel später, und unter dem Einflusse ökonomischer und politischer Ursachen, treffen wir das polygame Patriarchat und erst in letzter Linie die monogame Ehe.

Aber etliche philosophische Schulen, sieben Religionen und individuelle Auflehnungen bestätigten von jeher bis auf den

heutigen Tag die freie Liebe als Protest der Natur und der Vernunft.

Was am meisten ins Gewicht fällt, ist, dass das Weib stets irgend jemand geliebt hat ausser ihrem Gatten, und dass der Mann stets jemand geliebt ausser seinem Weibe. Selten, nur ausnahmsweise hat der neue Affekt den alten gänzlich ertötet; wenn dem anders wäre, so würde kein Gatte von seinem Weibe geliebt, kein Weib von ihrem Manne, in den meisten Fällen leben die beiden Affekte friedlich nebeneinander im gleichen Herzen, und gestaltet der eine den anderen nur zarter, expansiver. Es ist dies die freie Liebe ohne Gesetzmässigkeit, verbunden mit der Lüge, der angenehmen Lüge; es ist die Sophistisierung der freien Liebe; es ist der Ehebruch.

Und wie könnte auch die freie Liebe vermieden werden?

Man liebt jemand auf Grund gewisser Eigenschaften: Schönheit, Geist, Güte, Intelligenz, Kraft, Mut. Und welche Unzahl von Abstufungen, wie viele leise Uebergänge und Verschmelzungen, wie mannigfache Modifikationen gibt es nicht zwischen diesen Eigenschaften! Ihr werdet die Person lieben, welche von diesen Eigenschaften die für euch angenehmsten besitzt. Aber dann könnt ihr doch nicht vermeiden, ein anderes Wesen, mehr andere Wesen zu treffen, die die gleichen Eigenschaften, das gleiche Qualifikationsfascikel in höherem oder geringerem Masse besitzen, und könnet dann nicht umhin, auch sie zu lieben. Der hypokriten Moral wird es vielleicht zu Zeiten gelingen, euch zu einem lächerlichen Martyrium zu verdammen, aber doch weit öfter wird sie die Substanz der Monogamie zerstören und nur deren äussere Form bewahren.

Die Liebe ist einzig und ausschliesslich bei den niederen Organismen, da sie in nur einer Paarung zusammengefasst ist, welche die Liebenden tötet und der Nachkommenschaft Leben gibt. Aber das menschliche Geschlecht verfeinerte, indem es von gewissen Gesichtspunkten aus sich über die Tierwelt erhoben, vom Einfachen zum Zusammengesetzten übergehend, seine primordialen Sensationen und seine primordialen Bedürfnisse. Von diesem Zeitpunkte an und seit Wissen der Weltgeschichte ist es nicht mehr ein beliebiges Weib, das in ihrem periodischen Liebesmomente die Psyche des Mannes bewegt; ist es nicht mehr das erste beste Maskulinum, welches das Weib in ihre Arme wünscht. Die primordiale Sensation ist zur polychromen geworden, seit aus der reichen Natur so viele Funken von Schönheit hervorleuchten — von plastischer, moralischer, intellektueller Schönheit. Seit das Menschengeschlecht

sich in der Umarmung süsse, geheimnisvolle Worte zugeraunt, seit die Zärtlichkeit und Güte im Auge des Weibes geleuchtet, die Intelligenz und die Poesie im Auge des Mannes, ist die Liebe nicht mehr das einfache und primordiale Bedürfnis zu beliebiger Paarung, — können nicht mehr zwischen einem einzelnen Maskulinum und einem einzelnen Femininum alle Elemente der Liebe ausgetauscht werden.

So könnte die Liebe einzig und ausschliesslich sein nur in folgenden zwei Fällen: wenn man in der geliebten Person nichts weiter sucht als das Geschlecht; und wenn dies der Fall sein sollte, müsste man auf den untersten Sprossen der menschlichen Stufenleiter angelangt sein; oder wenn in der geliebten Person all' die Schönheit, all' die Güte, all' die Intelligenz in einem Worte all' die Anziehungskräfte und Reize des anderen Geschlechtes vereint; und hübsch stumpfsinnig muss man sein, um die Möglichkeit eines solchen Falles anzunehmen. Aber da von diesen Anziehungskräften und Reizen stets nur ein ganz kleiner Teil vorhanden sein kann, so eilt unwillkürlich das Gefühl auf die Suche nach den anderen.

In den reicheren socialen Klassen, wo — von gewissen Gesichtspunkten aus — die menschliche Gemütsart sich erhöht hat, hat die Liebe thatsächlich eine kompliziertere Form angenommen, reicher an Linien, an Farben, an feinen Uebergängen, an Halbschatten, so dass in *einer* Person sich immer schwerer der ersehnte Typus realisieren lässt; und die Affektbeziehungen in jenen Klassen sind zarter, edler, zahlreicher und — trotz der Feindseligkeit der socialen Umgebung — unstreitig viel feiner als jene der Handwerker- und landwirtschaftlichen Klassen.

Ich fühle, dass ich für die von mir aufgestellte These: „*Mehrere Personen gleichzeitig zu lieben, ist ein Bedürfnis der menschlichen Gemütsart*“ nicht den unumstösslichen Beweis erbracht habe.

In einer öffentlichen Diskussion, wo man mit den dümmsten, plumpsten Trugschlüssen, mit den brillantesten Paradoxen die lendenlahmsten Dinge aufrecht zu erhalten und siegreich durchzufechten pflegt, würde das Publikum — wütend aus konventioneller Scham und Ehrenhaftigkeit — wahrscheinlich mich auspfeifen und jedem beliebigen meiner Widersacher Beifall spenden.

Aber du, der du mich liest, würdest meine Beweisführung abrunden, vervollkommnen, unumstösslich machen, wenn du den Mut hättest, *dein Gewissen* zu befragen — unter

vier Augen selbstverständlich, da du höchst wahrscheinlich das Pfeifen auch nicht vertragen kannst — und es dann fragen:

„Mein liebes Gewissen, niemand belauscht uns, niemand sieht uns. Mein liebes Gewissen, sag' an, kannst du ohne zu lügen auf meine Treue einen Eid ablegen? Ist es dir nie aufgefallen, dass dieser einzige, ausschliessliche Affekt nicht genügte, mein Herz ausfüllen? Ist dir nie jene zweite Liebe über den Weg gelaufen, die die erste nicht ertötet, nicht ertöten konnte? Hast du es nicht empfunden, wie meine Phantasie leicht umhergeschweift im Weltraume, begierig lechzend nach Schönheit, nach Geist, nach Zärtlichkeit, nach Wissen? Hast du nicht in dir die grausamen Kämpfe empfunden, die nutzlosen und ruhmlosen Schlachten, welche in dir gerungen: Liebe mit der Pflicht, Wunsch mit der Furcht, Zärtlichkeit mit der Schande? Hast du nicht die jungen Schösslinge bemerkt, die im Frühling auf dem Torso meines Herzens schwollen? Jene Schösslinge waren erfüllt mit zarten Blättlein und Blütenknösplein, wer weiss welch prächtiges saftgrünes, schattigkühlendes Laubwerk, welch duftige Blütenzartheit, welch goldige süsse Früchte sie meinem traurigen Leben hätten bieten können? Ich habe sie mit rauher Faust zerstört, ausgereutet; denn sie zu zerstören, war Pflicht; denn sie achten, war Sünde.

„Sage mir, sag' an, mein liebes Gewissen — wir sind ja allein und niemand belauscht uns — wenn es auf der Welt keine Pflicht gäbe, wenn es hienieden keine Sünde gäbe, würde ich da nicht das Bedürfnis empfinden, jemand anderen zu lieben, ohne der Person, die ich liebe, ein Unrecht zuzufügen?

„Mein liebes Gewissen, antworte mir nur einmal mit der Wahrheit!"

Und wenn das Gewissen dir mit der Wahrheit antwortet, so ist für dich, der du mich liest, dieses Büchlein zu Ende.

* * *

Das Recht zur vollen Freiheit in der Liebe erscheint mir unbestreitbar. Thatsächlich aber sprechen sie die Gesetzbücher und alle Religionen den verheirateten Personen ab, die Parademoral des Jahrhunderts des Tartüffe spricht sie der Jugend ab.

Die Freiheit der Liebe gehört in die Kategorie der körperlichen Freiheiten, die die wichtigsten, notwendigsten und am schwersten unterdrückbaren sind.

So lange nicht das juridische Prinzip der Sklaverei wieder hergestellt — d. h. niemals — wird es unmöglich sein, das Recht und die Fähigkeit zu negieren, frei über die eigene Person, d. h. frei über den eigenen Körper und das eigene Gefühl zu verfügen. Und nun zieht mir nicht die Einschränkung aus dem Winkel hervor, dass eine Freiheit, ein Recht da aufhören müsse, wo sie eine andere Freiheit, ein anderes Recht verletze. Wenn jemand leidet und weint, weil ich mein Recht überschreite, so könnte ich darüber betrübt werden, und vielleicht würde ich auf mein Recht verzichten; aber wenn ihr euch anmassen würdet, mir das Recht absprechen zu wollen, so hiesse das soviel, als die Freiheit zur Lüge stempeln.

Könnte das Recht, frei zu lieben, durch das Versprechen ehelicher Treue aufgehoben werden? Wenn dies der Fall wäre, so müsste man auch neuerdings die Unauflöslichkeit der klösterlichen Gelübde dekretieren, die ja mit der gleichen Kurzsichtigkeit abgeschlossen werden, wie man es gewöhnlich mit den Eheschwüren oder einfach mit den Versprechen ausschliesslicher und freier Zuneigung hält. In dem einen Falle wie auch in dem anderen legt man auf die Erkenntnis der Bedingungen der Gefühle eines einzigen Tages das ganze Leben hypothekarisch an, das ganze, lange Leben, erfüllt von Umständen, die sehr verschieden von den vorausgesehenen. Ein Versprechen der Treue ist sehr beklagenswert, da sehr einfältig und wenig aufrichtig. Aber eine Dummheit vermag nicht ein natürliches, unverjährbares und unveräusserliches Recht aufzuheben, zu zerstören.

Alles dies wissen die Menschen sehr wohl und alltäglich setzen sie es in die Praxis um, nur dass das Recht im Verborgenen ausgeübt wird, heimlich wie Betrug; und das, was Freihandel sein sollte, nimmt den angenehm reizenden und verlockenden — aber wenig achtenswerten — Charakter des Schleichhandels, der Kontrebande an.

Wenn wir Anarchisten schliesslich mit erwachsenen, geistesgesunden Menschen sprechen, so ist „Thu', was dir gefällt“

die einfache, aber thatsächliche und verständliche Form, unter welcher wir das Recht verstehen.

Wie gering sind aber an Zahl diese energischen und rebellischen Charaktere! Und wie viele, die allen Schicksalsschlägen so schön ins Gesicht zu schauen wissen — allen Schlägen und Streichen, vom Lächerlichen bis zum Tode — zögern und beugen feige den Nacken, aus Furcht, das geliebte Wesen zu betrüben.

Um diese Reform in unseren Sitten durchzuführen, genügt es nicht, die Ueberzeugung zur allgemeinen zu machen, dass die absolute Freiheit der Liebe eine Naturnotwendigkeit und ein persönliches Recht sei; — genügt es nicht, dass einer der beiden Liebenden sage: „Folge deinem neuen Affekte; Freiheit gegen Freiheit: ich verlasse dich,“ oder mit mehr Intelligenz und mehr Güte: „Dein neuer Affekt ist gleich lieb wie unserer; du bist nichts anderes als du vorher gewesen; und darum liebe ich dich noch; ich verachte dich nicht, aber ich leide;“ — kurz, genügt es nicht, sich in halben Phrasen zu wiegen, in halben Lösungen des Vorurteiles und des falschen Egoismus, sondern man muss sich entschlossen auf die eine oder andere Seite werfen. Wenn wir die Freiheit für uns proklamieren, so wird es für uns notwendig, den anderen zu ihrer Befreiung behülflich zu sein, wie auch wir der Hülfe anderer bedürfen. Wenn wir in unserem Hause die Freiheit zu bergen meinen, nur weil wir der Genossin gesagt: „Mach', was du willst“, so haben wir vom Leben entweder gar nichts verstanden, oder nur gerade so viel, um Hypokrit zu sein wie all' die anderen. Die liebreich zugethane Genossin thut in Wirklichkeit nie das, was sie will, sondern vielmehr das, was sie muss — d. h. das, was sie glaubt thun zu müssen — um dem Genossen einen Schmerz zu ersparen, den sie stillschweigend bedroht sieht.

Der Leser wird vielleicht sagen, ich verfalle in Uebertreibungen, Absurditäten, während ich in der That der Logik folge und die Wahrheit suche, indem ich all die Vorteile und jene Reihe von Narrenpossen, die sich heute Moral und Würde nennen, zu allen Teufeln schicke.

Wir müssen unser Weib innig lieben, unseretwegen, unseres Glückes halber, aber vor allem ihretwegen, ihres Glückes halber. Wir müssen ihr aufrichtig weitere Affekte wünschen, die sie ihrem Glücke näher bringen könnten, und dieses unseres Wunsches müssen wir sie ganz sicher machen. Im Studium jener kleinen Keime von Sympathie, die, vernachlässigt

oder unterdrückt, nie völlig hätten zur Entfaltung gelangen können, müssen wir unserer Genossin behülflich sein; von diesen Keimen der Sympathie müssen wir, gemeinsam mit der Freundin, die liebreichsten und edelsten auswählen und hegen und pflegen, bis dass die Sympathie zur Liebe geworden, d. h. zu neuen Elementen der Freude, der Güte, der persönlichen Erziehung und des socialen Fortschrittes.

Es scheint mir, dass wir auf diesen geologischen Formationen des Ehebruches, aus denen unsere Zeiten bestehen, schon heute neue Menschen sein können. Wenn meinem Willen fernstehende Gründe nicht vorliegen würden, würde ich Elèda zurufen: — Höre, ich möchte, dass sprudelnde Jugend dein traurig Leben erheitere. Welch kleine Sympathie hegst du im Herzen? Anvertraue sie mir. Ist sie noch klein? Sie wird zunehmen. Ist sie noch unbestimmt, unklar? Bald wird sie schärfere Umrisse und herrlichere Farben annehmen. Ist es jener Jüngling, der dir am besten gefällt? Liebe ihn aufrichtig, heiteren Gemütes, denn er ist gut.

Und ich würde dem scheuen Jüngling sein freudiges Glück mitteilen; ihn einladen, den ersten Kuss auszutauschen; und mit Blumen, herrlichen, duftigen Blütenzweigen würde ich mein Bettlein schmücken für ihr erstes Zusammentreffen; und auf der Schwelle des Hauses würde ich den Jüngling empfangen, ihm wie einem Bruder die Wangen küssen; und dann würde ich zurückkehren, beide in glücklicher Liebe umarmt zu finden und Beiden würde ich die Stirne küssen, wie glücklichen Kindern. Alle diese Teufeleien würde ich begehen; und ich fühle, dass ich sie ausführen würde mit ein bisschen Eifersucht, aber unter einem Panzer von Güte, liebevoller Zuneigung und Vernunft.

* * *

Wenn ich bemüht bin, die freie Liebe — die für mich fast stets vielseitige und gleichzeitige Liebe bedeutet — von den Begriffen Ehebruch, Schande, Lächerlichkeit, wohin sie verbannt, loszulösen, um sie wieder in ihrer vollen Reinheit neu zu schaffen, mit stolz erhobener, freier Stirn, mit heiterem, lachendem Auge, mit starkem, sicherem Herzen,

„radiante di giustizia e di pietà,“

kurz: gesund, jung und schön, inmitten der Leute, die sie verleugnet, so sehne ich nicht nur den Triumph der heiligen Naturgesetze herbei, die thatkräftige Bethätigung des Rechtes, sondern ich habe noch ein grösseres Ziel im Auge, ein Ziel, das

vielleicht noch grösser, noch erhabener ist; ich ziele hin auf die Zerstörung der Familie.

Die Charlatane der Moral, die Aufschneider der Religion, die Lügner der Kunst, die Kretins der Schule und all jenes zahllose Geschmeiss, welches den menschlichen Charakter von jeher systematisch vertiert hat, haben es fertig gebracht, der ekelhaften Wirklichkeit der Familien die poetische, liebliche, heilige Abstraktion der Familie gegenüberzustellen. Ein unrealisiertes und unrealisierbares Ideal erträumend, ersinnend, ausklügelnd, haben sie uns aufwärts gezogen, während die Wirklichkeit unserer Familien uns mit Schmerz und Schande zu ersticken gedroht. Sie haben uns verraten und verkauft, indem sie uns Glühwürmchen für Laternen ausgaben, uns Wein versprechend, während sie wohl wussten, dass das Tönnchen nur Essig enthalte und nichts anderes enthalten könne. Sie verdienten eigentlich, dass man auch ihr lügnerisches Ideal zerreisse, hätte es selbst den künstlerischen Wert einer Madonna des Perugino; aber leider sind wir noch zu umfangen, berauscht, narkotisiert von ästhestischer Moral; lassen wir also die Abstraktion, die Fiktion, das Märchen der so heiligen, reinen Familie ruhen unter den Schöpfungen der menschlichen Phantasie.

Aber für die wirkliche Familie, für die Familie die in der schmerzlichen Wirklichkeit des Lebens existiert, für diese keine Rücksicht, keine Achtung; jeder Fusstritt, den man ihr versetzen kann, ist ein gutes Werk.

Auch ich glaube, dass das Menschengeschlecht lumpige Erinnerungen besitzt; aber der häusliche Bannkreis scheint mir der zu sein, welcher den einzelnen am bittersten erzieht und am eifrigsten mitwirkt, die Bestie im Menschen zu erwecken.

Wenn die Familie auf einem freien Platze leben könnte, unter der strengen Kontrolle der Gesellschaft, oder, wie einst gesagt worden, in einem Glashause, so könnte sie vielleicht ein wenig an Wildheit verlieren, ihre Gemeinheit, ihre Korruption dämpfen. Aber das in Familienbande geschlagene menschliche Paar trachtet sich eben zu isolieren, sei es in der Höhle, der Hütte, sei es im Bauernhause, im Palaste, wo nur immer möglich. Und dieses häusliche Heiligtum, das unverletzliche Sanktuarium der Familie, das geheime Frauengemach wird zum Marterkeller der heiligen Inquisition, zur geheimen Zelle der Bastille. Die scheusslichsten menschlichen Roheiten machen da drinnen sich breit, verborgen und unbestraft.

Im Sanktuarium der Familie zwingt der Gatte sein Weib zu Dirnenunflätigkeiten; in dieser heiligen, unantastbaren Arche macht sich die Blutschande breit, die abstossendste Form der Liebe; wird die Sodomiterei betrieben, die schändlichste der menschlichen Gemeinheiten; verblödet man in der Onanie; wird das Laster zur Tugend. In der absoluten Monarchie der Familie schlägt die Hand des Elenden die Wange des schutzlosen Weibes; wachsen die Kinder unter den traurigen Gewohnheiten des Gehorsams auf, in den Gewohnheiten der Verstellung, von dem sehnlichsten Wunsche beseelt, eines Tages auch ihrerseits befehlen zu können. In den tragischen Zwistigkeiten zwischen den Eltern — für Vater oder Mutter Partei nehmend — lernen die Kinder hassen. Durch Parteilichkeit, durch Bevorzugung des einen vor dem andern lernen die kleinen Geschwister Neid und Eifersucht kennen. In den ersten mütterlichen Unterweisungen machen sie mit dem Egoismus, dem Aberglauben, der Lüge Bekanntschaft. In der Familie wiederholt und verewigt die Nachkommenschaft die stupiden Clichés der Eltern.

Haltet mir nun nicht entgegen, dass die schlechten Familien die Ausnahme seien; zählet sie nur, wenn ihr es vermögt, und ihr werdet finden, dass sie die Regel bilden. Und dem kann auch nicht anders sein; denn innerhalb der Familie ist die Straflosigkeit für eine jede verbrecherische Handlung sozusagen zugesichert; und streng genommen könnte man hierauf hin aufrecht erhalten, dass — die gegenwärtige Schlechtigkeit des Menschengeschlechtes, die ja niemand in Zweifel stellt, zugegeben — alle Familien mehr oder weniger korrumpiert sind, und dass diejenigen, welche anscheinend ehrlich oder glücklich sind, dieses bürgerliche Aussehen der Simulation und der Hypokrisie verdanken.

Setzet mir nun der Familie nicht die freie Vereinigung der Socialisten, die freie Familie entgegen; sie ist Familie wie alle anderen und trägt und kann nur eine theoretische Maske tragen; denn Familie und Freiheit sind sich widersprechende Dinge.

Es liegt meinen Intentionen absolut fern, dem Familienleben den Prozess zu machen und einen Stoss Anklageakten zusammenzuschreiben. Die Familie prozessiert sich Tag für Tag von selbst, zu jeder Minute zersetzt sie sich und zerfällt. Die Zeitungschroniken sind ihre Gesundheitsbulletins, die stets bemüht sind, das Schlechte zu verschlimmern; die Romane und Komödien sind die Episoden der ungeheuren Kata-

strophe; Balzac und Zola sind die Ingenieure, welche die Risse des alten Gebäudes zeichnen; der geistreich witzelnde Journalist, der Gatten und Gattinnen, Väter und Söhne, Schwägerinnen und Nichten als neckisches Puppenspiel an den Augen vorbeitänzeln lässt, ist der skeptische Sakristan, der zu Grabe läutet.

Für meinen Teil bin ich so überzeugt davon, dass die Familie den grössten Herd von Immoralität und Gemeinheiten bildet, dass, wenn es mir gestattet wäre, nach Belieben eine der grössten Plagen aus der Welt zu schaffen — die Religion oder die Wanderheuschrecken, das Privateigentum oder die Cholera, den Krieg oder die Stechmücken, die Regierung oder den Hagelschläg, die Parlamente oder die Pocken, das Vaterland oder das Sumpffieber — ich, ohne auch nur einen Moment zu zögern, vorziehen würde, die Familie abzuschaffen.

Aber die Familie ist nicht eine jener Institutionen, die man von aussen her vernichten kann, noch viel weniger aber durch einen Gewaltakt. Der Rückschlag, die Reaktion würde umgehend, allgemein und unwiderstehlich eintreten. Sie ist eine jener Institutionen, die im Volksgewissen zerstört, untergraben sein müssen, um dann durch innerliche Selbstzerstörung zusammenbrechen zu können.

Auch ich weiss es, dass das, was bis jetzt an Stelle der Familie gesetzt worden, keinen Heller mehr Wert gehabt als diese selbst; dass die Asyle der Bastarden Mördergruben sind, dass die Pensionsklöster Schmutzhäuser, dass die Lieben einer Stunde albern und käuflich sind.

Aber ich weiss auch, dass, wenn die intellektuelle und moralische Aristokratie der Männer, wenn die interessierte Masse der Frauen durch die offene Praxis der freien Liebe vom Antlitze der Welt die Lüge der Paternität herunterzureissen gewagt, die Familie schon zur Hälfte zerstört sein wird, und sich dann notwendigerweise spontan die socialen Beziehungen entwickeln werden, die berufen sind, die Familie zu ersetzen.

Auch der Instinkt der Maternität ist vergänglich und bestimmt, zu verschwinden. Er hat sich mit der natürlichen Notwendigkeit, die Nachkommenschaft heranzuziehen, parallel entwickelt, wie er dagegen bei jenen Tierordnungen nicht besteht, die ihre Nachkommenschaft gleich nach der Geburt verlassen können, und auch bei den socialen Klassen in den Hintergrund tritt, sich verringert, die ihre Kinder weggeben, auf dass sie ausserhalb des Hauses aufwachsen. Wenn dereinst

die Gesellschaft den Müttern etwas wird bieten können, das bedeutend mehr Wert hat, als ihr Säugen und ihre erste Kindererziehung, wenn so das individuelle Bedürfnis zur Erziehung der Kinder beseitigt ist, dann wird auch Stück für Stück der mütterliche Instinkt erlöschen und die Glücklichen jener Zeit werden dann mit einem Seufzer der Erleichterung in den Freudenruf ausbrechen: „Finis familiae!“

* *
*

Wie thatsächlich die Familie die hauptsächliche Pflanzstätte der Knechtschaft und die Hauptstütze des kapitalistischen Regiments ist, so ist sie aus den gleichen Ursachen unvereinbar mit dem socialistischen Leben.

Bei einer kollektivistischen und autoritären Gesellschaftsform würde die ausschliessliche Liebe zu Weib und Nachkommenschaft alle anspornen zur Eroberung von Macht und Reichtum, und die sociale Welt würde neuerdings zum Schlachtfelde werden.

Bei einer kommunistischen und anarchistischen Gesellschaftskonstruktion würde jeder danach trachten, um seine eigene Familie das höchstmögliche Mass von Wohlsein zu centralisieren, wenn auch zum Nachteile der anderen. Die Solidarität bleibt eine Theorie, so lange der Mensch auf der einen Seite Weib und Kind, auf der andern Seite die Menschheit sieht. Und selbst die intelligentesten, thätigsten und energischsten Familienväter würden in der Commune ihre Kinder als Opfer betrachten und sich zu reaktionären Bündnissen zusammenschliessen. Wie gross auch die sociale Produktion sei, die Eltern würden doch um die Wette bemüht sein, sie zu verwüsten, aus Furcht, dass ihren Kindern nicht genügend zukommen könne. Wie kurz und wie geistvoll auch die Arbeit sei, die Väter würden, nachdem sie ausschliesslich für ihre Kinder produziert, sich immer fürchten, zu viel zu produzieren.

Sehr wahr sagt Gerolamo Boccardo in seinem „allgemeinen Lexikon der Nationalökonomie“ unter dem Artikel Kommunismus:

> „Aus dem Vaterherzen vermöget ihr niemals einen mächtigen Instinkt auszulöschen: die Liebe für seine Nachkommenschaft; für sie wird er raffen und schaffen, für sie die Produkte seiner Arbeit aufhäufen, und siehe, neu erwachen wird der Eigentumsinstinkt . . . Die

Logik zwingt euch, Kommunisten zu sein bis zum Extrem, die Familie mit dem gleichen Schlage niederzuschmettern, mit dem ihr das Eigentum zerstöret, oder beide zuzugeben, beide zu dulden."

Schön gesagt, fürwahr, befreien wir uns von beiden.

Und wenn wir uns nicht von der Familie befreien, wird die Familie den Kommunismus zerstören. Vielleicht ist dies bei vielen der nordamerikanischen kommunistischen, auf dem Prinzip der Familie begründeten Kolonien der Fall gewesen, welche fielen oder bleichsüchtig dahinsiechten oder sich auf das religiöse Gefühl stützen mussten; während fast alle die blühten, welche das Prinzip der Ehelosigkeit aufstellten. Das keusche Cölibat ist eine physiologische und moralische Verirrung und hat kommunistisch doch mehr Wert als die Familie. Auch in der Kolonie Cecilia stammen fast alle Schwierigkeiten in der inneren Ordnung aus dem Familienegoismus und dürften mit der freien Liebe verschwinden. Die intelligente, kommunistische Bevölkerung von Oneida lebte blühend dreissig Jahre lang mit der freien Liebe, die sie Umarmungsehe nannte, und fiel, trotz dieser Sitte, aus Ursachen anderer Natur.

Verschiebet die Gebräuche, verändert die Namen so viel ihr wollt; unterdrücket sogar die einen und andern; so lange ihr aber einen Gatten, eine Gattin, Kinder und ein Haus habt, werdet ihr auch eine Familie haben, d. h. eine kleine autoritäre Gesellschaft, eifersüchtig in ihren Privilegien, ökonomisch eine Rivalin der grossen Gesellschaft; werdet ihr kleinere von den Stärkeren tyrannisierte Territorien haben, eng umgrenzte Bannkreise, innerhalb deren sich die Liebe in ihren verirrtesten und schmerzlichsten Manifestationen zeigt, von der Eifersucht bis zum Verbrechen. Und da das Kollektivleben zum Teil aus der Summe aller der individuellen Leben resultiert, und da ferner die Privatgebräuche von grossem Einflusse auf die allgemeinen Gebräuche sind, so wird die Existenz einer Gesellschaft, die sich anmasst, sich gleichzeitig durch zwei entgegengesetzte Prinzipien zu leiten — durch den Egoismus des häuslichen und die Solidarität des kollektiven Lebens —, in Frage gestellt und wenig sicher sein. — In dem gewaltigen Duell, das man notwendigerweise sich entwickeln sehen wird, ist es nicht leicht vorauszusehen, welchem der beiden Prinzipien es zugedacht sein würde, zu unterliegen.

Die Harmonie in den ökonomischen Beziehungen zwischen Individuum und Gesellschaft wird nur natürlich und spontan sein können, wenn wir alle Frauen als unsere möglichen Freundinnen, und alle Kleinen als unsere möglichen Kinder betrachten würden. Dann wird die Zuneigung der schönsten, liebreichsten Frauen der von jedem Manne begehrte Preis sein, dann wird dies der Ansporn sein, der den Reichtum ersetzt und den Ruhm in all den menschlichen Wettkämpfen um Talent, Schaffenskraft, Mut; die sexuelle Konkurrenz — die im Kampfe ums Dasein und zur Vervollkommnung der Arten einen so grossen Teil ausmacht — wird all diese künstlichen Einkapselungen zersplittern, um sich in der natürlichen Vollkraft ihres Lebens auszudehnen. Die besten Individuen werden auf einander treffen, zum Vorteil der Art. Denn auch die Tugenden haben ihre künstlerische Seite, ihre Garbe von Schönheit, und heute schon, trotz der Geschlechts- und Erziehungsalbernheiten, interessiert sich das Weib, spontan, ohne das Bewusstsein der socialen Pflicht, oft viel mehr für einen intelligenten guten Mann als für eine parfümierte und geschminkte Nürnberger Spielpuppe.

Und während die Liebe so den Ansporn und Preis gesitteter Tugenden bildet, ist sie auch an und für sich ein Erziehungselement. Ein jeder fühlt, dass er besser wird, wenn er liebt, verspürt den moralischen Einfluss, den zwei verliebte Existenzen auf sich gegenseitig und Nahestehende ausüben. Lieben wir deshalb so viele Wesen als nur möglich; empfangen wir von einem jeden jenes ihm eigene specielle erzieherische Element; vereinigen wir all diese Elemente mit unserem eigenen Charakter, und dann können wir sagen, dass die freie Liebe uns ergänzt, vervollkommnet, uns bessert, uns geeignet macht für höhere sociale Lebensformen.

* * *

Man behauptet, die nächste sociale Revolution werde auch das Weib ökonomisch emancipieren, auf dass es als Arbeiterin mit Recht am Besitze der produzierten Reichtümer teilnehme, ohne mehr — anscheinend oder wirklich — vom Manne unterhalten zu sein; des ferneren behauptet man, dass die naturgemässe Folge ihrer ökonomischen Emancipation die Emancipation ihres Affektlebens sein und auf diese Weise das Problem der Liebe seine spontane, logische und naturgemässe Lösung finden werde.

Diese Annahmen erscheinen mir wenig vertrauen erweckend, im Gegenteil, von ihrem Ausgangspunkte an sehr zweifelhaft. Die allgemein acceptierten Meinungen über die herrschenden Sitten, die Gefühle, die das Volksgewissen erweckt, zugegeben, müssen wir da nicht eher fragen: Wird die sociale Revolution das Weib ökonomisch emancipieren? Und wenn das Weib ökonomisch emancipiert ist, wird es dann aus diesem Grunde allein sich von den moralischen Vorurteilen, von dem despotischen Affektsvorrecht des Mannes emancipieren können?

Bei dem Winde, der auch unter den vorurteilsfreiesten Menschen weht, selbst unter vielen Anarchisten, welche sich als die eifrigsten Wortführer der Freiheit gerieren, aber in Sachen der Liebe noch Muselmänner sind, selbst noch weit unter diesen stehen, dass sie ihre Frauen von der socialen Bewegung abgeschieden halten, da zwingt sich ein Zweifel auf. Es ist ja wahr, dass die ökonomische Emancipation des Weibes in allen socialistischen Programmen eingeschrieben steht; aber mehr zum Ausschmuck, den man sich gedankenlos umhängt und vergnüglich wieder ablegt; nicht aber als hauptsächlicher, notwendiger Teil, den man stark und energisch fordern sollte als Kampfeszeichen, für das man siegt oder fällt. Und natürlich ist es, dass dem so ist, da ja dem Geschlecht im grossen die sociale Klasse entspricht. Wie eine jede Klasse stets für ihre eigenen Interessen kämpft, aber nie, um eine ihr unterworfene Klasse zu emancipieren, so werden auch die Männer, die sich heute des ausschliesslichen Besitzes ihrer Frauen erfreuen, weder eine ökonomische Emancipation verfechten, die diesen Besitz in Gefahr bringen könnte, ihn direkt zerstören würde, noch einer solchen ihre Zustimmung geben. An Vorwänden, die heute versprochene Emancipation schon morgen zu verweigern, wird kein Mangel sein, und kaum wird es auch an Vernunftschlüssen fehlen; denn Mensch und Sophist sind ein Vieh. Wenn die heutigen Gefühle über die Liebe und die Familie von Dauer, so wird der Streit auf ein viel zarteres, brennenderes Gebiet übertragen, welches nicht das Feld ist, auf dem heute die Bourgeoisie für ihre ökonomischen Rechte kämpft; der überzeugteste Anarchist jener Zeit wird sich für sein Weib schlagen, und wird in diesem Kampfe so reaktionär, so grausam, so unerbittlich sein, wie heutzutage Alphonse Rothschild im Kampfe für seine Millionen. Entweder die Ideen der Männer über die Liebe richten sich auf und es gelingt ihnen, die Ideen der Frauen auf

ein höheres Niveau zu bringen, — oder die sociale Revolution wird nichts anderes als der Triumph des männlichen Proletariates sein, und neue Sitten und Unsitten erwachsen im Volksgewissen auf den Ruinen des alten Gebäudes; oder die Frauen bilden den fünften Stand der kommenden Gesellschaft; — oder die Männer finden es für angebracht, gleichzeitig auf mein Eigentum und mein Weib zu verzichten und Anteil an dem grösseren, reicheren, abwechselnderen Besitze unserer Eigentümer und unserer Weiber zu nehmen; — oder präciser gesagt: entweder finden die Männer es passend, auf das Weib als aneigenbaren Gegenstand zu verzichten, um an ihm eine freie Freude in den Wechselfällen des Lebens zu haben; — oder die Frauen — die nie auf den Standpunkt angenehmer, gütiger Tiere herabsinken können — müssen sich vorbereiten, ihrerseits die letzte Schlacht zu liefern, um die ganze Menschheit in eine einzige und freie Association umzuwandeln.

In dem einen Falle wie in dem anderen werden, wie die ökonomischen Beziehungen die Fragen des XIX. Jahrhunderts gewesen, die Affektbeziehungen vielleicht die brennende Frage des XX. Jahrhunderts bilden.

* * *

Kommen wir zum Schlusse: Nicht das unhaltbare Versprechen, die Frau ökonomisch befreien und ihr eine freie Vereinigung bieten zu wollen, die nicht frei ist, sondern vielmehr die spontane Zerstörung der Familie sollte von jetzt an mutig in jedes socialistische Programm aufgenommen werden; und in der socialistischen Moral, scheint es mir, sollte man von jetzt an die freie Liebe verstehen als ein vielseitiges und gleichzeitiges Affektgewebe, von allen ersehnt, von niemand gefürchtet.

Der Ausdruck „freie Liebe“, den ich in diesem Büchlein angewandt, ist nicht sehr passend, da man mit gleichen Worten oft auch andere Dinge bezeichnet und man „frei“ als eine notwendige und stets im Rahmen der Liebe einbegriffene Eigenschaft ansehen sollte. Es ist von Nutzen, einen für diese Art thatsächlicher Beziehungen passenderen Ausdruck zu finden, die ich als das angegeben, was nach dem Tode der Familie sich in irgendwelcher Form entwickeln muss; es ist dies von Nutzen für die sprachliche Kürze und die ideelle Klarheit. Ausgeschlossen ist der Ausdruck „freie Vereinigung“, welche nur eine andere Form der Familie besagt;

auszuschliessen wäre auch die Bezeichnung „polygame Polyandrie“, was ebensogut eine Ehe zu viert und somit nur eine zahlreichere Familie besagen könnte; es blieben also nur noch der Ausdruck „Umarmungsehe“, der schon in Oneida gebraucht, und der von Morgan und Krapotkin angewandte Ausdruck „Kommunalehe“. Ich würde die Bezeichnung „anarchistische Umarmung“ oder noch besser „amorpher Kuss“ vorziehen, welche meiner Meinung nach am besten der Verneinung jeglicher häuslichen Form in den geschlechtlichen Beziehungen entsprechen würde.

Ich habe die freudige Genugthuung, noch hinzufügen zu können, dass die in diesem Büchlein erzählte Initiative des amorphen Kusses inzwischen von einer weiteren mutigen Frau ausgeführt worden ist. Dieser zweite Fall ist noch viel charakteristischer als der erstere, denn die Heldin ist vor kaum zwei Jahren aus den ungebildeten landwirtschaftlichen Klassen Italiens hervorgegangen; sie war durch ein Eheleben von achtzehn Jahren und eine Zahl von fünf Söhnen gebunden, und doch fühlte sie in ihrem Innern neben der alten Zuneigung einen neuen Affekt aufkeimen; und in edelster, offener Weise hat sie dies dem Vater ihrer Kinder mitgeteilt, und so zärtlich beredt war sie im Verfechten der Notwendigkeit des Sieges unserer von Anbeginn an durch das Prinzip der Familie bedrohten Ideen, dass ihr Genosse heroisch den bitteren Kelch leerte und gestern Abend bei einer Zusammenkunft uns persönlich von dem glücklichen Ereignisse Kenntnis gab. Wir haben uns alle über ihn gefreut, über die Seelenstärke, mit welcher er seine Pflicht zu erfüllen gewusst, und über die Frau für den Geist der Unabhängigkeit und Aufrichtigkeit, den sie bewiesen.

Es ist dies ein weiterer, sicherer Schritt, den die Kolonie Cecilia ihrer freudigen Zukunft entgegen gemacht.

Socialistische Kolonie Cecilia
Palmeira, Paranà (Brasilien), April 1893.

Ein Brief aus dem Leserkreise des „Socialist“.

(Berlin.)

Johannisthal, den 15. Juli 1894.

Werter Genosse!

Im Auftrage der hiesigen Genossen wende ich mich an Sie mit der Bitte — da Sie doch der Uebersetzer des Artikels „Cecilia“ im „Socialist“ sind — um nähere Aufklärung: wie und wo die Kolonie liegt, wie gross sie ist, wie stark die jetzige Einwohnerschaft ist und ob auch deutsche Familien dort aufgenommen werden.

Wir sind hier ungefähr 25 an der Zahl, welche gewillt wären, dorthin zu reissen.

Wenn Sie nicht sollten in der Lage sein, mir über vorstehendes Aufschluss zu geben, dann bitte, schreiben Sie mir die Adresse der Kolonie, so dass ich mich selber kann dorthin wenden und mir die nötigen Aufschlüsse holen.

Für die Genossen in Johannisthal,
im Auftrage:
Wilhelm Schaffert,
Johannisthal b. Berlin, Moltkestrasse 2, II.

Erklärung.

Von allen Seiten gehen mir als dem Uebersetzer des Berichtes über die Kolonie Cecilia mannigfache Zuschriften, Anfragen, Bitten um Auskunft betreffs thätiger Mitwirkung in den Reihen der mutigen Pioniere zu, auf die ich in Kürze folgendes mitteile:

Der Bericht der Kolonie datiert vom Monat April 1893; inzwischen hat im südlichen Brasilien ein blutiger Bürgerkrieg gewütet, dessen Etappen uns das Kabel übermittelt. Mannigfache Ansiedlungsversuche, die prächtig gediehen, sind in jenen so herrlichen, aber an politischen Wirren so reichen Landen vernichtet worden; wer weiss, ob Cecilia die schwere Krise überstanden; ihren Zweck hat sie jedenfalls erfüllt. Ich habe hinübergeschrieben an die Kolonie sowohl, als auch an den

wackeren Genossen Dr. Rossi, der, den von den Proletariern der Faust leider ungerechterweise nur zu oft misstrauisch, ja selbst stolz verächtlich angesehenen Proletariern der Kopfarbeit entstammend, sein Leben für sein Ideal, für das wissenschaftliche Studium desselben eingesetzt, Schulter an Schulter grabend, säend und erntend mit seinen Freunden. Hoffen wir, dass günstige Nachrichten kommen, die ich dann sofort für den „Socialist“ verdeutschen werde. Den Kolonisationslustigen empfehle ich inzwischen nochmals genaue Lektüre des Berichtes, aus dem sie ersehen werden, dass nur Arbeit vorhanden, keine köstlichen Genüsse; grosse Entbehrungen, die ein heroisches Entsagen, einen festen, abgeschlossenen Geist, viel Idealismus, grosse Anspruchslosigkeit, einen felsenfesten, charaktervollen Willen verlangen.

Mit herzlichem Gruss
Slovak.

„Der Socialist“, Berlin, vom 28. Juli 1894.

Ein Brief von mir an die Kolonie und an Genosse Rossi adressiert, ist zweimal zurückgekommen; zuletzt sandte ich ihn nach Buenos-Aires, und ersehe ich aus einer Briefkastennotiz in der „Questione Sociale“, dass mein Schreiben an Rossi weiterbefördert worden ist. Gleichzeitig habe ich an den Korrespondenten von „Les Temps Nouveaux“ in Curityba geschrieben, so dass ich in circa zwei Monaten werde einen Schlussbericht senden können. Bis jetzt kann ich folgendes melden:

Auf meine Anfrage schrieb mir Malatesta, London, in zwei Briefen (23. Mai und 16. August 1895) folgendes:

„Die Kolonie Cecilia existiert nicht mehr. Unter dem mehr oder weniger gerechtfertigten Vorwande, die Kolonisten hätten den Aufständischen gegen den Präsidenten Fonseca, oder wer weiss wem beigestanden, hat die brasilianische Regierung das Land der Kolonie in Besitz genommen und die Kolonisten gezwungen, sich zu zerstreuen. Vor kurzem war Rossi noch in Curityba (Paranà). Ich habe mein Möglichstes gethan, um ausführlichen und authentischen Bericht über die Auflösung der Kolonie Cecilia zu erlangen, aber ich habe nichts weiter vernehmen können. Weder von Rossi noch von Cappelaro, den beiden Kolonisten, mit denen ich in regerer Verbindung stand, habe ich Antwort erhalten. Und alles, was ich weiss, reduziert sich auf nachstehendes: Zufolge der Insurrektionsbewegung in Paranà und zufolge der Sympathien, welche die Kolonisten

für die Insurgenten an den Tag gelegt, belegte die brasilianische Regierung den Grund und Boden von Cecilia mit Beschlag und vertrieb die Kolonisten."

Obenerwähnter Korrespondent der „Temps Nouveaux" schreibt daselbst wie folgt:

„Curityba. — Die in dieser Provinz, achtzehn Kilometer von Palmeira entfernt gelegene Kolonie Cecilia existiert seit vergangenem Jahre nicht mehr. Wie alle Versuche dieser Art, hat sie ihre Jugendzeit, ihr Mannesalter und ihr Greisentum durchgemacht, aber hier ist die Lebensbahn nicht lang gewesen; nur vier Jahre und alles war zu Ende. Wenn man mit den Zollbehörden, Transportgesellschaften etc. rechnen muss, drückt auf die Dauer eine Entnervung, Entkräftigung selbst die von besten Absichten Beseelten nieder. In diesem Lande bedarf es vielen Geldes zur Herbeischaffung der Werkzeuge und des zur Entwicklung der Arbeit notwendigen Materials; die Armut versagte uns das. Auch Sämereien waren erforderlich; denn in der Praxis bemerkte man, dass die eine Kultur dem Boden nicht angepasst war; man muss sich also andere beschaffen; man hat solche nicht zur Hand, muss lange warten, und wenn sie da ist, ist es zu spät, da die Saatzeit vorüber ist. Es bedurfte auch eines anhaltenden Wechsels und Verkehrs, um das moralische Niveau aufrecht zu erhalten und mit neuen Ideen einen frohen Lichtstrahl zu werfen. Wenn dieses fehlt, so verändert sich, wenn stets nur die Gleichen zusammen, die Arbeitskraft und Lust, während in den Versammlungen sich Parteien und Rivalitäten entwickeln; das Laster macht sich wie in den Strafanstalten breit, und man sucht und brütet, wie man alles auf die andern abwälzen kann. Dann kommt die Uebersättigung und man zerstreut sich nach allen Windrichtungen; einige Schlauköpfe kaufen das Ganze auf und werden in der Folge „Grossgrundbesitzer".

Slovak, Zürich.

„Die Freiheit", New-York, vom 15. Oktober 1895.

* * *

Nachtrag.

Der Freundlichkeit des genannten brasilianischen Korrespondenten der „Temps Nouveaux", Paris, Genosse Felix Hebert, verdanke ich erstens die Mitteilung, dass er beregte Korrespondenz nach Unterredung mit Rossi geschrieben und zweitens die Adresse von Rossi, mit dem ich, wie nach-

stehende Briefe und Berichte beweisen, sofort in Korrespondenz getreten bin, um genauen Aufschluss zu erhalten.

Slovak.

Curityba, den 14. Juli 1894.

Meine Lieben!

Gestern habe ich euren ersten Brief erhalten, seitdem hier die revolutionäre Periode begonnen, die durch Unterbrechung einer jeden Korrespondenz charakterisiert ist, indem die Häfen blockiert waren.

Die ökonomische Krise, welche dieses Land durchgemacht hat, ist schrecklich gewesen durch das Aufhören der Arbeiten, des Handels, durch die zwangsweisen Rekrutierungen, die teuren Lebensmittelpreise. Meine kleine Liqueurfabrik hat durch Mangel an Rohmaterialien und Verschleiss Schiffbruch gelitten, dem Schicksale folgend, das vielen kleinen Industriellen zu teil geworden. Ich suchte mich durch eine beliebige Handarbeit zu beschäftigen, aber das wurde mir nicht möglich, sowohl durch die Krisis selbst als auch durch den Umstand, dass ich hier bekannt bin, so dass niemand den Dr. Rossi als Handlanger hätte einstellen wollen. Das sind Dinge, die für den, der nicht in diesen Verhältnissen gelebt hat, unverständlich und unbegreiflich sind.

Beim Eindringen der Revolutionäre in Curityba füllten sich die Militärhospitäler mit Verwundeten, und wurde ich gebeten, gratis meine Hülfe als Krankenwärter zur Verfügung zu stellen. Es war ein humanitäres Werk und ich acceptierte es gern. Mittlerweile organisierten sich hier Bataillone von Freiwilligen, darunter ein aus Italienern gebildetes. Bei dem Aerztemangel, der in diesem Lande herrscht, sollte das italienische Bataillon ohne Arzt und daher ohne Ambulanz abmarschieren. Man machte mir den Vorschlag, ich sollte mitgehen; denn wenn die Pferde fehlen, trotten die Esel; es war ein für jedes andere Land zu jeder Zeit bizarrer Vorschlag, hier und zu jener Zeit erschien er äusserst natürlich. Ich hatte im Bataillon viele Freunde, und es schmerzte mich, sie eventuell krank oder verwundet, ohne irgendwelche Hülfe zu wissen; andererseits wurde, während meine Dienstleistung gratis war, hier den lieben Personen, die ich hier zurückliess, der Unterhalt gesichert. So geschah es, dass ich, ohne irgendwelche Sympathie für diese Revolution, an denselben als capitano medico (!)

teilnahm, zwar unter der Bedingung, keine Devise tragen, noch Autorität ausüben oder ertragen zu müssen.

Das Bataillon war nahe der Kolonie Cecilia gelagert, als zufolge der Niederlage des Insurgentengeschwaders in der Bai von Rio de Janeiro die Bewegung begann, sich gegen Rio Grande do Sul zurückzuziehen. Ich hatte diesen Fall vorausgesehen und hatte, bevor ich eintrat, erklärt, dass ich abgehen würde, um die mir lieben Leute im Paranà nicht ohne Stütze zu lassen. Dies that ich und verblieb einige Wochen im Hause des Dr. Grillo bei Palmeira, dann zwei Monate als Gast in der Kolonie Cecilia. Jetzt bin ich seit zwei Tagen nach Curityba zurückgekehrt, wo ich mich im Hause vertrauter Freunde verborgen halte, bis die Periode der brutalen Repressionen und des Belagerungszustandes, in welcher wir uns jetzt befinden, völlig vorübergegangen sein wird.

Ihr seht, dass ich euch aufrichtig erzähle, wie die Dinge liegen; aber machet ihr euch nur keine Gedanken hierüber, denn ich bin nicht schwer kompromittiert, und der Konsularagent beschützt erfolgreich die Italiener und hat durchgesetzt, dass keiner erschossen wird. Und wenn man hier nicht erschossen wird, ist man frei; denn dazwischenfallende Strafen werden nicht verhängt. Denket auch nichts Schlimmes, wenn einige Zeit vergeht, ohne dass ein weiterer Brief euch erreicht; denn der Postdienst ist immer noch unregelmässig.

Für den Fall, dass die revolutionären Wechselfälle fortfahren sollten, durch neue Siege der Föderalisten, wie das Gerücht geht, und so auch für mich das dadurch möglicherweise erwachsende bisschen Gefahr andauert, habe ich mich auf eine bizzarre und echt amerikanische Art und Weise vorbereitet, diesen Staat friedlich und unbehelligt zu verlassen. Ich habe mich einer kleinen Gruppe von Freunden als Mitglied angeschlossen, die in einigen Monaten eine Reise nach dem Norden Brasiliens anzutreten gedenken, und zwar mit einem kleinen Marionettentheater (!). Wir werden das ganze schöne Land besuchen und Hüte voll Geld einheimsen; die Organisatoren denken wenigstens so.

Jetzt siehst du, Properzia, in welchem Weh wir uns befänden, wenn du hierher gekommen wärest, und siehst auch, ob es gegenwärtig für dich überhaupt möglich wäre, herüber zu kommen.

Hier habt ihr also ein Résumé der Neuigkeiten, soweit sie mich betreffen und euch am Herzen liegen dürften. Meine Zukunftspläne sind, falls die Lage sich nicht ändert: zwei-

monatliche Reise durch ganz Brasilien mit besagtem Puppentheater; auf ein Jahr Besuch in der socialistischen Kolonie Topolobampo in Mexiko; ein Jahr lang Reise durch die socialistischen Kolonien von Nord-Amerika; Rückkehr nach Italien und Ausruhen.

Gegenüber dem Bericht, den ihr mir über die Geschehnisse in Italien gegeben, die ich schon aus den Zeitungen vernommen, und bei denen ich, wenn ich dort gewesen wäre, mich schwerer kompromittiert hätte, als es hier geschehen, bringe ich euch etwas Paranaenser Chronik.

In den ersten Tagen des Januar drangen die revolutionären Streitmächte gleichzeitig zu Wasser wie zu Lande in den Paranà ein. Nach einem Widerstande von wenigen Stunden wurde von ihnen der Hafen von Paranaguà genommen; hartnäckiger und langwieriger waren die Kämpfe im Innern um die zwei befestigten Punkte Tijuca und Lapa herum. Das Heer (invasore = der Eindringlinge, nach den Regierungsanhängern, oder liberatore = der Befreier, nach den Revolutionären) zählte circa dreitausend Mann, schlecht bewaffnet und equipiert; aber es waren Riograndeser, Söhne eines kriegerischen Volkes, stark, gewandt, schrecklich, unvergleichliche Reiter, bewaffnet mit Lanzen, mit Lassos, die sie in voller Carrière schleudern, und mit Bolas, drei mit kleinen Ketten verbundene Eisenkugeln, die sie im Laufe werfen, Pferde und Menschen fesselnd, zerschmetternd und niederreissend. Ihre Kleidung besteht in weiten Türkenhosen, Jacke und darüber eine Art längsgestreiftes flatterndes Messgewand (der Palla), Hut mit breitem rotem oder weissem im Nacken herabfallendem Bande. Der Gesamteindruck ist sehr malerisch; ihre Haltung ist stolz, aber schlicht, ohne Frechheit. Vor dieser revolutionären Flutwelle, schon umgeben vom Ruhme der von Rio Grande bisher errungenen Siege, zerstreuten sich die Regierungskräfte in alle Winde ausser an den zwei genannten Punkten Tijuca und Lapa, floh der kommandierende General und der Gouverneur des Staates nach Saô Paulo, blieb Curityba drei Tage lang leer, bis die Föderalisten oder Revolutionäre triumphierend einzogen. Nach wenigen Tagen ergaben sich Tijuca und Lapa.

Gewiss kommen sich für uns Socialisten die beiden kämpfenden Parteien gleich; die Revolutionären kämpfen im Namen der Freiheit, die Regierungstruppen im Namen der Gesetzlichkeit. Aber in Wirklichkeit sind es für die Häupter der beiden Parteien nichts anderes als Fragen des Interesses, des Ehr-

geizes und — der Rache. Die einen sind dann wie die anderen gleich grausam: die Föderalisten erwürgen oder morden auf drei verschiedene Arten: 1. Sie stossen eine eiserne Gabel oder zwei Finger in die Nasenlöcher, stossen den Kopf zurück und durchschneiden mit dem Degen den straff gespannten Hals; 2. sie stossen den Degen hinter der Gurgel in den Hals und schneiden nach vorn; 3. sie werfen ihr Opfer auf die Erde, einer setzt seine Kniee auf dessen Schultern, ein anderer fasst die Stirn des Daliegenden und hebt dessen Kopf nach oben und ein dritter durchschneidet mit dem Degen die Gurgel von unten nach oben. Fasst ihr diese tolle Wirtschaft?

Diese Befreier haben ihren Henker oder Halsabschneider, der ein civilisierter Indianer ist, mitgebracht; aber jeder gute Riograndeser versteht das Halsabschneiden; denn es ist die diesem Lande eigene Todesstrafe, woselbst sie auch von den Vertretern der Regierung von Rio Janeiro angewandt wird. So hat also auch der Henker der Föderalisten zuerst für die Regierungsleute gearbeitet, und als er Kriegsgefangener wurde, wechselte er den Herrn, ohne das Handwerk zu ändern.

Die zahlreichsten Exekutionen der Föderalisten werden für Insubordination oder für Diebstähle über die eigenen Soldaten verhängt. Es sind Disciplinarstrafen. Oft werden aber auch verwundeten Feinden oder Kriegsgefangenen die Kehlen durchschnitten, besonders wenn es Offiziere sind, oder sie sich weigern, sich ihnen anzuschliessen. Neben solchen grausam wilden Akten konnte man aber auch Handlungen grössten Edelmutes bemerken, wie die Freilassung des Lieutenants Muricy und des Obersten Serra Martins, die trotz ihres Versprechens, die Waffen nicht wieder gegen die Revolution zu erheben, zum zweitenmal Kriegsgefangene geworden.

Der General der Föderalisten in Paranà, Gumercindo Saraiva, ist ein schöner Typus. Er gleicht dem Verwalter von Casaglia, wenigstens dem, der zu meiner Zeit dort war. Er kleidet sich einfach ohne Gradunterschiede, wie er auch in seinen Sitten äusserst einfach und entschlossen ist. Um den Hals trägt er stets ein weisses Taschentuch. Er lebt inmitten seiner Soldaten, welche sich die Leute des Gumercindo nennen, wie sich andere als die Leute des Jucca Tigre bezeichnen, und er befasst sich mit ihren kleinsten Bedürfnissen. In der Schlacht ist er von einer unvergleichlichen Ruhe, stets an gefährdeten Stellen, nie getroffen. Sein Bruder Apparicio Saraiva geht mit einem geöffneten kleinen Sonnenschirm ins

Gefecht. Wenn man diese Guerillaführer kennen gelernt, versteht man sofort Garibaldi, welcher in Rio Grande die für Italien so originelle Haltung angenommen.

Jetzt haben sich alle diese Leute zurückgezogen, indem sie fürchteten, durch eine übergrosse Feindezahl überholt zu werden; aber gegen den Monat November erhofft oder fürchtet man ihre Rückkehr.

Um die Grausamkeit dieser Leute zu begreifen, muss man wissen, dass die Regierungstruppen in Rio Grande ihre Familien massakriert haben; diese Leute haben gegen die Regierungsmannen Hass und Verachtung; sie nennen sie pica-pans, d. h. eine kletternde Elster mit rotem Kopf, welcher Vogel als absolut wertlos angesehen wird. Die Föderalisten des Festlandes sind sozusagen alle Republikaner; die aufständigen Seeleute sind zumeist Monarchisten.

Während die Föderalisten rauh und wild, sind die Regierungsleute alles andere als Heilige. Sie haben sich vor allen Dingen für die ausgestandene Furcht zu rächen und haben deshalb, nachdem die Führer der Revolte geflohen, Hunderte und Aberhunderte von armen Teufeln füsiliert. Hier im Paranà begannen sie mit der Erschiessung von sechs äusserst angesehenen Bürgern, darunter ein Baron von Serro Azul, ein verdienter Industrieller dieses Landes, von dem ein Bruder Minister war; die Leichname warf man dann in einen Abgrund und verbot den Familien die Trauer. Man sagt, dass um eine Variante der Erschiessungen zu haben, drei Gefangene aneinandergefesselt und dann mit Dynamit in die Luft gesprengt worden. Man sagt, dass in Santa Catharina auf dem öffentlichen Platze das ganze Parlament, welches die Revolution begünstigt hatte, en masse füsiliert worden sei. Soeben erzählt man mir, dass die beiden Fräulein Moura, welche im Hospital von Curityba die Verwundeten gepflegt, verschwunden (erschossen?) sind. Fasst ihr diese tolle Wirtschaft?

... Ich bin gerührt durch die Liebe, die ihr drei für mich hegt; aber ich finde, es ist des Guten zu viel; ich werde für euch eine zu teure Persönlichkeit, und wenn Nachrichten von mir ausbleiben, was in Amerika ein Leichtes ist, verbunden mit meiner Brieffaulheit, so nehmt ihr euch das zu sehr zu Herzen. Ihr müsst immer damit rechnen, dass ich lebe und es mir gut geht, selbst, wenn ich euch nicht schreibe. Wenn ihr das nicht thut, so macht ihr auch mich unruhig. Ich küsse im Gedanken euer Kindchen, das bei der Ankunft dieser Zeilen schon etliche Lebensmonde zählen und bereits lachen wird,

wenn es nach euren Fingern hascht. Auch ich habe gelernt, den Säuglingen, selbst ungekannter Väter, gut zu sein. Und euch alle küsse ich herzlich und beschwöre euch nur, mich nicht so ausserordentlich lieb haben zu wollen, was nur auf mir lasten würde. Seid zufrieden, thut euer Möglichstes, um glücklich zu sein, soweit unsere Zeiten dies uns gewähren.

Euer Gianni.



Taquary, Rio Grande do Sul, Brasilien, 10. Januar 1896.

Lieber Genosse!

Ich erhalte dein Schreiben und jenes von A. vom 4. Dezember; die andern, von denen du mir sprichst, habe ich nicht erhalten.

Jetzt, da einige Zeit abgelaufen seit der Auflösung der Kolonie Cecilia, scheint es mir, dass ich im stande bin, die Thatsachen mit grösstmöglichster Seelenruhe zu betrachten, dass ich es vermag, auf das Genaueste die Hauptursachen des Misserfolges von den sekundären und anekdotischen zu unterscheiden.

Meines Erachtens kompromittieren weder die einen noch die anderen das Ideal des Kommunismus oder das der Anarchie.

Beachte wohl, dies ist nicht das Urteil eines Sektierers, wie die Bourgeoisie sagen könnte; denn wenn ich mich gerade so oder noch mehr als früher als Anarchist fühle, so fühle ich mich nicht mehr so sehr Kommunist. Auf intuitivem Wege bin ich zu einer anderen ökonomischen Kombination gekommen, welche mir natürlicher, spontaner, vernünftiger und rationeller, wenn nicht gar gerechter als der Kommunismus erscheint.

Ich habe sie in einer noch nicht veröffentlichten Broschüre: „Il Paranà nel secolo XX“ (der Paranà im 20. Jahrhundert) niedergelegt. Trotz dieses meines Wechsels der Sympathien bin ich sicher, dass Cecilia nicht fiel, weil es kommunistisch war, und noch weniger, weil es anarchistisch war. Es fiel, weil es arm war; und es war arm, weil es mit äusserst geringen Mitteln begann, mit zu landwirtschaftlichen Arbeiten untauglichen Leuten, weil allein in einer Welt, die ihm ökonomisch fremd war. Der Enthusiasmus ist ein ausnahmsweiser Nervenzustand, der nicht immer andauern kann und sich auch bei den Cecilianern abkühlte. Wir genossen die Freiheit in unsern internen Beziehungen, aber uns fehlte das materielle Wohl-

ergehen, und der Mensch schätzt und wünscht am meisten das, was er nicht besitzt. Unsere kleine anarchistische Welt war zu klein und folglich zu arm, um uns das Weissbrot, die Flasche Wein, den Platz im Theater, das weiche Bett, die liebende Genossin zu gewähren; im Gegensatz zu der Rhetorik der Dichter haben wir die Rosen der Sklaverei den Dornen der Freiheit vorgezogen. Du musst folgendes wohl verstehen: Wenn eine Gemeinschaft, sei sie landwirtschaftlich, sei sie industriell, nicht die Fähigkeit und genügende Produktionsmittel hat, so geht es ihren Mitgliedern, wenigstens hier, besser, wenn sie durch den Kapitalisten ausgebeutete Lohnarbeiter sind.

Dies ist meines Erachtens, die wahre Ursache, welche Stück für Stück die Auflösung von Cecilia vorbereitete. Wäre die ganze Welt cecilianisch geworden, ich behaupte, sie wäre es noch immer.

Die zufälligen Ursachen, die individuellen Beschuldigungen, die persönlichen und privaten Zwischenfälle, welche der Auflösung vorangegangen, sie begleitet haben und ihr gefolgt sind, diese alle sind, meines Erachtens, ohne Wichtigkeit. In ähnlichen Fällen gefallen sich Leute geringerer Intelligenz darin, sich gegenseitig anzuklagen. Ich, im Gegenteil, finde — betrachte mich aber deswegen nicht als intelligent —, dass alle ihr Bestmögliches gethan haben, ein jeder seinen Fähigkeiten entsprechend. Ein wenig Gutes, ein wenig Schlechtes haben wir alle gemacht, denn wir sind ja alle ein bisschen weise, ein bisschen Böotier, ein wenig gut, ein wenig schlecht.

Meines Erachtens ist Cecilia kein Misserfolg gewesen. Sie war ein Experiment, und ich glaube ein neues in der Geschichte, welches genügend lange gedauert hat, auf dass in ihr die organische Idee der Anarchie auf die Probe gestellt werden konnte. Und sie ist unversehrt hervorgegangen.

Dies vom wissenschaftlichen Standpunkt aus.

Was den Standpunkt der Propaganda anbelangt, so scheint es mir, dass Cecilia, besonders durch deine Arbeit als Uebersetzer, in den drei letzten Jahren so viel geleistet hat, als alle ihre Teilnehmer in ihrem ganzen Leben kaum hätten Propaganda machen können.

* *
*

Ich glaube, das ist das letzte gerechte Wort, welches über Cecilia ausgesprochen werden kann. Wenn dich aber statt dessen das unentwirrbare Klatschgebinde interessiert, so brauchst du nur an alle früheren Teilnehmer der Cecilia zu

schreiben — und ich könnte dir viele Adressen liefern — und einen jeden zu fragen, durch wessen Schuld Cecilia gefallen. Ich bin sozusagen sicher, dass ein jeder antworten wird, es sei nicht seine Schuld gewesen, sondern die Schuld der anderen, besonders aber des Hinz und des Kunz. Aber, wenn du aus allen Urteilen die Synthese ziehen würdest, so würde sie, scheint es mir, nicht anders ausfallen als die, welche ich gezeichnet.

* * *

Die gewünschten Zeitungen habe ich nicht.

Wenn du die Broschüre über Cecilia veröffentlichst, wirst du mir durch Uebersendung einiger Exemplare Freude bereiten. Und was sagen die Genossen zu meinen Ideen über die Liebe? Sind sie nicht skandalisiert?

Du thust mir einen Gefallen, wenn du für mich dem Genossen A. [1]) antwortest, dass ich mich seiner wohl erinnere. Dass ich ihm keinen sympathischeren Aufenthaltsort anzugeben wüsste als etwa Topolobampo, Sinaloa, [2]) Mexiko, am Golf von Kalifornien. Er könnte daselbst einen hierarchisierten Kollektivismus studieren und kritisieren. Es ist von Nordamerikanern englischer Zunge konstituiert; er möge sich aber nicht der Illusion hingeben, in irgend einer socialistischen Kolonie das Paradies auf Erden finden zu können; der Mensch verliert daselbst nicht durch ein Wunder seine eselhaften Eigenschaften.

Dank für die guten Nachrichten über Molinari. Viele und herzliche Grüsse an die Genossen, und dir ein Händedruck von deinem Rossi.

Zum Teil veröffentlicht in „Der Socialist“, Berlin, vom 25. April 1896.



[1]) Genosse A., ein Berner, hatte seiner Zeit Rossi in Cittadella besucht. Von einer Orientreise zurückgekehrt, wurde er letztes Jahr von Unteritalien aus in geradezu barbarischer Weise per Schub an die Schweizergrenze transportiert. Bereits in Zürich wies er starke Spuren geistiger Störung auf, und im Sommer dieses Jahres musste er von Genf aus wegen ausgebrochenen Verfolgungswahnes von seinen Freunden in eine Irrenanstalt übergeführt werden. Slovak.

[2]) Inzwischen in privatkapitalistisches Unternehmen entartet. Slovak.

Lieber Genosse!

Ich erinnere mich nicht, ob ich schon geschrieben habe, dass man „Cecilia“ mit jenen winzigen Kreaturen vergleichen kann, welche zuweilen geboren werden, und gesund sind, proportioniert, selbst kräftig, aber unglaublich klein, wahre Mikron der Species, deren physiologischer Lebenskreis äusserst kurz ist, die rasch die von ihren Erzeugern geerbten organischen Kräfte aufzehren. Diese winzigen Kreaturen sterben bald am Zahnen, bald an den Masern, bald an anderer Krankheit, aber in der That sterben sie, weil sie ihren schon im befruchteten mütterlichen Ei vorausbestimmten Lebenskreis überschritten. Wenn der Organismus einen grösseren physiologischen Lebenskreis besessen hätte, hätte er das Zahnen, die Masern bezwungen, aber, so wie der Organismus war, hätte, wenn das Zahnen und die Masern nicht dazwischen gekommen wären, irgend eine andere beständig in der Atmosphäre, in den Getränken oder auf der Oberfläche der Schleimhäute vorhandene Krankheitswesenheit ihr finis geschrieben.

Nun also, die Notizen, welche du über die Auflösung der Cecilia wünschest, repräsentieren für mich nur die Einzelheiten einer bedeutungslosen Episode; denn in der Geschichte der Menschen wie in jener der menschlichen Gesellschaften halte ich die Art des natürlichen Todes für ebenso unbedeutend, als ich die Art des Lebens für äusserst wertvoll halte. Wenn das Leben der „Cecilia“ ein gutes gewesen, was kümmert mich dann ihr Tod? Aus diesem Grunde schreibe ich diesesmal ohne jenes Interesse, das du so intensiv beim Erwarten dieses Schreibens hegen magst.

Von der Aufrichtigkeit wollen wir nicht sprechen, denn mich soll der Teufel an dem Tage holen, an dem ich nicht mehr aufrichtig wäre. Die Aufrichtigkeit ist in mir nicht Absicht, sie ist nur ein angeborenes und unheilbares Laster, ich möchte sagen, ein Klappenfehler.

Um die Auflösung der „Cecilia“ verstehen zu können, müssen wir auf das Ende des Jahres 1891 zurückgehen, zu welcher Zeit in der „Cecilia“ eine zahlreiche Gruppe Parmenser Bauern mit ihren Familien ankam. Diese Genossen brachten in das anarchistische Gemeinwesen einen mächtigen Zuwachs von Arbeitskraft. In ihren Händen spaltete der Sackpflug die jungfräulichen Wiesen zur Bepflanzung mit Weinstöcken; ihre starken Arme waren es, die die grösste Strecke Waldes niederlegten, um Platz zu schaffen für Cerealien und Hülsenfrüchte, ihr Werk war es, dass das Vieh Stallung er-

hielt und der Acker fruchtbaren Dünger. Die Genossen waren es, welche in das Gemeinwesen den süssen Hauch ländlicher Einfachheit brachten: niemals, o du guter, schlichter, edler Pietrone, wird irgend ein Cecilianer dich vergessen, und bin ich glücklich, guter Pietrone, an dieser Stelle deinen Namen mit Segenswünschen in die weite Welt klingen zu lassen.

Ja, alles das ist wahr, spontan und gern sage ich es. Und noch etwas anderes muss ich zu ihrem Lobe sagen.

Wenn auf dem Boden der Kisten oder Koffer eines Genossen die Frau, bevor sie Italien verlassen, ein Hausbild von Christus oder Heiligen versteckt hatte und nicht eines von jenen, . . . wie soll ich sie nur nennen? . . . kam in den Kisten der Parmenser Bauern, welche als solche auf den italienischen Gefilden eher einzig dastehen als selten sind, eine schöne Blüte des Unglaubens, an.

Jedoch viele unter ihnen waren Egoisten. Von jenem knickerigen Bauernegoismus, der viel ausgebeutet worden, der viel gelitten, und der, um nicht zu unterliegen, von Generation zu Generation misstrauisch und egoistisch werden musste. Wie konnte dieser Egoismus in einem anarchistischen Gemeinwesen funktionieren und wie funktionierte er? Nur durch das Vergleichen der Produktivität der eigenen Arbeit mit der Produktivität der Arbeit anderer. Dieser Vergleich war leicht zu ziehen und zwar zu Ungunsten der Nichtbauern unter den Genossen: indem diese wenig an die Feldarbeit gewöhnt, und auch einige, sei es aus Trägheit, aus Gewohnheit, sei es mit Absicht, wenig arbeitsam waren. Das Resultat dieses Vergleichens war, dass einige Bauern das Gemeinwesen verliessen und sich auf eigenem Boden als unabhängige Kolonisten ansiedelten. Andere blieben. Von den Zurückbleibenden spornten die meisten die Genossen schweigend oder offen zu grösserer Arbeitsleistung an. Hieraus ergab sich das eigenartige Phänomen, dass in jener anarchistischen Gemeinschaft ein jeder auf sich die Kontrolle seines Genossen lasten fühlte, eine, obschon stillschweigend und verkappt, viel schwerere und viel unerträglichere Kontrolle als die eines Werkführers in einer europäischen Werkstatt. Da in Wirklichkeit das Recht zum Müssiggang fehlte, war die Anarchie ein Wort geworden: der Aufenthalt in der „Cecilia“ war für einige moralisch peinlich geworden.

Die Bauern, wenn es für sie auch nicht diesen Anschein hatte und sie auch stets dagegen protestierten, dass dem so sei, bildeten in Wirklichkeit eine Partei; das war

ganz natürlich, denn eine Art Interessenidentität vereinte sie. Diese Partei wurde verstärkt durch einige arbeitsamere Genossen, durch einige andere, die das Band der Freundschaft oder neuer Verwandtschaft mit ihnen verknüpfte. Diese Partei, und wenn wir es nicht Partei nennen wollen, so nennen wir es Gruppe, was für mich gleichbedeutend ist, überwarf sich mit den weniger Arbeitsamen, mit den zur körperlichen Arbeit Schwächeren, mit einer Gruppe neuangelangter Arbeiter und mit mir, da ich ihnen nicht beipflichtete und auch nie Sehnsucht verspürte, den Boulanger der „Cecilia" zu spielen.

Wir stehen also an der Krisis, die Masern haben das anarchistische Mikron ergriffen.

Aber man schämte sich, auf dieser Basis die Auflösung zu provozieren. Im allgemeinen haben die Menschen unter so vielen Schwächen auch jene, nicht gestehen zu wollen, was sie sind: in diesem Falle Egoisten.

Und zwar waren alle Egoisten, da des materiellen Lebens, welches geführt wurde, müde. Wenn das Gemeinwesen genügend Mittel besessen hätte, um einem jeden die Arbeit zu gewähren, welche er am liebsten verrichtete, wenn die Hülfsquellen des Gemeinwesens reichlichere gewesen wären, die Existenz bequemer und angenehmer, der physiologische Lebenskreis grösser, dann hätte der Organismus die Krisis überstanden, selbst durch Ausscheidung kranker Teile. Statt dessen waren alle erregt durch das Elend, welches wir unerschrocken drei Jahre lang ertragen, aufrecht erhalten nur durch den Enthusiasmus der neuen Initiative; und jetzt erwarten alle oder wünschten vielleicht eine Krisis herbei.

Und folgendermassen ist sie gekommen. Mit der Gruppe Parmenser (aus der Gegend von Parma) Bauern kam ein frühreifes Mädchen an, welches mit allen Männern der Kolonie zu kokettieren anfing. Widerstehen war leicht für den, der eine Gefährtin hatte: aber die Ehelosen, welche inmitten tugendhafter Frauen seit zwei oder drei Jahren in einer gezwungenen Keuschheit gelebt, widerstanden nicht. Ich war unter diesen, denn Adelia war noch nicht in der Kolonie angekommen. Auch zwei oder drei Verheiratete verfielen der Sünde. Die Bourgeois der Liebe mit vollen Bäuchen, welche nicht an den Hunger glauben, entfachten einen Sturm moralischer Entrüstung, und die einen gingen nach rechts und die andern nach links. Dies geschah im Mai 1893, als „Cecilia" auf 50 Einwohner bereits zurückgegangen war.

Ich betrachte hiermit die Geschichte der „Cecilia" als be-

endigt. Es blieb eine kleine Gruppe der Neuangelangten übrig, und das war der Abschnitt der „Cecilia“, den ich nicht sah und den ich daher nicht erzählen kann. Ich weiss, dass in jener kleinen Gruppe Rivalitäten sich zeigten; dass sie nach sechs Monaten durch eine andere kleine Gruppe ersetzt wurde, und dass in dieser letzten Gruppe die Uneinigkeit dermassen anschwoll, dass sie gezwungen war, sich im April 1894 aufzulösen. Die Aktiva der „Cecilia“ wurden an eine Gruppe jener Parmenser Bauern, die die Krisis provoziert, verkauft, und reichten dazu aus, die Schulden des Gemeinwesens zu zahlen, sowie die Reisespesen der letzten Kolonisten bis Curityba. — — — — — — — — — — — — — — — —

Uebermittle den Genossen meine Grüsse und empfange einen brüderlichen Händedruck von deinem

Rossi,

Escola de Agricoltura, Taquary, Rio Grande do Sul, Brasilien, 6. April 1896.

(„Der Socialist“, Berlin, vom 6. Juni 1896.)



Taquary, Rio Grande do Sul, Brasilien,
18. April 1896.

Lieber Sanftleben!

Ich habe die Nummern des „Socialist“ mit der Uebersetzung der „Cecilia“ erhalten. Dank.

Dir, der du in ausführlicher Weise auch die Liebesepisode übersetzt hast, wird es vielleicht Freude bereiten, die Photographie von Elèda, jener guten, intelligenten vorurteilsfreien Frau, zu erhalten. Ich schicke sie dir, wenngleich der Photograph sie ein wenig entstellt hat.

Du erinnerst dich an eine Stelle der Broschüre, an welcher ich sagte, dass, wenn meinem Willen fern liegende Gründe mich nicht gehindert hätten, ich Elèda gebeten haben würde, einen Jüngling der Kolonie zu lieben, dass ich ihn ihr zugeführt haben würde und das Bett mit Blumen geschmückt hätte. Nun wohl, als ich die Broschüre schrieb, hatte ich es schon gethan, indem ich auf diese Weise einen jungen Genossen vor einem nahen Tode infolge von durch die Ehrenhaftigkeit der Frauen von Cecilia verursachter Masturbation rettete. Ich konnte es nur nicht erzählen wegen der Eifersucht von Annibale; Eifersucht, basiert auf Stolz und Egoismus

und Eselhaftigkeit, welche der Episode einen Verlauf voll von psychologischem und socialem Interesse gegeben hat. Aus den Umarmungen dieses Jünglings entsprang das ältere Mädchen, Hebe, während die kleine Pierina mir ähnelt. Die physiologische Erblichkeit der Gesichtszüge hat mit meinem Versuche, die Vaterschaft auszulöschen, ihr Spiel getrieben.

In den Geschehnissen, welche der Liebesepisode gefolgt, ist die schönste, intelligenteste, altruistischste Seite durch Elèda repräsentiert worden. Annibale, der in der „Cecilia" anscheinend beigepflichtet hatte, wurde ausserhalb der Kolonie unerträglich, beschränkt mürrisch, alles auf Basis eines alten Alkoholismus. Da das Zusammenleben zwischen ihm und mir unmöglich geworden, beschloss Elèda bei ihm zu bleiben, da sie, ausser dass sie ihm nicht übel wollte, ihn als einen noch ärmeren Teufel als mich betrachtete, weniger fähig, sich bei einer Trennung zu trösten, mehr in Gefahr, zu sterben wie ein Hund im Elend und im Alkoholismus. So ist ihm das Glück beschieden, mit der guten Elèda und den lieben Kindern zu leben, und ich bin es, der allein lebt, wie ein Hund. Wenn die Dinge so in der zukünftigen Gesellschaft laufen, wird, infolge der weiblichen Barmherzigkeit und infolge der männlichen Niederträchtigkeit, welche weint und fleht, die sexuelle Selektion rückwärts gehen.

Ich vergass dir zu sagen, dass der Jüngling Geleoc, ein Bretone, durch den Hebe geboren, nach unbekanntem Bestimmungsorte abreiste.

Viele Grüsse, lieber Genosse, und wenn du kannst, so schicke mir einige französische Publikationen, denn ich verstehe nicht Deutsch.

Dein Rossi.

(Aus „Die Freiheit", New-York.)

Taquary, 14. Juli 1896.

Lieber Genosse!

Hierdurch beantworte ich dein liebes Schreiben vom 2. Juni. . . . Du fragst mich, ob mir eine Neuausgabe meiner Schriften in italienischer Sprache unangenehm wäre. Gewiss nicht; wenn wir denken, wenn wir wirken, wenn wir schreiben, so thun wir es gewiss für uns selbst, aber thatsächlich thun wir es doch auch, um andere in jene Reihe von Reflexionen und von Ideen hineinzuziehen, die uns logisch und vernunftgemäss

erscheint, und man hegt den Wunsch, von möglichst viel Leuten gelesen zu werden, ohne dass die Eigenliebe damit etwas zu thun hat und glücklicherweise, weil wir so frei von der Hypokrisie der Bescheidenheit sind. Das einzige Unangenehme, das ich finde, ist, dass all dies Zeug vor zwanzig Jahren begonnen wurde, gedacht und geschrieben zu werden, immer fort und fortgesetzt, bis auf den heutigen Tag; es hätte nötig, umgewandelt, korrigiert und mit den heutigen Ideen und Gefühlen harmonisiert zu werden. So wie es vor mir liegt, erscheint es mir als kleines Chaos. Da ich aber weder die Zeit noch die dazu erforderliche Ruhe habe, es zu thun, so sieh' du zum Rechten und entscheide du. Das Manuskript „il Paranà nel secolo XX“ habe ich hier in der Kassette, aber auch dies sollte man durchsehen und in einigen Einzelheiten vervollkommnen.

Nun musst du wissen, und es wird dir kindisch erscheinen, dass ich in einem nervösen Zustande bin, der mir eine solche Arbeit nicht gestattet; aber das Kindische ist das, dass meine Nervosität von der Erwartung Elèdas abhängt, die mir versprochen hat, mich auf vierzehn Tage mit den Kindern zu besuchen, und schiebe ich jede Arbeit bis nach ihrem Aufenthalte zurück.

... Ausser der Wohnung erhalte ich jetzt 350 Franken monatlich, und vor mir habe ich den schönen Fluss Taquary, die mit Wiesen und Wäldern bedeckten Hügel, hier um mich herum all die Araukarien, Palmen, Orangen, aber kein einziges Café, kein Theater oder Vergnügungshaus, wo ich hingehen und etwas ausgeben könnte; ich bin in einer schönen Wüste. A propos, du wirst dich fragen, was ich eigentlich mit all dem Geld anfangen will. Ich möchte damit den Kindern der Elèda ein Nestchen bereiten, woselbst sie intelligent und frei aufwachsen sollen, ohne es nötig zu haben, beherrscht zu werden oder zu herrschen.

... Ich habe die Notizen der Freunde Guindani und Bissolati gelesen. Wie gewohnt, verkennt auch Bissolati, wenn er die Experimente als Illusionen und Utopien bezeichnet, den Charakter derselben, welcher der des Studiums, aber nicht der des Beweises noch der der Initiative ist. Ich bin nicht aus Illusionen gestürzt, von meinem Standpunkt aus betrachtet. Wenn die „Cecilia“, so wie sie erstand (arm, unfähig, ungebildet, italienisch) in ihrem Blute Plasma und Körperchen für drei Lebensjahre getragen, wenn sie in der normalen Periode auf hundert Einwohner kam und

die bekannten Feststellungen gestattete, so hätte eine andere Kommunität, welche sich unter günstigeren Bedingungen hätte ausarbeiten und geschaffen werden können, glaube ich, zwanzig Jahre lang leben können, auf tausend Einwohner kommen und das Studium umfassenderer Phänomene ermöglicht. Alles, was wir wissen müssen, ist nur, ob es vorzuziehen ist, ein gewisses Quantum von Energie auf diese Weise zu verausgaben, oder aber im Klassenkampfe und im Parlamentarismus, wie es mein guter Freund Bissolati will, oder in der revolutionären Propaganda, wie es Genosse Malatesta denkt. Und die Lösung dieses Problemes hängt von vielen Umständen ab, von denen einige kausaler Natur sind, die sich dem Kalkül entziehen. Zum Beispiel bin ich immer noch der Meinung, dass „Cecilia“ nützlich gewesen; aber ich bin auf der andern Seite davon überzeugt, dass ein einziger Henry und ein einziger Caserio viel nützlicher gewesen als die ganze Kolonie, und zwar durch den Inhalt ihrer Erklärungen vor Gericht, welche mit einem Gepräge von Grösse und Feierlichkeit den Erdball durchliefen, und Tausende von Intelligenzen und Herzen gewannen, selbst bis in dieses ferne Land hinein. Wenn die Kolonie der Guillotine — und wer kann das wissen? — einen Henry, einen Caserio entrissen hätte . . . so hätte sie mehr Schlimmes als Gutes gethan. Denkst du nicht auch so? Du kannst dir nicht denken, welche Liebe und Bewunderung ich der Geistesgrösse dieser edlen Genossen zolle.

Ich werde deine Grüsse Elèda übermitteln, sobald sie anlangt, inzwischen drücke ich dir herzlich die Hand. Dein Rossi.



Taquary, den 14. Januar 1897.

. . . .

. . . Verzeih' mir, wenn ich dir nicht weiter schreibe, wie ich gerne möchte; erst wenige Tage sind verflossen, seit meine vergötterte Pierina in meinen Armen ihr kleines Leben ausgehaucht, und ich bin noch unsäglich traurig und apathisch; sie war ein so liebreiches Wesen, 14 Monate alt, gut und artig. Jetzt ist sie im Begriff zu zerfallen in einer Marmorurne, inmitten von Vasen mit Blüten, hier im anstossenden kleinen Zimmer. Diese kleine Urne bildet das grösste Paradoxon meines Lebens. Aber so lieb war sie, unsere kleine Pierina!

Herzlich drückt dir die Hand Dein Rossi.



IV.

Der Paranà im XX. Jahrhundert.

Utopie

von

Dr. **Giovanni Rossi (Cárdias).**

(Bisher noch nicht veröffentlicht.)

Der Paranà im XX. Jahrhundert.

In einem Alter von zwanzig Jahren von der Utopie ausgehen, im dreissigsten Lebensjahre durch die Experimente passieren und mit vierzig nochmals zur Utopie zurückkehren, ein solcher Gang der Entwicklung dürfte manch einem wie die Rundreise eines enttäuschten, aber halsstarrigen Geistes vorkommen. Hingegen bedeutet es den Spirallauf eines Bewusstseins, das sich um eine Axe herum evoluiert und emporsteigt.

Es ist eine Utopie; ernsthafte Leute lachen darüber oder lesen sie lieber nicht.

Wirklich? Aber die Utopie ist eine weniger unverdauliche litterarische Form, Art und Weise, Dinge darzustellen; und in einem Roman oder einer Erzählung können ebensoviele Wahrheiten stecken, als in manch einem gewaltigen Bande der Nationalökonomie Lügen enthalten sein mögen.

In dieser Beziehung mache ich mir keine Gewissensbisse, und mag der „Paranà im XX. Jahrhundert“ nur das Escadre von „Poggio al Mare“, „Cittadella“ und „Kolonie Cecilia“ abschliessen.

Eine ernstere Frage, wenigstens für mich, war es, zu wissen, ob es angebracht sei oder nicht, durch diese Schrift aus dem kommunistisch anarchistischen Fahrwege hinauszutreten. Denn ein armer Teufel kann sich durch die edelsten Ideen dieser Welt begeistern lassen, kann im besten Glauben arbeiten und dem Ideale, das er liebt, doch mehr des Ueblen erweisen, als ein verbissener Gegner je zu thun vermöchte.

Aber ich urteile folgendermassen: Leute, die lesen, und besonders die, welche etwas mehr als nur lesen können, werden wahrhaftig nicht so thöricht sein, wie man annimmt; wenn der Blick in die Zukunft, den ich nachstehend zu entwickeln gedenke, Narretei ist, steht zu hoffen, dass die Leute es merken; dann wird mein Paranà Fiasco machen und die

kommunistische Idee wie zuvor aufrecht erhalten bleiben. Wenn aber in meiner Art und Weise, die Dinge zu betrachten, etwas Gutes, Rationelles, Wahrscheinliches stecken sollte, so werden wir ja darüber sprechen können, und die Welt ginge wohl darüber nicht zu Grunde, wenn wir das alte Ideal von einem neuen Gesichtspunkte aus zu betrachten hätten.

Sagt mir doch einmal gefälligst, was ist schliesslich der Kommunismus? Ist es denn nicht ein ausgeklügeltes Mittel, dieser armen, wild gewordenen und chikanierten Menschheit ein wenig Frieden zu schaffen, durch Eroberung der höchsten Freuden für alle, die heute den Wohlstand und die Freiheit ausmachen? Ist nicht auch die Gleichheit nur ein Mittel, das zur Erreichung genannten Endzweckes für notwendig erachtet wird? Da ist es uns nun passiert, das Mittel mit dem Endziel zu identifizieren, das erstere zur Würde und zur Unzerstörbarkeit des letzteren zu erheben, uns für den Kommunismus und die Gleichheit vielleicht mehr zu begeistern als für die Erneuerung der Menschheit, gerade so wie ein Narr von Bauer den Spaten mehr liebt als die Aehren des Weizens. Wir haben uns in die zur Versteinerung günstigste Lage versetzt.

Verstehen wir uns richtig: ich leugne nicht die Möglichkeit des kommunistischen Anarchismus, noch weniger die Möglichkeit, dass er direkt oder nach dem verhängnisvollen Versuche des autoritären Socialismus an die Stelle des kapitalistischen Regimes treten könnte. Meines Erachtens ist der Mensch physiologisch sowohl als auch psychologisch fähig, auf jegliche Art und Weise zu leben, von der vernünftigsten bis zur albernsten. Was ich aber bezweifeln möchte, ist, dass der anarchistische Kommunismus thatsächlich fähig sei, die Wünsche der Menschheit zu befriedigen, die Freiheit zu garantieren, die gewöhnlich teurer ist als das Wohlergehen.

Ich müsste sehr weitläufig werden, wenn ich meinen Zweifel völlig rechtfertigen wollte. Aber die Hauptursachen will ich sagen.

Vor allem wollen die Menschen von Gleichheit nichts wissen, und es ist erstaunlich, daran zu denken, welche Popularität diese Idee und dieses Wort während der französischen Revolution gehabt haben. Um die Gleichheit steht es gerade so, wie um die christlichen Tugenden; zu den Worten sagen sie alle: ja, aber bei den Handlungen vollführen sie alle: nein. Und das hängt nicht nur von dem Egoismus ab, aus welchem jedes Individuum trachtet, besser zu stehen als sein Nachbar,

sondern ist auch (und ich könnte sagen: speciell) auf jene Eitelkeit zurückführen, die einen jeden, und zwar mit einer Talmi-Ueberzeugung davon überzeugt, dass er mehr — und wie viel mehr! — sei als alle anderen. Es scheint, als ob jeder Mensch mit einer grossen Berufung danach trachte, sich in allem und in nichts mit den andern zu vergleichen; und wenn es ihm passiert, und es geht ihm oft so, „Ich?!“ ausrufen zu müssen, so geschieht es mit einem gewissen Anschwellen der Stimme, das, wenn es wiedergegeben werden sollte, ein halbes Dutzend Fragezeichen und ein ganzes Dutzend Ausrufungszeichen erfordern würde. Und das vollzieht sich auf allen Stufen der socialen Hühnerleiter; auf der niedersten, von wo aus Bismarck und Crispi ihr „Ich“ in Hinsicht auf die deutsche oder italienische Einheit ausrufen, wie auch auf der obersten — es ist dies meine Wertschätzung —, auf welcher der arbeitsame und weise Bauer sein „Ich“ erschallen lässt in Rücksicht auf die Ackerfurche, welche er mit der Pflugschar zieht, oder auf das Schwein, welches er im Stalle mästet. Sollte die Menschheit wirklich blödsinnig sein? Wer kann es wissen? Es ist nun aber einmal so: der Mensch preist sein „Ich“, wie der Pfau seinen Schweif ausbreitet; weder du noch ich können etwas dagegen thun, um so mehr als auch wir zwei äusserst gut dazu veranlagt sind, unser „Ich?!“ in die Welt hinauszurufen, sei es aus Eitelkeit oder Bescheidenheit, und den schönsten Pfauenschweif auszubreiten, den je das Sonnenlicht beschienen.

Bringet nun diese innerste und tiefe Hyperästhesie des „Ich“ in Kontakt mit dem Ideal des Kommunismus und der Gleichheit, und sofort wird an euer Ohr der Lärm der individuellen Proteste eindringen. Keiner will etwas von Kommunismus und Gleichheit wissen; denn ein jeder dünkt sich besser als sein Nachbar.

Die kommunistische Propaganda hat keinen ihrer Intensität proportionellen Erfolg gehabt; die grosse Masse weist ihn zurück und unter denen, die ihn acceptieren, weiss ich nicht, wie viele mit seiner Anwendung zufrieden sein würden.

Wenn der Kommunismus und die Gleichheit Mittel sind, die nicht einmal Ueberzeugungskraft haben, warum werfen wir sie dann nicht zum alten Eisen und schaffen bessere?

Ich habe gesagt, und ich nehme es nicht zurück, dass ich den Kommunismus, wie eine jede andere Form der Gemeinschaft, für anwendbar halte, und ich habe ihn drei Jahre in

der Kolonie Cecilia im embryonalen Zustande beobachtet? Aber wird er die Menschen zufrieden machen?

Ihr könnt euch gar nicht denken, wie sehr es mich abstösst, selbst unter anderer Form und für einen anderen Endzweck die Argumente der Bourgeoisie in Anwendung zu bringen; es stösst mich speciell ab auf Grund der wenig schmeichelhaften Meinung, die ich über ihre intellektuellen Fähigkeiten hege. Aber ob es nun abstösst oder nicht, wir müssen einmal hier hindurch.

Von Fourier ausgehend, haben wir alle Schattierungen studiert, um uns von der Arbeit die Vorstellung eines grossen schönen Vergnügens zu verschaffen. Es gelang uns, uns selbst davon zu überzeugen, aber, o weh, es ist uns nicht gelungen, den anderen diese Ueberzeugung beizubringen; und „die anderen“, das will nichts weniger besagen als tout le monde. Wenn es nun wahr wäre, dass der Stimulus des individuellen Interesses weder durch den Geist der Solidarität, noch durch die Sparsamkeit in der Produktion, noch gar durch die mechanische Mithülfe ersetzt werden könnte . . . wäre das so verderblich?

Nun gut, suchen wir also eine Lösung, bei welcher das genannte „Ich“ mit dem Bedürfnis, bewundert zu werden, selbst in den entlegensten Beziehungen die treibende Kraft des persönlichen Interesses fände. Wenn das Mittel sich ändert, aber nicht das Endziel, so sehe ich nicht ein, weshalb dann blutige Thränen vergossen werden sollten.

Gehen wir zu etwas anderem über.

Die Formel: „Jeder nach seinem Willen, jedem nach seinen Bedürfnissen“ ist schön, dagegen lässt sich nichts einwenden. Sie könnte nicht anarchistischer sein. In die Praxis umgesetzt aber hinkt sie. Wer wird mich vor dem Arbeitsgenossen schützen, dem mein Wille als ein „besseres Wollen“ erscheinen würde? Es mag so scheinen oder auch wirklich so sein. Und während er mir gegenüber etwas das Maul hängt, würden durchscheinende Andeutungen in der freien Werkstatt oder im freien Felde in der Luft liegen, und eines schönen Tages würde er zu mir sprechen: „Weisst du, Genosse? ich habe meine Haut nicht in der socialen Revolution zu Markte getragen, um dann von dir ausgebeutet zu werden, wie einst durch die Bourgeoisie!“ Und ich, der ich niemand ausbeuten will, der ich mich zufrieden geben möchte, das Wenige, was meine Arbeit hervorbringt, zu geniessen, der ich aber ruhig leben möchte mit dem vollen Rechte, wenig oder viel zu arbeiten, wie es mir gerade der Augenblick gebietet,

was könnte ich ihm antworten? Und wenn die Stimme eines einzelnen zum hundertstimmigen Chore wird? Und wenn ich niemand anklagen sollte, mich aber der Zweifel plagte, sie könnten das denken, was sie nicht aussprechen? Und wenn sie das denken und sagen, was zu denken und zu sagen sie kein Recht besitzen? Meine arme Freiheit, in was für einen Schraubstock bist du hineingeraten! Es ist zwar ein anarchistischer, das ist wahr, aber doch ein Schraubstock.

Und wenn ich nun wirklich ein Vagabund wäre, wenn mir nur die vereinfachte Arbeit, die dem Tiere gefällt, wohlbehagen sollte: kurz und bündig nur für die Ernährung sorgend? In diesem Falle könnte ich in der bürgerlichen Gesellschaft das Glück haben, gelbe Handschuhe anziehen zu können, zum Deputierten ernannt zu werden, künstlich Unruhe zu stiften; oder ich könnte das Unglück haben, als gewöhnlicher Lump einfach zu stehlen, um in der Folge gebührend eingekastelt zu werden. Der eine wie der andere Fall ist bös; aber würde es in der kommunistisch-anarchistischen nicht noch viel schlimmer sein?

Vor zwanzig Jahren hatte ich im „Commune socialista“ die Verirrung, zu denken und zu schreiben, dass die Faulheit gerade so, wie heute der Eckensteher, der öffentlichen Verachtung preisgegeben sein würde. Ich will mich nicht als Autor citieren, denn zu jener Zeit war das eine der herrschenden Ideen. Welch ein Greuel! Was für eine Inquisition! Heute verleugnet man die Möglichkeit des Müssigen in der zukünftigen Gesellschaft und für jeden Fall zuerkennt man ihm eine Art des Rechtes auf Faulheit. Ja, aber das ist nur in der Theorie. Wie in der Vergangenheit, wie in der Gegenwart, so gibt es und wird es auch in der Zukunft Arbeitswütige geben, solche, die so so la la schaffen, und solche, die von der Arbeit gar nichts werden wissen wollen. Mit dem „Ich“, mit dem persönlichen Interesse und mit dem Tanzwütigen wollt ihr verhindern, dass unter Genossen keine Ausbeutung geschieht; verhindert doch, wenn ihr es könnt, dass diese öffentliche Verachtung sich nicht konstituiert als die tyrannischste aller Autoritäten.

Suchen wir also eine andere Lösung ausserhalb des Kommunismus und der Gleichheit.

Und wie steht es mit dem Konsum?

Stets wird es solche schöne individuelle Produkte geben, die so viele wünschen werden. Nun gut, sie kommen auf den gemeinschaftlichen Haufen und wer sie haben will, nimmt

sie. In diesem Falle fürchte ich nicht, dass die Leute, um sie zu erlangen, sich hauen würden. Besser wäre es, wenn ein Naturwunder sich vollziehen würde, und in der Natur ist alles gut; aber der Möglichkeit des Eintretens dieses Falles steht zu viel Scham, zu viel Heuchelei und auch zu viel Güte entgegen. Ich fürchte das Gegenteil. Wer diese schönen Produkte, seien es nun Frühpfirsiche oder weiche Stiefelchen oder Schuhe, oder gar tröstende Gemälde, am meisten wünschen würde, nimmt sie nicht, aus Furcht, andere des Gegenstandes zu berauben, oder im gewöhnlicheren Falle, weil er fürchtet, egoistisch zu erscheinen; der letztbeste oder Skrupelloseste eignet sich die Sachen an, und wer gesehen wurde, der wird gezeichnet, aber in diesem Punkte, Babeuf möge verzeihen, ist die bürgerliche Gesellschaft vorzuziehen, in der ich eine Woche lang wie ein Kuli schinden oder meine Jacke verkaufen kann, aber doch das Recht habe, zu kaufen, was ich will, ohne irgend jemand Rechenschaft darüber ablegen zu müssen. Das scheinen Kleinigkeiten zu sein, aber vervielfältiget sie für alle Momente des Lebens, und ihr werdet sehen, dass der Kommunismus, auch der anarchistische, die individuelle Freiheit beschränkt.

Und sollte nicht eine andere Lösung möglich sein?

Die Frage scheint mir im Begriffe, aus der richtigen Bahn zu kommen. Stets hat sich auf diese Weise der Fortschritt vollzogen.

Was den Verkehr anbelangt, so reiste man, so lange man sich bemühte, die Strassen zu schottern, die Pferde mit Hafer zu versorgen und die Räder der Postkarren zu schmieren, im Schneckengang. Die Lokomotive, an die niemand gedacht, musste erfunden werden, um rascher von der Stelle zu kommen. Mit den optischen Telegraphen und dem elektrischen Telegraphen vollzog sich die gleiche Sache. Desgleichen geschah in Bezug auf die pharmaceutische und die Serum-Medizin; und so kommt überall das Wahre, Richtige unverhofft und aut einem Wege, auf dem niemand es erwartet.

Ich glaube nicht, dass ich das Wahre bringe, wohlverstanden, meine Bescheidenheit reicht nicht so weit. Ich biete euch, liebe Genossen, nur eine Idee dar, die ich ausserhalb der gewohnten Fahrstrasse gefunden habe. Ich biete sie euch dar, um auch euch zum Suchen anzuregen anstatt fortzufahren, die Omnibusse von Owen, von Fourier, von Cabet oder Bellamy zu vervollkommen, woran ich lange Zeit herumlaboriert habe.

Suchen wir die praktische Formel, welche in Wahrheit den Neigungen und Bestrebungen aller Ausgebeuteten, aller Unterdrückten, aller Betrübten entspricht, und ihr werdet sehen, was für einen anderen und grösseren Erfolg unsere Propaganda haben wird.

Was mich in tiefster Seele bewegt, meine lieben Genossen, ist, dass ihr mich nicht wegen der Ketzerei, die in folgenden Seiten niedergelegt ist, exkommunizieren[1]) werdet. Glücklicherweise leben wir in einer Periode, ich will nicht sagen der Toleranz, aber doch der individuellen Freiheit; die anarchistische Idee steht allen Ideen offen, allen Tendenzen, allen Initiativen. Vor zwanzig Jahren war dies nicht der Fall, ich erinnere mich dessen sehr wohl, und vor zwanzig Jahren hättet ihr mich ans Kreuz geschlagen. Aber zum Glück dachte ich damals wie ihr selbst: auch jetzt noch, aber nur im Endziel, der Anarchie, nicht aber in eurem Mittel, dem Kommunismus.

Vision eines Betrunkenen,

von ihm selbst erzählt.

„Sie glauben also nicht daran?“

Es war an einem lauen Septemberabend, d. h. auf dieser südlichen Halbkugel ein Frühlingsabend. In ritterlicher Weise gastfreundlich aufgenommen in einem brasilianischen Hause in der Nachbarschaft von Morretes, schaukelte ich mich träge in der Amaha (Hängematte) und verdaute eine reichliche Abendmahlzeit, indem ich sie wechselnd mit Kaffee und einheimischem Aguardiente (Branntwein) netzte, welche Getränke Frau Morena mit lobenswertem Eifer emsig umherreichte. Zwischen einer Tasse Kaffee und einem Gläschen Aguardiente bot mir der Hausherr Cigarren von gutem, aromatischem, aber starkem und echtem Tabak an. Eine hübsche Kreolin reichte mir Feuer, um die Cigarre in Brand zu stecken.

Für einen Abstinenzler, wie ich, war das mehr als genug, um das Gehirn in Revolution zu versetzen, um so mehr, als ich an jenem Tage während einer Kahnfahrt auf dem herr-

[1]) ¡¿Quien sabe?! Anmerkung des Uebersetzers.

lichen Flusse Nundhiaquará ein wenig subtropische Sonne genossen hatte.

Der Leser erwarte von mir nicht eine Beschreibung der majestätischen Natur; vor allem, da dies nicht zur Sache gehören würde, und dann, weil er ja in tausend und abertausend Reisewerken eine Schilderung finden kann. Nur muss ich sagen, dass die erhabene, schöne Fülle jener Natur, die für mich neu und originell war, mit der kochenden Sonne dazu beigetragen hatte, mein Nervensystem in Verwirrung zu bringen.

„Ich glaube nicht daran, nein, Herr Diogo Diaz, ich glaube nur an die wissenschaftlich festgestellten, natürlichen Phänomene."

„Aber der Spiritismus beweist doch, dass in der Materie und in den Naturkräften Formen und Eigenschaften existieren, welche die offizielle Wissenschaft noch nicht konstatiert hat. Sie hat sie nicht festgestellt, aber sie existieren."

Mein gastfreier Freund war ein Anhänger von Allan Kardec, wie deren hier viele in Brasilien, besonders auf dem Lande, zu finden sind. Wackere Leute, welche in sich das Bedürfnis nach einem grossen Ideale empfinden. Viele von ihnen sind anämisch, zufolge des warmen Klimas und der ungenügenden Ernährung; sie sind leicht zur Autosuggestion und allen verwandten Phänomenen geneigt.

„Gut, gut, Herr Diogo Diaz; sicherlich gibt es in der Natur noch mehr Dinge, die man nicht kennt, als Dinge, die man kennt. Zugegeben auch ein ewig Unerkennbares. Aber Sie, meine Herren, lassen die Toten auferstehen, und das geht über das Bohnenlied, entschuldigen Sie, aber das kann ich nicht blindlings anerkennen. Ich ziehe es vor, einem weiteren Gläschen Ihres ausgezeichneten Aguardiente meine Anerkennung zu erweisen."

„Zu Diensten. Aber das, was Sie Tod nennen, ist unstreitig Leben in latentem Zustande, wie jede andere physische Kraft. Fortschreitend erkennen wir die Natur in dem Masse, wie Schritt für Schritt sich unsere Hülfsmittel für die Beobachtung entwickeln; inmitten des von uns Erkannten ruht das, was wir erkennen werden, und zu den Dingen, welche wir einst kennen werden, gehört die Seele; eine Daseinsform der Materie, eine Vibration, eine Ondulation, nennen Sie es, wie Sie wollen, aber sicherlich Leben in einem latenten Zustande, welches heute unseren gewöhnlichen Hülfsmitteln der wissenschaftlichen Untersuchung entgeht, aber das sich zuweilen auf empirischem Wege verkündet."

Ich begann mich über diese methaphysischen Abstrusitäten, die nicht für meinen praktischen Sinn geschaffen, zu langweilen. Aber in gewissen Fällen ist das Sich-langweilen eine Weise, sich zu vergnügen, besonders wenn man in einer Hängematte schaukelt und an der geheimnisvollen Schwelle alkoholischer, coffeinischer und nikotinischer Vertierung steht. So hielt ich meinem Spiritisten Stange.

„Sie haben recht, Herr Diogo; das Geheimnis umhüllt noch undurchdringlich viele Probleme der Natur im allgemeinen und des Lebens im besonderen . . . Danke, Madame, Ihr Kaffee ist ausgezeichnet . . . Aber sagen Sie mir doch einmal, Herr Diogo, welches sind denn eigentlich die empirischen Mittel, die einen Zipfel des Schleiers zu lüften vermögen?“

„Eines der Mittel ist die mediumistische Kraft, eine unerklärte Kraft, welche aber doch im stande ist, die latenten Formen des Lebens für unsere Sinne empfindbar zu machen.

„Das heisst in armseligen Worten: Tote erwecken?“

„Wenn Sie diesen Ausdruck vorziehen . . .“

„Aber wie kommt es, dass die Toten uns die Zukunft voraussagen?“

„Sie weissagen sie uns nicht, sie beschreiben sie. Die Dinge, die wir jetzt wahrnehmen, sind für uns Thatsachen der Gegenwart, aber für die, welche sie vor uns wahrgenommen, sind sie Thatsachen der Vergangenheit.“

„Na, das ist 'mal gut! Das erinnert mich daran, dass ich einmal gelesen habe, die Lichtstrahlen, welche vor zweitausend Jahren, während der Scene, welche sich daselbst abgespielt haben soll, vom Calvarienberge ausgegangen, noch nicht auf einem gewissen entfernten Stern angelangt seien, und dass in einigen Jahrhunderten, wenn irgend jemand mit einem guten Teleskope von dem fernen Gestirne die Erde erschauen könnte, sein Blick auf die Kreuzigung Christi fallen würde.“

„Die Parallele ist etwas plump, da sie der bekannten physischen Welt entnommen. Aber da sie den Zweck der Veranschaulichung erfüllt, mag sie gelten.“

„Ob sie für mich diesen Zweck erfüllt? Und ob! Aber wissen Sie, da wäre es ja grossartig für uns Socialisten, die Zukunft kennen zu lernen, die gewisse, garantierte Zukunft, da sie doch nichts anderes ist, als die aus geringerer Entfernung erschaute Vergangenheit. Dürfte ich um eine Cigarre bitten? — Besten Dank!“

Es war schon spät. Die Dame des Hauses und die Kreolin zogen sich nach dem Gutenachtgrusse zurück. Mein Spiritist

und ich blieben zurück, um phantastischen Gedankenbildern nachzuhaschen und zu . . . trinken.

„Wünschen Sie, dass wir einen Versuch machen?“ fragte er mich nach einer Pause.

„Einen Versuch anstellen? Worüber?“

„Einen Geist zu citieren. Die Leute sagen, ich sei ein starkes Medium, und verschiedentlich schon haben die Geister meiner Einladung Folge geleistet.“

Ich befand mich in jenem Zustande halben Bewusstseins, in dem man leichthin Vorschlägen nachgibt, die man im normalen Geisteszustande verächtlich zurückweisen würde. Das gemeinsame Zusammenwirken der Faktoren Alkohol, Kaffee und Tabak hatte mich in einen Zustand ruhiger Ekstase, aber völliger Schlaflosigkeit versetzt.“

„Schreiten Sie zur Beschwörung! Es ist Mitternacht, die günstige Stunde. Lassen wir auf das Wohl des Schattens unsere Gläser klingen, bevor wir seine Ruhe stören.“

„Aber zur grösseren Wahrscheinlichkeit des Erfolges müssen wir den Geist eines gemeinsamen Freundes anrufen.“

„Kannten Sie den armen Dr. Grillo?“

„Er war mir ein sehr lieber Freund; es ist wirklich schade, dass er am tremor panicum starb, als die gesetzliche Reaktion am Picco del Diavolo seine politischen Freunde füsilierte.“

„Gut. Dr. Grillo war ein Mann der Wissenschaft.[1]) Er hat eratische Massen, „halberloschene Gletscher“ und endlich auch einen Zahn eines Elephas primigenius entdeckt. Er war auch ein wenig socialistisch angehaucht, und vor allem ein lieber Mensch und ein ausgezeichneter Freund. Schauen Sie 'mal, ob Sie ihn in jenen Armstuhl hineincitieren können.“

In Wahrheit habe ich keine klare genaue Erinnerung an jene Augenblicke. Aber ich glaube mich zu erinnern, dass mein Spiritist seine Stirne in beide Hände begrub und in tiefes, konzentriertes Nachdenken versenkt zu sein schien.

Sicher aber ist es, dass sich in meinem desequilibrierten Hirne das Phänomen einer Autosuggestion vollzog und ich das Opfer einer Gesichts- und Gehörshallucination wurde; denn nach und nach zeichnete sich auf dem Armstuhle im Halbschatten des Saales ein Körper ab; erst in unbestimmten und verschwommenen Zügen, dann immer schärfer hervortretend, bis endlich der gute Dr. Grillo wie in Fleisch und Blut erschien.

Wie im Traum erschaute ich seine grosse Denkerstirne,

---

[1]) D. h. eine italienische Uebersetzung des Tartarin de Tarascon.

hinter der Brille die grossen Kalbsaugen, gleich den hinter einer Brille hervorlugenden Augen eines Landpfarrers; seinen soldatischen Backenbart, den beträchtlichen Bauch, seine kurzen Beinchen und endlich die unzertrennliche Pfeife in seinen Händen. Er war es zweifelsohne.

Wenngleich starken Geistes und halberfüllt vom Geiste des Zuckerrohres, war ich doch verwirrt und befangen gegenüber diesem Geiste, der einer anderen Welt angehörte. Aber er erblickte mich und begrüsste mich mit der üblichen Bonhomie und der bekannten Phrase, mit der er mich stets auf seiner Estancia in Palmeira empfangen.

„O Gianni, cazzonaccio [1]), welche Freude, dich zu sehen!"

„Auch ich, Grillo, denke desgleichen. Aber unser Interview ist ein zu ausnahmsweises, als dass ich auch nur eine Minute in Zuneigungsergüssen oder philosophischen Untersuchungen verlieren dürfte. Du weisst, was mir vor allem am Herzen liegt. Es ist die intime, radikale, tiefe sociale Revolution, welche im stande wäre, für die Menschheit eine neue und bessere Aera einzuleiten. Kannst du mir hierüber Nachricht geben."

„Ja, und gute. Wie und weshalb, das dir zu sagen, wäre zwecklos. Ihr seid noch zu dumm dazu, ihr lebt noch in einer zu rückständigen evolutiven Form, als dass ihr erfassen könntet, wie eure Zukunft unsere Gegenwart sein kann."

„Schweifen wir nicht ab, Grillo, verlieren wir nicht die kostbare Zeit. Erzähle mir die socialen Geschehnisse des XX. Jahrhunderts hier im Paranà.

„Gegen das Ende des XIX. Jahrhunderts zeichnete sich in unseren Landen eine energische, antipolitische Bewegung ab. Die Niedrigkeiten, die Stehlereien, die Gewaltthätigkeiten, welche auf der einen wie auf der anderen Seite in der letzten revolutionären Periode begangen worden, hatten schon viele Bürger mit Ekel gegen jegliche Parteipolitik erfüllt. Die systematische Plünderung des öffentlichen Schatzes, die lächerlich prahlerische Ruhmsucht intellektueller Nullitäten, welche an der Spitze der Macht den Pfauenschweif ihrer Dummheit entfalteten, das auf der Hand liegende Bestreben der Opposition, die herrschende Partei zu bodigen, um getreulich deren Spiel fortzusetzen, hatten vielen Paranaensern das bewiesen, was wir schon wussten, d. h. dass die Regierung stets aus Komödianten, Wirrköpfen

---

[1]) Für ihn kam dieser calabrische Ausdruck unserm Utopist, Optimist etc. gleich.

und Banditen konstituiert ist, zum einzigen Zwecke, die Situation für ihren und ihrer Unterhälter Nutzen auszubeuten. Die ersten, in welchen diese klare und exakte Auffassung der Politik aufkeimt, erhoben das Feldgeschrei: „Nieder mit der Regierung! Es lebe die individuelle Initiative! Es lebe die freie Association!" Sie waren nur eine Handvoll; binnen Kurzem wurden sie eine Phalanx; sie begannen mit einer Reaktion gegen die Politik, aber dann erweiterten sie sich zu einer socialistischen Bewegung."

„In anarchistischem Sinne?"

„Eh, nein! vielgestaltig, unbestimmt, quasi eklektisch. Die vom Fazendeiro, vom Herba Mattekäufer, vom Kaufmann und politischen Haupte ausgebeuteten guten caboccoli,[1]) die primitiven Landarbeiter mit wenigen Bedürfnissen, aber auch unwissend, die gegenüber einer noch schlimmeren kapitalistischen Ausbeutung keine andere Waffe besassen, als eine unbesiegliche Abneigung gegen die andauernde, disciplinierte Arbeit; eine Abneigung, mein Lieber, die von den Gläubigen als von der Vorsehung gegeben bezeichnet werden dürfte, schüttelten ihre nationale Trägheit ab. Die Volkspropaganda verbreitete sich unter den europäischen Kolonisten, deren Wohlergehen nicht ihrer emsigen Arbeit entsprach, unter den Arbeitern der Städte, welche sich durch die Neo-Kapitalisten ausgebeutet sahen.

„In gleichem Schritte mit der Volkspropaganda entwickelte sich die wissenschaftliche Propaganda.

„Die Werke von Darwin, Wallace, Spencer, Letourneau über die natürliche und sociale Evolution waren vulgarisiert worden. Man erklärte die Doktrin von Marx über die Genesis des Kapitals. Man studierte die Theorien der Anarchie von Diderot bis Fourier, von Proudhon bis Bakunin, Réclus, Krapotkin, Grave. Man verfolgte aufmerksam die Entdeckungen der Anthropologie und der Psychologie. Aus allen socialen Wissenschaften zog man die Schlüsse für die Notwendigkeit und das nahe Bevorstehen einer grossen Umwandlung in den ökonomischen und bürgerlichen Einrichtungen."

„Aber weisst du, Grillo, du sprichst ja wie ein gedrucktes Buch?"

Der Geist sah mich über die Brille hinaus von der Seite an, was einem sakramentalen „cazzonaccio" entsprach, und fuhr fort:

Diese wissenschaftliche Bewegung, an welcher die Intelli-

---

[1]) Auf dem Lande wohnende brasilianische Arbeiter.

genzen des Paranà teilnahmen, hatte nicht nur ihre Bibliotheken, ihre Associationen, ihre Zeitungen, ihre Versammlungen, sondern war auch von solch einem Druck auf die öffentliche Meinung, dass die Universität des Paranà einen philosophischen Lehrstuhl der Sociologie erhielt.

Aber der mehr zum Wortschwall und zur Uebertreibung neigende paranaensische Charakter zog die litterarischen Aeusserungen der europäischen socialistischen Bewegung vor. So erhielten wir portugiesische Uebersetzungen der Gedichte von Morris, Richepin, Rapisardi, Ada Negri; so spielte man die socialen Dramen von Ibsen, so reproduzierte man die prächtigen Artikel, welche Mirabeau, Lazare, Richepin, Ajalbert, Sévérine in den grossen Pariser Tagesblättern veröffentlichten. Jene geheiligten Erzählungen unendlichen Leides, jene meisterhaften Analysen des menschlichen Herzens, jene glutvollen Verheissungen einer frohen Zukunft bewegten tief die Frauen, welche mit gutem Herzen an der socialistischen Bewegung teilnahmen.

Die sociale Frage wurde also von all ihren vielfältigen Gesichtspunkten aus studiert und diskutiert, und sie ward bei jedem guten Paranaenser zum vorherrschenden Gedankenzuge.

In Curityba wurde eine socialistische Zeitung in portugiesischer, italienischer, deutscher und polnischer Ausgabe herausgegeben. Diese Zeitung drang bis zu den entlegensten Punkten des Staates und brachte dahin die neuen Ideen, die Elemente der Studien und der Diskussionen, die Notizen über die sociale Bewegung. Im Jahre 1916 bestand schon eine äusserst hohe Zahl von Handwerks- und Berufsassociationen, welche zu einer grossen socialistischen Partei föderiert waren. Diese Associationen gaben etliche Wochenschriften heraus, die dazu bestimmt waren, die eigenen Angelegenheiten jedes einzelnen Berufes zu behandeln, und mit einem seltenen Sachverständnis, mit grosser Schlichtheit und mit einem hohen Masse von gesundem Menschenverstand geschrieben waren; sie widmeten sich alle der Aufgabe, die Klagen der Arbeiter gegen die alte sociale Organisation zu formulieren und die Art und Weise zu diskutieren, in der ein jeder Beruf an dem neuen socialen Leben teilnehmen würde. Jene Associationen und jene Zeitungen leisteten nicht nur der socialistischen Propaganda grosse Dienste, sondern bereiteten auch die Elemente für den grossen Organismus der Zukunft vor.

Aus den Zeitungen und den Büchern gingen die Diskussionen in die zahlreichen und äusserst lebhaften Volksversamm-

lungen über, die, sobald das Volk freie Zeit hatte, an tausend verschiedenen Orten abgehalten wurden.

Das segensreichste Resultat, auf welches die socialistische Agitation hinauslief, war die Diskreditierung der Institution der Regierung und der politischen Parteien, welche dieser als Grundlage dienten. Wer sich bewusst der socialistischen Partei anschloss, löste sich konsequenterweise von den alten Parteien los und desertierte von der Wahlurne. Monarchisten und Republikaner, Jakobiner, Föderalisten, Präsidentialisten und Parlamentaristen waren auf kleine Häuflein von Ehrgeizigen und Intriganten zusammengeschmolzen, verachtet und verlassen vom Gros des Volkes, das für alle Zeiten ihre Gleichwertigkeit in der Gier nach Herrschaft und Reichtum eingesehen hatte. Das Volk hatte sich überzeugt, dass in der Regierung die guten Bürger wertlos und die schlechten Bürger ebendaselbst gefährlich wurden; es hatte die Schande erkennen gelernt, regiert, administriert, geschoren und geschunden zu sein; es hatte die absolute Unfähigkeit der Regierung, etwas Gutes zu schaffen, eingesehen; es hatte am eigenen Leibe die Illusionen erprobt, die da sich nennen: Monarchie und Polyarchie, Spada-archie und Denaro-archie, Doktor-archie und Pfaffen-archie; . . . für alle Zeiten wusste es, dass die Zukunft der Menschheit in der Anarchie, d. h. unter der Herrschaft des „Niemand“ beruhe.

So begann die private Initiative für einige sociale Bedürfnisse zu sorgen, die durch die Regierung bisher schlecht versehen worden.

Freiwilligengruppen der Volksbildung eröffneten und unterhielten Volksschulen, wo die Erziehung nach den rationellsten Methoden der modernen Pädagogik in die Hand genommen wurde.

Andere, in weiter und spontaner Weise vom Volk subsidierte Freiwilligengruppen verrichteten öffentliche Arbeiten, bauten Strassen, Brücken, öffentliche Gebäude, Verschönerungswerke, in jeder Stadt und in jedem Dorfe.

Freie Associationen organisierten die ärztliche Hülfe zu Hause und in den musterhaft errichteten Spitälern.

Nur der Dienst der öffentlichen Sicherheit und Gerechtigkeit wurde nicht organisiert, denn man hätte damit beginnen müssen, die Regierungsleute, die Magistrate und die Polizisten, die Verbrecher von Beruf . . . zu arretieren und zu lynchen, und das konnte man nicht thun; und dann auch, weil man einsah, dass die Grosszahl der Verbrechen aus der schlechten socialen

Ordnung stammte und es besser war, dafür zu sorgen, die Ursachen zu beseitigen, anstatt die Thaten empirisch zu unterdrücken.

Auch diese Aktionen freier Initiative wurden als die Keime des neuen socialen Lebens ausgesäet.

Von der theoretischen Propaganda und den partiellen Initiativen ging man zu praktischen Experimenten über; und im zweiten Decennium des XX. Jahrhunderts entstanden im ganzen Paranà Werkstätten und landwirtschaftliche Kolonien, woselbst man experimentell verschiedene Arten des politischen und ökonomischen Lebens anwandte und studierte.

Der Paranà wurde zur Avantgarde der socialistischen Bewegung in ganz Südamerika. Die Presse aller Länder sprach von dieser imposanten Agitation, welche Aussicht auf nahen Erfolg bot. Deshalb kamen zu uns von allen Seiten Massen von Land- und Stadtarbeitern, die nach der heiligen Zukunft dürsteten; Männer der Wissenschaft, Erfinder, Menschen von edlem Geiste und noch edlerem Herzen. Wie in vergangenen Jahrhunderten die starken, puritanischen Proskribierten aus Flandern nach Nordamerika die Keime der zukünftigen Macht verschleppten, so landeten die Freiwilligen des Socialismus aus allen Teilen der Welt an der Blütenküste des Paranà, und verbrachten dorthin die kostbaren Elemente einer neuen und glänzenden Kultur.

Die materiellen und intellektuellen Kräfte des paranaensischen Socialismus wuchsen rapid, gekräftigt durch die praktischen Beispiele, die sich in allen Teilen des Landes vermehrten.

Die öffentliche Meinung war für die Sache des Socialismus gewonnen.

Während im Paranà sich diese Vorkommnisse abspielten, war in der ganzen übrigen Welt die socialistische Agitation rapid gewachsen. Die Koncentrierung des kapitalistischen Eigentums in wenige Hände, das finanzielle Monopol der Produktion, des Handels und des Kredites hatten das Kleinbürgertum zu Gunsten der Grossindustrie und der Grossbank decimiert. Die landwirtschaftlichen Kleingrundbesitzer, die Kleinindustriellen, die Kleinkrämer, durch die Konkurrenz ihrer riesenhaften Rivalen zum Falliment getrieben, waren auf die Stufe armer Lohnarbeiter herabgestiegen, während Schwärme von Abenteurern und von Schmarotzern in die mittlere Schicht eindrangen, welche das Proletariat von der Grossbourgeoisie trennte. Der Kampf bis zum äussersten, der unter den Herren der Industrie, unterstützt durch die wundervollen mechanischen Er-

findungen, entbrannt, wurde durch Perioden fieberhafter Produktion gekennzeichnet, welche die Märkte überschwemmten und notwendigerweise zu Perioden von Arbeitseinstellung, Beschäftigungslosigkeit und Arbeiterhunger führen mussten. Die enormen militärischen Rüstungen, lies: Verwüstungen, welche unter dem Vorwande des Patriotismus gemacht wurden, die aber in Wirklichkeit dazu dienen sollten, die Interessen der Kapitalisten des einen Landes gegen die rivalisierenden Interessen der fremden Kapitalisten aufrecht zu erhalten und die Volksaufstände zu unterdrücken, hatten ihr Teil zur allgemeinen schlechten Lage beigetragen.

Die socialistische und revolutionäre Reaktion gegen diesen Zustand der Dinge war tief, energisch, hartnäckig, zuweilen schrecklich, fast so sehr, wie die Niederlage der Bourgeoisie.

In Belgien war die Bewegung mehr als irgendwo durch Wissen, durch Zähigkeit und durch die Zahl der Anhänger imposant. In den ersten zwanzig Jahren des XX. Jahrhunderts zeugten hievon in Belgien, wie überall, heftige Streike, Aufstände von Arbeitslosen und individuelle Attentate. Das anarchistische Martyrologium zählte neue und sympathische Helden. Es waren die Anzeichen, die Vorboten des letzten Kampfes, der in die Menschheitsgeschichte das unvergessliche Datum des 1. Januar 1931[1]) einzeichnete.

„Jetzt kommt das Richtige! Sage mir, sag' mir doch, Grillo, lös' mir doch das brennende Problem. Durch Evolution — oder war es Revolution? — wandelte sich die alte bürgerliche Gesellschaft graduell um? Wuchsen ihr allmählich die Milchzähne, wurden graduell ihre Wangen blühend, schwollen ihr die trockenen Brüste und kehrte die Menstruation wieder? Oder starb sie an einem Unfalle und hinterliess sie eine junge Tochter? Was wurde aus dem alten Aphorismus: Natura non facit saltus?"

„Du erinnerst dich, Gianni, dass das einzige Ding, welches uns aus dem Konzept zu bringen vermochte, für dich und mich in den dummen Appellen beruhte, die aus der Naturwissenschaft gegen den Socialismus gerichtet wurden? Der Wolf in Hinsicht auf das Eigentum, die Tauben in Hinsicht auf die Liebe, die Bienen in Hinsicht auf die Autorität u. s. w. Wie viele

[1]) Es ist unnötig, zu bemerken, dass diese Daten weder mit den wahrscheinlichen noch mit den wirklichen Daten der Geschehnisse der Epoche übereinstimmen, sondern nur eine Notwendigkeit der Erzählung sind; denn ich könnte die neue Welt des Paranà nicht in der biblischen Woche erschaffen, selbst wenn ich am siebenten Tage nicht ruhen würde.

Eseleien! Ach, natura non facit saltus? Und die Variabilität, diese dem Kernplasma innewohnende schöpferische Kraft, welche mit neuen und bizarren Formen die Epochen erfüllte, die jetzt in den paläontologischen Schichten ruhen; und die sich noch heute bethätigt durch Bildung neuer Varietäten und neuer Arten? Diese Kraft, welche auf die Differenzierung der Typen von grösserem Einflusse gewesen, als die langsame, beständige Einwirkung der äusseren Ursachen der Anpassung, der natürlichen Zuchtwahl? . . .“

„Genug, genug, um Gottes Willen! Sag' mir lieber, was am 1. Januar 1931 in Belgien geschehen.“

„Ganz Belgien war socialistisch, nur ein Mann war es nicht. Dieser Mann hatte ein Haupt, das hiess: die Bourgeoisie; er hatte ein Herz, das hiess: König; er hatte einen Verdauungsapparat, der hiess: Bureaukratie; er hatte einen Arm, der hiess: das Heer. Dieser Mann war stark und beherrschte die Nation. Man musste ihn töten oder wenigstens tödlich verwunden. Aus den Anarchisten erstand der letzte lombrosianische Verbrecher. Er besass alle die von diesem Forscher festgestellten Eigenschaften des geborenen Verbrechers: in moralischer Beziehung war er gut, edel, altruistisch; intellektuell war er logisch, wissenschaftlich aufgeklärt, Denker und Dichter, in physischer Beziehung war er jung und schön und, o Schrecken! sogar fast bartlos. Die lombrosianische Schule hatte ihn noch nicht einkerkern lassen, nicht in einer Verbrecherirrenanstalt interniert; denn zum Glück hatte sie ihn niemals studiert. Dieser schreckliche Mensch ersann und entschied, ein Verbrechen zu begehen, durch welches er ein für alle Male alle socialen Faktoren der Kriminalität auszulöschen gedachte.

Am 1. Januar 1931 vereinigten sich die Kammern, um den Eid des neuen Königs entgegenzunehmen. Die Aula des Parlamentes war übervoll. Es waren da die königliche Familie, das Ministerium, die Abgeordneten, der Senat, das diplomatische Corps, die Generäle und die hohen Beamten. Aus Furcht vor einem anarchistischen Attentate hatte man die Tribünenplätze der Blüte der belgischen Bourgeoisie reserviert. Aber unserem Verbrecher war es gelungen, in das Souterrain des Palastes einzudringen und daselbst einen mit der Aula in Verbindung stehenden Gasometer unterzubringen. Der neue König hatte kaum die geheiligten Worte ausgesprochen, als eine Flut Arsenwasserstoffes den Saal erfüllte. Der Effekt muss fulminant gewesen sein, denn niemand konnte von ihm berichten. Aber als es nach einigen Tagen bei Anwendung

der nötigen Vorsichtsmassregeln möglich war, in das Riesengrab einzudringen, schienen die Leichname zu schlafen, die Köpfe auf die Brust geneigt, auf einzelnen Gesichtern war noch der musculus risorius der Santorini angespannt.“

„Arme Menschen!“

„Ja, arme Menschen! Und das Volk hob die Leichname auf ohne Hass, eher mit tiefem Mitleid. Aber jenes Volk war frei; denn das traurige Ereignis hatte in der hohen militärischen Hierarchie, die über den Kasernen stand, jede Willenskraft zum Widerstande paralysiert. Und die Soldaten hatten mit dem Volke fraternisiert. Entgegen jeglichem Erwarten hatte der gewaltsame Teil der Revolution sich in weniger als einem Tage vollzogen.“

„Und der Verbrecher?“

„Der Verbrecher hatte ein Schreiben hinterlassen, in welchem er erklärte, dass er die menschlichen Wesen, deren Tod er sich vorgefasst habe, nicht um eine Stunde überleben werde. Und sein Leichnam wurde im Souterrain gefunden, die Faust umschloss noch den Hammer, mit welchem er den furchtbaren Gasometer zerschlagen. Ich hoffe, dass an dieser Probe milder Solidarität mit seinen Opfern Lombroso unstreitig den geborenen Verbrecher erkennen wird. Aber die Jungfrauen von Brüssel trugen den Leichnam des Jünglings nach dem Totenacker, bedeckt mit weissen Rosen, und begruben ihn inmitten der Opfer, nicht der seinen, sondern der des historischen Schicksals.“

„Ehre dem Märtyrer! Fahre fort!“

„Die Koalition der Bourgeoisregierungen wagte es nicht, das kleine socialistische Belgien zu verjagen, denn überall war der Socialismus mächtig und drohend, wenn er sich auch noch nicht in der Lage sah, dem Beispiele Belgiens zu folgen.

„Ein bescheidenes und fast unbekanntes Land, der schöne Paranà, musste sich mit Belgien in der Genugthuung teilen, die leuchtendste, gerechteste, grösste menschliche Aera seit Menschengedenken eingeleitet zu haben.

Kaum hatte das Kabel den Triumph des Socialismus in Belgien angekündigt, als von Antonina bis Palmas, von Paranaguà bis Rio Negro eine einzige grossartige, feierliche, unwiderstehliche Manifestation sich kundgab. Das Proletariat hatte endlich seinen 13. Mai,[1]) und die Abschaffung des Privateigentums wurde vom Volke ohne Protest proklamiert, wie im vorhergehenden Jahrhundert die Aufhebung der Sklaverei

[1]) Datum der Abschaffung der Sklaverei in Brasilien.

ohne Widerspruch verkündet worden war. So verschwinden stets die grossen Ungerechtigkeiten."

„Lass die Kommentare, ich bitte dich darum; wie organisierte das Volk sein neues Leben?"

„So viel auch die sociale Umgestaltung im Paranà bereits durch eine lange Periode der Propaganda vorbereitet, so weit auch die Jugend des Jahres 1931 fast durchgängig durch die Volksschulen des Socialismus vorgebildet war; trotz der starken Arbeiterorganisationen und der vielen Knotenpunkte experimentellen und praktischen socialistischen Lebens, war doch der Uebergang vom alten zum neuen Regime arbeitsreich und schwierig, denn die Gewohnheit ist doch stets eine grosse konservative Kraft, und oft entspricht einer intellektuellen und theoretischen Ueberzeugung nicht eine intime und sichere Umwandlung der Empfindungen, jener instinktiven Tendenzen, welche von veralteten Handlungen abhängen, die durch Tausende von Generationen hindurch wiederholt worden und heute noch das Leben leiten, oft im Widerspruche zum gesunden Menschenverstand, zu den neuen Bedingungen, zum Interesse und zum Willen dessen, der der Kraft des Instinktes unterworfen ist.

„Darum geschah alles weder auf einmal, noch in bestimmter Weise. Es mangelten weder die Kontraste, noch Spaltungen, noch Irrtümer. Die neue Gesellschaft ward nicht, wohlbewaffnet, wie Minerva, vom Scheitel bis zum Fusse aus dem Haupte Jupiters geboren, sondern, wie eine Maschine stets sozusagen unvollkommen aus den Händen ihres Erfinders hervorgeht, so stieg auch das neue sociale Leben unvollkommen aus dem Schosse der Geschichte an das Licht. Aber doch darf man nicht vergessen, dass in allen Organismen eine starke natürliche Tendenz sich geltend macht, innere Störungen auszugleichen, Wunden zu vernarben; und die Gesellschaft, welche ein Organismus par excellence ist, dem Instinkte ihrer eigenen Erhaltung folgend, that desgleichen.

„Ich will dir nicht die Periode der socialen Palingenesis beschreiben, welche sich über die Jahre 1931 bis 1950 erstreckt; sondern ich werde dich nur einen raschen Ueberblick werfen lassen über die socialen Zustände, in denen sich in diesem Jahre der Paranà befindet."

„Und ich lausche dir wie ein Verliebter."

„Aber da ich voraussehe, dass du unser Interview veröffentlichen wirst, und es sehr wohl der Fall sein könnte, dass

irgend einer deiner Leser, oder etliche, welche das sociale Leben, das ich beschreiben werde, zu schön und zu reich finden . . .“

„O, das würde wohl kaum der Fall sein, denn in fünfzig Jahren, wieviel unerhoffte Entdeckungen können da nicht die positiven Wissenschaften machen und so unsere armen Utopien tausend Meilen weit zurücklassen!“

„Lass mich ausreden . . . es betrachten werden als den Traum einer entfesselten Phantasie, welche auf dem Papiere nicht zu verwirklichende Wunder zu schaffen vermag; so muss ich vor allem die thatsächlichen Elemente vorausschicken, auf denen das gegenwärtige Leben des Paranà fest fusst. Kurz gesagt, sind es folgende:

Ein verschwenderisch mit Naturschätzen begabtes Land.

Eine Bevölkerung von circa zwanzig Millionen Einwohnern, welche zu Vierfünfteln von socialistischer Einwanderung herstammt.

Ein relativ hoher Grad der Volksbildung.

Eine beträchtliche Zahl von Erfindern, Ingenieuren, Männern der Wissenschaft.

Eine höherstehende Organisation der Arbeit und der ganzen Volkswirtschaft, durch welche alle Kräfte, alle Fähigkeiten spontan und kräftig in Aktion treten und sich ohne antagonistische Konflikte entwickeln, sondern sich zu einem allgemeinen Zusammenwirken für den gemeinsamen Zweck bethätigen.

Eine kolossale Bewegung des freien Austausches zwischen dem Paranà und dem socialistischen Belgien, d. h. zwischen den zwei Ländern, welche an der Spitze der wissenschaftlichen und industriellen Bewegung stehen.

Diese Bedingungen gegeben, so wird der skeptischste deiner zukünftigen Leser einsehen müssen, dass die Geschichte des Paranà um die Mitte des XX. Jahrhunderts nur die rosige Morgenröte eines leuchtenden Tages sein kann.“

„Also heraus mit der Geschichte!“

„Wenn wir einen raschen Blick auf die im Jahre 1950 veröffentlichte Karte des Paranà werfen und sie mit der alten Karte des Jahres 1877 vergleichen, so fällt uns vor allem das dichte Bahnnetz in die Augen, welches jetzt das Territorium umstrickt, indem es alle alten Bevölkerungscentren untereinander verbindet und am Falle der Sete Quedas zusammenläuft, von wo aus eine grosse transatlantische Linie Paraguay und Bolivia durcheilt, um am Stillen Ocean im Hafen von Arica auszulaufen. Der unendliche Far-West des Paranà, der

auf der Karte von 1877 als Wüste erscheint, zeigt sich jetzt besäet mit Städten und Dörfern.

Nahe beim Falle von Sete Quedas, inmitten des herrlichen Nationalparkes, erhebt sich die blühende Stadt Elektropolis, woselbst mächtige Dynamos die hydraulische Kraft von zehn Millionen Pferdekräften in elektrischen Strom umwandeln und diesen auf alle Bevölkerungscentren des Paranà verteilen, wo er dann als Leucht- oder als Motorkraft verwertet wird.

Ich erspare dir und mir die Beschreibung der Fortschritte, welche auf dem ganzen Territorium die Landwirtschaft, die Viehzucht, die Bergwerks- und Handwerksindustrien gemacht haben, Fortschritte, die du mit den wissenschaftlichen Ergebnissen deiner Zeit nicht einmal begreifen könntest. Gib dich damit zufrieden, dir vorzustellen, dass alles grossartig, rationell und zweckmässig ist; nichts ist krystallisiert, sondern alles evoluiert, vervollkommnet oder transformiert sich mit einer Schnelligkeit, einer Sicherheit und einem à propos, dass ein Geist deiner Zeit darüber mit offenem Maule staunen würde.

Aber besonders im paranaensischen Far-West, in den ungeheuren Regionen, welche sich zwischen den Strömen Iguassù, Paranà und Parapanema erstrecken, hat sich eine magische Umgestaltung vollzogen. Die Jahrhunderte alten sertôes[1]) sind in jeder Richtung von Haupt- und Nebenbahnlinien durchschnitten; die Bevölkerungsknotenpunkte entsenden in die jungfräulichen Urwaldungen ein feines Netz winziger Bahnen, welche den Menschen- und Güterverkehr erleichtern. Die Waldindustrie hat einen äusserst hohen Grad der Vervollkommnung erreicht; sie ist nicht mehr eine barbarische Zerstörung, sondern eine weise Nutzniessung des pflanzlichen Reichtums, sie ist die vorsorgliche Integrierung zum Schutz für die Zukunft dessen, was die gegenwärtige Bevölkerung konsumiert.

Vermittelst horizontaler mechanischer Sägen, die durch mächtige elektrische Ströme zum Glühen gebracht werden, fällt man die hohen Bäume; wo sie gefallen, werden an Ort und Stelle die mächtigen Stämme behauen, durch elektrisch getriebene Krähne aufgeladen und durch die kleinen Bahnen zu den grossen Sägemühlen verbracht. Die jungen nützlicheren Bäume werden stehen gelassen, die anderen gefällt. Eigene Baumschulen sorgen für die künstliche Neuanpflanzung des Waldes, wo eine solche Erneuerung notwendig sein sollte.

---

[1]) Unendliche unbewohnte Landstrecken.

Mit dem Holz werden dem Walde auch neben der herva matte die Zierpflanzen, Medikamente und Parfums entnommen.

Die inmitten der wilden sertôes entstandenen neuen Städte werden von den abenteuerlicheren und kühneren Leuten bevorzugt; und sie sind erfüllt vom Geräusche ausgedehnter Sägereien, wimmelnder Betriebswerkstätten, die sich besonders der Errichtung der eleganten Châlets widmen, welche das provisorische Quartier einer jeden paranaensischen Stadt bilden. Prächtige Laboratorien der pharmaceutischen Chemie lösen aus den Arzneipflanzen die Alkaloide. Botanische, zoologische und paläontologische Kabinette präparieren im Dienste der Wissenschaft kostbare Sammlungen.

Die Existenz in diesen neuen Bevölkerungs- und Arbeitscentren ist in physischer und intellektueller Beziehung ziemlich bewegter als das Leben in den alten Städten; zudem ist es voll Anziehungskraft wegen der Grossartigkeit der Umgebung und wegen der Vielseitigkeit der Beschäftigungen, in welchen die wissenschaftlichen Fortschritte der Industrie, die, besonders zu diesem Zwecke geschaffen, jede mühevolle Arbeit unterdrückt oder im hohen Masse verringert haben. Deshalb fliessen diesen Regionen stets Freiwillige zu.

Elektropolis, eine prächtige Stadt von 500,000 Einwohnern, die sich am Falle der Sete Quedas erhebt, ist nicht nur bemerkenswert durch die Tausende von Wasserrädern, welche sich von einem Ufer des Paranà bis zum anderen in die mächtige Strömung eintauchen, um machtvolle Batterien von tausend und abertausend Dynamos zu nähren, die dann Kraft- und Lichtströme über den ganzen Paranà ergiessen, sondern es ist auch weltberühmt durch seine elektrotechnischen Laboratorien und grandiosen Werkstätten der Mechanik. Und hier ist es, wo sich die schönsten Intelligenzen der Wissenschaft, der Erfindung, der Arbeit treffen. Hier ist es, wo all das Material der magischen öffentlichen und privaten Beleuchtung, des Telephonnetzes, der phonographischen Apparate geschaffen wird; hier werden von der feinsten bis zur gewaltigsten die Maschinen hergestellt, die hochgeschätzten Maschinen, welche die Resultate aller Industrien verhundertfacht haben, bei Erleichterung der Mühseligkeit der Schaffenden; hier werden die neuen Entdeckungen studiert und vorbereitet, von der raschen und sicheren pneumatischen Versendung bis zur sichtbaren Uebertragung der Formen, der Farben und der Bewegungen.

Elektropolis ist der heilige Tempel der Wissenschaft,

ist die machtvolle Avantgarde eines jedes Fortschrittes der Zukunft.

„Und Curityba?“

„Curityba zerfällt, wie jede andere Stadt, in drei verschiedene Quartiere oder Sektionen. Die Altstadt, welche dem Untergang bestimmt ist und gegenüber der Grossartigkeit der neuen Bauten recht armselig erscheint; die provisorische Stadt, die sich auf der alten Höhe S. Francisco erhebt und aus eleganten und bequemen Holzhäusern besteht. Die dritte Sektion wird aus der monumentalen Stadt gebildet, welche langsam im Süden der alten Stadt ersteht. Es sind herrliche Marmorpaläste, die Jahrhunderte überdauern werden wie die Paläste von Genua, Venedig und Florenz.“

„Und wer errichtet sie?“

„Da hast du ein praktisches Beispiel. Vor einem halben Jahre kündete der Ingenieur Araujo in der „Baumeisterzeitung“ seinen Plan für ein Wohngebäude an, welches sich auf dem gerade freien Quadrat Nr. 112 erheben sollte. Er erklärte die Hauptpunkte seines Projektes, das er durch einige Zeichnungen illustrierte, und er schloss damit, dass er diejenigen, welche sich ihm als Freiwillige des Unternehmens anschliessen wollten, zu einer Versammlung im Azursaale des Palastes der schönen Künste einlud. Das Projekt erschien gut, und der Name Araujos ist von gutem Klang, deshalb fanden sich zur angesetzten Versammlung Architekten, Maurer, Bildhauer und Dekorateure, Zimmerleute und andere Bauarbeiter ein. Araujo erklärte weitläufig sein Projekt und zeigte dessen Ganzes und die Details durch elektrische Projektionen. Es entspann sich eine lebhafte Diskussion, durch welche viele Abänderungen, die, als thatsächliche Verbesserungen erkannt, vereinbart wurden, und es wurde die Baugruppe Nr. 112 konstituiert, welche vor allem aus ihrem Schosse einige wenige Freiwillige ausschied, die sich eingefunden, ohne dass sie die zur Ausfüllung ihrer Stelle benötigten Fähigkeiten besassen.“

„Oh!“

„Du hast zu deinem „Oh“ keine Ursache. Die Glieder der Gruppe Nr. 112 waren interessiert — verstehst du? interessiert —, dass das Werk in kurzer Zeit und glänzend gelinge. Dieses Gelingen wäre für einen jeden von ihnen ein gültiges Dokument geworden, um die Gunst der bekanntesten Lieferanten zu erringen, und folglich räsonnierten sie folgendermassen: Wenn unter uns Genossen sind, die ungeeignet oder nachlässig sind, im stande, entweder die Solidität oder die

Schönheit des Gebäudes in Frage zu stellen, oder auch nur die Schnelligkeit des Baues zu beeinträchtigen, so mögen sie sich mit denen associieren, welchen ihre Kräfte entsprechen; und während wir einen Palast errichten, mögen sie einen Stall bauen, mögen sie sich wegen des besten Materiales mit den Lieferanten zweiten Ranges verständigen, und nach beendigter Arbeit, während wir Champagner erringen, mögen sie sich mit gewöhnlichem Weine zufrieden geben."

„O, Grillo, aber das ist nicht schön, nicht gerecht, nicht gleichheitlich."

„Dass es nicht gleichheitlich ist, das ist eine Thatsache. Was aber die Schönheit und die Gerechtigkeit anbelangt, so ist das eine Geschmackssache. Du wirst es später sehen.

Der Sekretär der Baugruppe Nr. 112 übermittelte am kommenden Morgen sofort die Anfragen betreffs Lieferung von Material ersten Ranges. Da die Güte des Projektes bekannt war, ebenso wie der persönliche Wert derer, die es in Angriff zu nehmen gedachten, beeilten sich die Freiwilligengruppen der Kalksteinbrecher, der Kalkbrenner, der Granit- und Marmorbrecher, der Giesser, der Sägereien etc., den Anfragen Folge zu leisten, und so wurde es leicht, unter den Gruppen der Lieferanten von Material ersten Ranges solche auszulesen, die durch die auf die Lieferung angewandte Sorgfalt, durch die Güte und Schönheit des bei anderer Gelegenheit gelieferten Materiales am besten bekannt waren. Die Freiwilligengruppen, welche den Transport übernahmen, verstanden es, ihr Werk gut auszuführen, indem sie als Vermittler zwischen den Gruppen der Lieferanten ersten Materials und der Baugruppe Nr. 112 dienten. So fanden sich alle Elemente des Unternehmens auf natürliche und spontane Weise vereinigt, ohne Dazwischenkunft von Regierenden und Kapitalisten, die jetzt nicht mehr existieren.

Und nicht einmal auf die Ausführung der Arbeiten fällt der geringste Schatten der Autorität. Unter Leuten, welche ihren eigenen Beruf kennen, welche gebunden sind an das Resultat durch den Kredit, den ein jeglicher individuell daraus zieht, sei es im allgemeinen als Teilhaber der Gruppe Nr. 112, sei es im besonderen durch den Anteil, den er am kollektiven Werke zu vertreten und aufrecht zu erhalten gewusst; unter Leuten unter diesen Bedingungen genügt ein Wort im Fluge zur Verständigung. Es gibt Arbeiten, welche eine gewisse Abhängigkeit verschiedener Personen unter einander erfordern; so z. B. kann der Maurer nicht bauen, wenn der Handlanger

nicht gleichzeitig den Cement und den Kalk zubereitet oder Material zureicht; wie auch der Handlanger nicht arbeiten kann, wenn der Maurer nicht auf seinem Posten ist. Denke dir nun, der eine oder der andere verspüre die Lust, spazieren zu gehen. Wer würde ihn davon abhalten oder strafen oder verurteilen? Niemand. Ist er an einen Acht- oder Vierstundentag gebunden? Nicht einmal im Traume! Er macht das mit seinem persönlichen Interesse ab. Wenn er zur Unzeit die Arbeit verlässt, so leidet darunter der Kredit der Gruppe und folglich auch der seinige. Wahrscheinlich würde die Gruppe diesen Schaden nicht erleiden wollen und ihn entlassen. Er hat also zwischen zwei Entschlüssen die Wahl: entweder opfert er den Wunsch, spazieren zu gehen, seinem Interesse als Konsument und bleibt auf seinem Posten, oder er befriedigt die Lust zum Spaziergang, während die andern arbeiten, tritt aber aus der Gruppe Nr. 112 aus und arbeitet für sich oder tritt in eine weniger arbeitsame Gruppe ein und sucht sich seine Lieferanten in einer Aktivitätssphäre mit equivalenten Fähigkeiten. Wenn er austritt, sorgt die Gruppe für Ersatz.

Gegenwärtig ist das Gebäude, von dem ich spreche, auf vier Meter über dem Erdboden angelangt und eilt rasch seiner Vollendung entgegen. Die ganze Bevölkerung interessiert sich für dieses Werk, wie sie schliesslich für jede Aeusserung der socialen Thätigkeit ein Interesse hegt. Die Baugruppe Nr. 112 gibt ein wöchentliches Bulletin heraus, in welchem sie über das Fortschreiten der Arbeiten Bericht erstattet, über den hervorragenden Anteil, den dieser oder jener Arbeiter am Werke hat. Alle anderen technischen Zeitschriften berichten unter der Rubrik „Verschiedenes“ über die interessantesten Daten, welche sie im Bulletin finden. Ebenso vollzieht es sich in allen anderen Arbeitszweigen, setzt sich nach und nach der Ruhm der Produktionsgruppen fest und der Ruf eines jeden einzelnen Arbeiters. Dies ist nicht nur ein moralischer Stimulus, sondern ist auch der Erreger des persönlichen Interesses: indem die von ihren Genossen in günstigster Weise bekannten Arbeiter am besten von allen aufgenommen werden, ohne dass dies auch nur den geringsten Tadel für die andern bedeutet; die Produktionsgruppen geben den Besten das Beste ihrer Produktion . . .“

„Mit welchem Rechte?“

„O, das ist aber einmal eine gescheite Frage! — Mit dem Rechte eines jeden, das zu thun, was ihm beliebt, folg-

lich auch die Produkte seiner Arbeit dem zu schenken, welchen er am würdigsten hält. Ich weiss, dass dies deine vorgefassten kommunistischen Anschauungen verletzt, aber die Zeit ist ein grosser Umgestalter. Betrachte einmal die Dinge ein wenig vom Gesichtspunkte der Freiheit aus. Ein jeder arbeitet, wie er es kann, wie er es vermag, und in erster Linie so viel er will. Denke dir nun jemand, der genug weiss, der viel kann, der aber wenig will. In einer kommunistischen Organisation wäre der Unglückliche der Zielpunkt wer weiss wie vieler sauersüsser Betrachtungen, die im stande wären, ihm schon allein das Leben zu vergiften, ihn wie einen Halm zu biegen oder zum Selbstmord zu treiben. Und wenn er auch nur auf das famose notwendige Existenzminimum Anspruch machen würde, so erstünde wahrscheinlich doch jener Gewisse, der ihm in liebevoller Weise zu verstehen gäbe, dass im Grunde genommen auch er seinen Teil an der für dieses Minimum verausgabten Mühewaltung gehabt habe, und dass er sich nicht im geringsten dazu berufen fühle, sich auch nur minim ausbeuten zu lassen, noch viel weniger ein unmoralisches und gefährliches Beispiel des Mangels an Solidarität bei den Mühewaltungen der Gemeinschaft gestatten dürfe u. s. w. Im Paranà ist heute derjenige Mann, welcher wenig thun will, oder anderen wenig arbeitsam erscheint, ruhig und frei, wie alle anderen. Die Gruppen und die produzierenden Individuen kennen ihn, wissen mehr oder weniger, was er in socialer Beziehung wert ist und acceptieren seine Lieferungsangebote oder weisen sie zurück, aber ohne ihm Moral zu predigen. Von den Produzenten erster Ordnung zurückgewiesen, von denen zweiten Grades abgewiesen u. s. w., findet er schliesslich diejenigen, welche seiner Kraft entsprechen, welche ihm liefern, da sie keine andere Kundschaft haben. Unser Mann ist zu jeder Zeit in der Lage, zwischen seinen Genüssen und seinen Opfern das Gleichgewicht herzustellen. Wenn er sich mit einem Minimum des Wohlergehens zufrieden gibt, so geschieht es, weil er mehr als die andern die Wollust des dolce far niente empfindet oder mehr als die andern das Opfer der Arbeit. Wenn morgen sein Geschmack sich ändert? Wenn das Bedürfnis nach Wohlergehen stärker oder der Schmerz der Arbeit weniger empfunden wird? Dann kehrt er eben zum thätigen Leben, zum gesellschaftlich nützlicheren Leben zurück, und erhält weder Lobreden noch Bürgerkronen, sondern wird in die Kundenliste irgend einer, seinem Grade erhöhten socialen Nutzens entsprechenden Pro-

duktionsgruppe oder Vertriebsdepots eingetragen. Siehst du nicht den gegenseitigen freien Vertrag? „Du gibst uns, daher geben wir dir.“ Keine Regierung, keinerlei Verwaltung, und nicht die geringste Notwendigkeit, dass menschliche Empfindungen ins Spiel treten, die problematischer Natur oder zum mindesten heutzutage noch zu wenig entwickelt sind, als dass man jederzeit auf sie rechnen könnte.“

„Altruismus, Uneigennützigkeit, Entsagung, Solidarität?“

„Et caetera! Diese sind zur Regelung der eigenen Thätigkeit durch das eigene Interesse, zum herzlichen Hass jeglicher Kontrolle und jeglichen Tadels, zur Wahl dessen, der sich des Produktes unserer Arbeit freuen soll, natürliche Tendenzen, die zu zerstören nicht einmal nützlich wäre; denn einerseits könnte darunter die individuelle Freiheit leiden, auf der andern Seite die Energie der Produktion. Uebrigens kann aus diesen Gründen des Rufes ein wackerer Erdarbeiter mit begrenzter Intelligenz sowohl als auch ein gewandter Architekt mit mächtigem Hirn und feinen Muskeln den gleichen Nutzen ziehen. Alles beruht darauf, dass man inmitten des socialen Milieus e t w a s i s t.“

„Lieber Grillo, du führst mich in eine unvorhergesehene Welt, wo ich mich noch nicht gut zurecht finde. Gestatte mir also eine Frage. Ich begreife die kleine Berühmtheit in einem Dorfe, wo alle sich kennen; aber in einem ausgedehnteren Milieu, in Elektropolis, in Curityba, in Paranà und noch ärger in der paranaensisch-belgischen Union, wie kann da eine kleine Berühmtheit hervordringen? Auf welchen Elementen könnten sich die Produktionsgruppen gründen, um den neuen Klienten zu acceptieren oder zurückzuweisen?“

„Du fragst mich um Details, welche man nie bei einer Zukunftsgesellschaft suchen sollte. Auf jeden Fall hast du hier Auskunft. Stellen wir die grossen Berühmtheiten, welche der ganzen Welt angehören, ausser Frage. Zu eurer Zeit kannten, selbst bei der beschränkten Volksbildung, alle einen Edison, einen Pasteur, einen Spencer, eine Luise Michel, eine Ada Negri . . . und die Reihe könnte noch weit fortgeführt werden: bei dem erhöhten Bildungsmasse ist sie bis zum Jahre 1950 noch viel weiter gewachsen. Wenn du ein Blumenzüchter wärest und deine Aufgabe darin bestünde, die Blumen, welche du kultivierst, zu verschenken, da ja die andern dir durch deine Arbeitswerkzeuge, deine Gebrauchsgegenstände und die für dein Leben notwendigen Lebensmittel schenken; wenn du nun angekündigt hättest, dass durch eine geschickte Kreuzung es dir gelungen sei, eine herrliche, noch einzige Orchidee

zu züchten, und wenn nun hundert Unbekannte und Ada Negri von dir die Pflanze verlangen würden, wem würdest du sie geben?"

„Vernunftsgemäss würde ich eine brennende Enquête anstellen müssen, welchem von den Hundertundeins der Besitz der schönen Orchidee die grösste Freude bereiten würde. Aber impulsiv würde ich sie an Ada Negri schicken."

„Gut. Und wenn du, anstatt ein isolierter Blumenzüchter zu sein, ein Freiwilliger in einer freien Gruppe der Blumengärtner wärest, würdest du nicht die gleiche Wahl treffen? Betrachten wir also den Fall der grossen Berühmtheiten als gelöst, deren Leben oder Werk in die Augen sticht."

„Entschuldige, Grillo, eine Parenthese. Wenn meine Orchidee in Blüte stünde und eine Mutter sie fordern würde, um, sei es auch nur für eine Minute, ihrem sterbenden Liebling ein Freudenlächeln zu entlocken, so gäbe ich die Blume dem Kinde und nicht der Ada Negri."

„Ja, denn das Mitleid besiegt die Sympathie. Aber lass mich zu den kleinen Berühmtheiten gelangen. Irgend jemand sah die Notwendigkeit ein, sie zur Geltung zu bringen, und werden alljährlich zum Gebrauch der Produktions- und Verteilungsgruppen biographische Revuen herausgegeben. Die Elemente hierzu werden durch die technischen Zeitschriften und einen speciellen, überall eindringenden Nachrichtendienst geliefert. Natürlich gibt es unter diesen Revuen mehr oder weniger accurate, genaue und aufrichtige. Aus den specialsten Revuen zieht jemand die in die Augen fallendsten Typen heraus, um das allgemeine biographische Wörterbuch und den biographischen Jahresbericht zu redigieren. Wenn es dir gelingt, in der „Weissen Revue" biographisch verzeichnet zu werden, so wird dein Haus mit köstlichen Dingen erfüllt, durch Produktionsgruppen mit dem grössten Chic, die nicht einmal deine Anfrage abwarten, um dir zu liefern."

„Wenn ich nun aber bei der „Weissen Revue" nicht einmal einen Hund finde, der von mir eine biographische Skizze machen wollte?"

„In diesem Falle gibt es zwei Wege: entweder die Produktionsgruppe, an welche du dich wendest, schickt dir einen Reporter, um dich zu interviewen und eine Enquête über deine geistigen Fähigkeiten und deine Bedürfnisse anzustellen, oder du wendest dich an diejenigen Produktionsgruppen, die, wie du, niemals einer Biographie gewürdigt worden. Ihr seid der Haufen der Produktion und des Konsumes. Und, weisst du, im allgemeinen geht alles rechtmässig zu; denn die Gruppen

tauschen ja nicht aus, sondern verschenken, und sie haben dritten gegenüber kein anderes Interesse als das, denen zu schenken, die sich am meisten verdient gemacht oder am meisten bedürftig sind; im allgemeinen: an die, welche das meiste Interesse verdienen."

„Aber denke dir den Fall, lieber Grillo, ich sei anstatt in der „Weissen Revue" in der „Schwarzen Revue" mit grosser Mühe biographisch verewigt worden, welche, wie ich annehme, die plebeischste Revue sein wird, diejenige der armen Teufel, wie ich, und ich empfände das Bedürfnis nach einer gewissen Anzahl kleiner Gegenstände, die in Brüssel, in Genf, in Antwerpen hergestellt werden. Müsste ich meine biographische Notiz bis dorthin senden?"

„Dessen bedarf es nicht. Selbst hier in Morretes hat, wie alle anderen Revuen die „Schwarze Revue" ausser einer Bäckerei, Fleischerei, Kantine, Schneiderei, Schuhmacherei, Wirtschaft, einem Bierhaus, Café etc., wo du selbstverständlich empfangen und bedient wirst, ein Lager verschiedener Gegenstände aller Provenienz, welches dazu bestimmt ist, den Bedarf der Produktionsgruppen zu decken. In diesem Magazin, wo du, da es von deiner Farbe, ebenfalls freien Eintritt hast, kannst du die Gegenstände finden, welche du brauchst, oder sie bestellen, so dass man sie dir von den Produktionsgruppen kommen lässt."

„Na, das ist aber fein! Dann ist also die Gesellschaft in ebensoviele Kasten und Klassen gespalten, wie das alte Indien, woselbst also das Prestige so variiert, wie das Wohlergehen, je nachdem man weiss ist, anstatt blau oder schwarz. Ist es dann wirklich der Mühe wert gewesen, den Gasometer mit Arsenwasserstoff zu zertrümmern?"

„Eh, cazzonaccio! Auch ich weiss, dass auf der Welt sich alle zu leichten Kritiken und oberflächlichen Einwänden hergeben! Die Gasometerscene, hätte die nicht vielleicht gar noch den Fehler, theatralisch gewesen zu sein? Wäre sie deswegen weniger gerecht und weniger wohlthätig? Kasten! Klassen! Aber ein jeder stellt sich doch dahin, wohin er kann und wohin er will, und schliesslich befindet er sich so in einem freieren Zustande, als in einer gleichheitlichen oder kommunistischen Gesellschaft."

„Du wirst aber zugeben, dass das nicht das Ideal der anarchistischen Propaganda der ersten drei Decennien des XX. Jahrhunderts gewesen sein wird. Ebensowenig ist dies das ihr vorschwebende Bild der socialen Reorganisation gewesen."

„Das gebe ich zu. Aber du solltest nur wissen, mit welcher Nonchalance die geschichtliche Realität selbst die wahrscheinlichsten vorschwebenden Bilder hinwegfegt! Mit welcher olympischen Seelenruhe sie die Kartenschlösser zerstört, die wir so geistvoll geschickt an den geheimnisvollen Ufern der Zukunft errichten! Jener rebellischen Zukunft, welche sich stets darauf versteift hat, etwas anderes zu sein, als die Vergangenheit sie erträumt und zu erschauen vermeint.

Also die ökonomische Thatsache der unentgeltlichen Verteilung der Arbeitsprodukte ist auf einem freien Uebereinkommen errichtet, das zwischen dem Konsumenten und den Produzenten oder der Produktionsgruppe getroffen worden ist.

Das gegenwärtige Verhältnis der Zunahme der Bevölkerung zur Zunahme der Produktion ist ein derartiges, dass Subsistenzmittel für alle vorhanden sind, selbst im Uebermasse. Die mechanischen Produktionsmethoden haben in die grosse Masse der produzierten Dinge eine gewisse qualitative Gleichförmigkeit gebracht, so dass es nahezu eine Unmöglichkeit wäre, ein schlecht gebackenes Brot, eine Flasche ehebrecherischen Weines, ein paar missgestalteter Schuhe oder ein Kleid mit schlechtem Schnitt zu finden. Aber gleichzeitig mit dem mechanischen Fortschritt der Arbeit, der zur Gleichförmigkeit neigt, hat sich der künstlerische Fortschritt entwickelt, der zur Differenzierung tendiert. Aus der Masse der gewöhnlichen Produzenten haben sich durch spontane Affinität gewandtere Gruppen konstituiert; zur Seite der gewöhnlichen guten Produktion existiert die auserlesene, überfeine und folglich seltene Produktion. Natürlich suchen alle oder fast alle durch die wegen der Güte ihrer Produkte bekanntesten Gruppen bedient zu werden. Aber die Gruppe, welche in jedem Berufe aus dem Schosse der andern emporsteigt, hat eine begrenzte Produktionskraft und kann nur die Befriedigung eines Teiles der Nachfrage übernehmen. Naturgemäss zieht sie die Bürger vor, welche in gutem Rufe — und zuweilen ist es ein usurpierter Ruf — stehen, wegen ihres guten Willens in der socialen Thätigkeit, wegen ihrer Intelligenz, ihrer Seelengüte, ihres fragewürdigeren Gesundheitszustandes; die übrigen müssen sich an weniger gewandte Produktionsgruppen wenden; und so kommt es durch successive Selektionen, dass die im socialen Sinne weniger interessierten Bürger von den weniger akkredierten Produktionsgruppen bedient werden, da sie weniger gewandt sind.

Wie die öffentliche Wertschätzung natürlich und spontan

die Verteilung der Produkte regelt, so regelt sie auch den Versand des Rohmaterials.

Die landwirtschaftlichen Gruppen, welche die besten Cerealien produzieren, ziehen es vor, ihr Getreide an die tüchtigsten Müllergesellschaften zu senden; diese liefern vorzugsweise ihr bestes Mehl an die bestrenommierten Bäckergruppen; und diese Bäckergruppen vergeben ihr bestes Brot an die in irgendwelcher Beziehung verdienstlichsten Bürger.

Das Gleiche vollzieht sich bei der Cirkulation aller anderen Produkte stets auf Basis freier Vereinbarungen zwischen Produzenten, Bearbeitern und Konsumenten.

Aber der Komplex der socialen Bethätigung ist so rationell entwickelt, dass gutes Rohmaterial auch den weniger geschätzten Produktionsgruppen nicht fehlt, oder dem Misanthropen, der es vorzieht, im eigenen Hause oder in der vorgeschichtlichen, aber doch geliebten Hütte zu arbeiten; wie auch die dunkleren oder weniger verdienstlichen Bürger der Produkte nicht ermangeln.

Und dann bestimmt die Existenz eines individuellen Interesses ein fortdauerndes und fortschreitendes, moralisches, intellektuelles und materielles Emporsteigen der ganzen Gesellschaft.“

„Und der Luxus?“

„In den ersten Jahren des neuen socialen Lebens lief alle Bethätigung naturgemäss auf die Herstellung der für das Leben notwendigsten Dinge hinaus; und das hielt an, so lange die essentiellsten Bedürfnisse des ganzen Volkes noch nicht befriedigt waren. Aber nachdem das Notwendige, das Nützliche, das Angenehme erobert, machten sich die Bedürfnisse höheren Grades, die Bedürfnisse des Luxus bemerkbar. Viele Arbeiter weigerten sich, zur Befriedigung dieser Bedürfnisse zu arbeiten, welche sie als falsch und für die Moral des XX. Jahrhunderts gefährlich erachteten. Sie waren völlig in ihrem Rechte. Aber andere sahen die Sache verschieden an; sie hielten jene Luxusbedürfnisse für berechtigt und für Faktoren, welche an der Entwicklung der neuen Gesellschaft mitwirken. Sie konstituierten sich also als Freiwilligengruppen zur Produktion von Luxusgegenständen; und auch sie waren in ihrem Rechte gemäss dem allgemein acceptierten Grundsatze: thun und thun lassen. Sie begegneten wohl auch Schwierigkeiten bei den Gruppen, welche Rohmaterial und Maschinen liefern sollten und sich zum grossen Teile weigerten, an diesen neuen Arbeitszweigen mitzuwirken; aber einige sagten zu, und an-

dere konstituierten sich speciell zu diesem Zwecke. So erstanden in voller Freiheit die Gewerbe des Luxus, von den Juwelieren bis zu den Dekorateuren, von den Tapezierern bis zu den Parfümisten."

„Und bis zu den Erbauern von Marmorpalästen; denn der Marmorpalast ist auch ein Luxus. Und wer geniesst diesen?"

„Die Bewohnung der Häuser vollzieht sich im allgemeinen auf Grund der gewöhnlichen Methode der freien Vereinbarung zwischen dem Bürger und der Baugruppe, welche das Haus gebaut hat. Wenn ein Bewohner die Wohnung wechselt, so tritt er sie ab, wem er will. So werden mögliche Konflikte vermieden, die über die Frage der Besitznahme der für die besten angesehenen Häuser entstehen könnten."

„Aber wird es für das physiologische Leben des grossen socialen Organismus keine anderen Hindernisse geben?"

„Die Aktivität dieses grossen Organismus manifestiert sich in tausenderlei Formen, angewandt auf eine unbegrenzte Zahl von Produktionszweigen. Es existiert nicht die geringste Autorität, welche einen willkürlichen Unterschied zwischen nützlichen und überflüssigen Arbeiten aufstellen dürfte. Ein jeder beliebige Bürger kann die Initiative zu irgend einer Industrie, zu irgend einem zum allgemeinen Nutzen ausschlagenden Werke ergreifen. Wenn die Initiative gut ist, findet sie leicht die benötigten Mitarbeiter, liefern ihm leicht die mechanischen Werkstätten die für die Arbeit benötigten Maschinen und Werkzeuge; sorgen leicht die anderen Produzentengruppen für das Rohmaterial; und das Publikum konsumiert die Produkte oder zieht Nutzen aus dem geschaffenen Werke, wenn die Produkte thatsächlich nützlich sind oder das Werk wirklich gut ist. Aber wenn die Initiative verfehlt oder verrückt ist, was ja oft vorkommt, so werden die Personen oder die Gruppen, welche mitwirken sollten, sich weigern, in erster Linie, um nicht ihre „Biographie" zu kompromittieren; dann, um sich nicht zu Mitschuldigen eines unnützen Kräfteaufwandes zu machen . . . und die unglückliche Initiative stirbt, kaum dass sie das Licht der Welt erblickt.

Und die Arbeitsgruppen sind auf Basis einer freien Vereinbarung aus Bürgern verwandten und untereinander-sympathisierenden Charakters zusammengesetzt, und es hält sie, wie ich dir schon erklärt habe, das Interesse zusammen, dass ein jeder für die Gruppe oder für sich, zur Erlangung der daraus erwachsenden Vorteile, einen Ruf zu erlangen bestrebt ist. Des-

halb trachten die geschicktesten Arbeiter danach, sich unter einander zu vereinigen, oder von den intelligentesten oder arbeitsamsten Gruppen aufgenommen zu werden. Aber immer gibt es selbstlose Bürger, die anstatt sich zu den höherstehenden Gruppen zu schlagen, es vorziehen, zu denen geringerer Tüchtigkeit niederzusteigen, um sie zu unterrichten, sie zu besseren Leistungen anzuspornen, ihnen — durch das Beispiel — zum Aufstieg zu helfen.

Eine Gruppe von Arbeitern ist stets eine mehr oder weniger zahlreiche Kollektivität von Freunden, die weder Führer noch Direktoren hat. Ein jeder steht an der Stelle, zu der seine Fähigkeiten und seine Lust am besten passen; wer weniger weiss, bittet zuweilen den, der mehr weiss, ihn zu belehren. Wenn einer nicht mehr gern in einer Gruppe ist, tritt er aus. Oft gehört ein Bürger gleichzeitig verschiedenen Produktionsgruppen an, unter die er seine Zeit aufteilt. Die ganze vereinigte Gruppe entscheidet über die Ausführung der erforderlichen Arbeiten oder über Acceptierung der Lieferungsanfrage, über die Auswahl des Rohmaterials, über die Vervollkommnung der Maschinerie und im allgemeinen über alle Interessen des kollektiven Werkes.“

„Und wenn bei irgend einer Einzelheit eine Minorität mit der Majorität nicht im Einklang steht?“

„Die Praxis des associierten Lebens entwickelt sich im Sinne der Versöhnlichkeit auf Grund des natürlichen Phänomens der Anpassung an neue Bedingungen. So geht man heutzuge über kleine Abweichungen hinweg, über welche man zu andern Zeiten selbst bereit gewesen, sich die Hälse abzuschneiden. Wenn die Abweichung eine beträchtliche ist, so kalkuliert ein jeder sein eigenes Interesse, und bleibt in der Gruppe oder tritt aus. Im übrigen wäre das Leben ohne innere Reibereien doch allzu monoton.

Eine jede Gruppe regelt die Dauer ihres Arbeitstages, und es entsteht eine solche Vielseitigkeit der Stundenwahl, dass die Strassen der Stadt stets mit Nichtsthuern erfüllt zu sein scheinen, während indessen alle arbeiten, die einen mehr, die andern weniger, die einen früh morgens, die andern abends, die einen tags, die andern nachts.

Aber die grosse koordinierende Macht der nationalen Arbeit ist in der technischen Presse repräsentiert.

Für jeden Arbeitszweig werden, stets durch Privatinitiative, Zeitungen, Revuen, Leitfäden und diverse Bücher herausgegeben.

Hier wird Bericht erstattet über die Fortschritte, die täglich die Industrie macht; über die Erfindungen, die Entdeckungen, die Verbesserungen, welche überall angekündigt werden; hier werden interessante Arbeitsvorschläge angekündigt und diskutiert; hier werden die Wünsche und Forderungen des Publikums veröffentlicht; hier werden die von jeder Gruppe vollbrachten Arbeiten illustriert und der hervorragende Anteil diverser Bürger an dem Werke hervorgehoben; hier werden die interessantesten statistischen Daten über die Produktion und die Konsumtion registriert, Daten, welche dann von der Gelehrtengruppe gesammelt und koordiniert werden, die das Jahrbuch der allgemeinen Statistik herausgibt.

Diese Publikationen dringen, wie die artistischen und litterarischen Erzeugnisse, in jedes Haus und interessieren alle in sehr hohem Masse; und sie tragen nicht nur zur gesunden und kraftvollen Entwicklung des ökonomischen Organismus bei, sondern auch zum Zwecke der allgemeinen Gesittung.

Bei Gelegenheit der Publikationen will ich dir einige Auskunft über den Schriftsetzerberuf geben, da ich dir ja doch unmöglich Einzelheiten über einen jeden Zweig der socialen Arbeit angeben kann.

Curityba hat verschiedene Druckereien, die einen sind mehr, die anderen weniger berühmt. Natürlich werden die durch die Schönheit ihrer Arbeiten am meisten in Ruf stehenden Werkstätten von den Mechanikern in Elektropolis vorgezogen, die ihnen die genauesten und vollkommensten Maschinen sendet; desgleichen von der Schriftgiessersocietät, welche den feinsten, elegantesten Satz liefern; desgleichen von den Zeichnern, den Zinkographen, den Phototypisten, die für die feinsten und kunstvollsten Clichés sorgen; von den Farbfabrikanten, welche die schönsten Farbmassen schicken; von den Papierarbeitern von Moretes, die für sie die feinsten Papiersorten reservieren; von den gewandtesten Buchbindergruppen, welche es vorziehen, die aus den bestrenommierten Druckereien hervorgegangenen Bücher mit Eleganz und gutem Geschmack einzubinden.

Aber gerade an diese Druckereien ersten Ranges ziehen alle Autoren vor, die Manuskripte ihrer Bücher einzureichen; in ihnen möchten die Societäten ihre Zeitungen und ihre Revuen gedruckt erhalten. Es liegt auf der Hand, dass diese Druckereien nicht alle geforderte Arbeit ausführen können, und es deshalb vorziehen, nur das zu übernehmen, was einen höheren, innern Wert besitzt, wobei sie von vornherein alberne,

zusammenhangslose Manuskripte ausscheiden, welche irgend jemand — wie du z. B., lieber Gianni — die unglückliche Idee haben sollte, unter Wehen und zum Wehe zu gebären. Es ist die Anwendung der gewohnten freien Vereinbarung zwischen Konsument und Produzent; und sie hat, wie immer, das nützliche Resultat einer wohlthätigen Selektion des Guten aus dem Schlechten.

Nicht immer haben die Schriftsetzergruppen die zur Wertschätzung der eingereichten Manuskripte notwendige Kompetenz. Wenn diese Gruppen im Zweifel sind, suchen sie Specialisten als Beirater, welche ihre Meinung abgeben. So treten die wertvollsten, litterarischen, wissenschaftlichen und künstlerischen oder technischen Arbeiten im schönsten und elegantesten Kleide vor das Volk. Die Zurückgewiesenen versuchen es, bei anderen Druckereigruppen anzukommen, bis sie den finden, der den Autor acceptiert, da er sonst keine andere Arbeit hätte. Es müsste schon ein unverdaulicher und zusammenhangsloser Mischmasch sein, wenn der arme Autor die kränkende Beleidigung über sich ergehen lassen müsste, sein Manuskript wieder nach Hause tragen zn dürfen. Aber immer wird er sich noch Trost verschaffen können, wenn er das Opus in einem Versammlungssaale vorliest."

„Und der Umsatz mit Belgien?"

„Das Wort Umsatz ist in unserem Falle absolut unangebracht. Es handelt sich vielmehr um eine wechselseitige Verteilung, welche die Bedingung der Gleichwertigkeit nicht in sich einschliesst. Auf alle Fälle ist es eine kolossale Bewegung, die sich durch den gleichen Mechanismus vollzieht, durch welchen sich unsere Produktionsgruppen, nicht immer wechselseitig, mit Rohmaterial, Arbeitswerkzeugen und Manufakturprodukten versehen.

Wie im vergangenen Jahrhundert bereits die wichtigsten Produktions- und Handelshäuser von einem Kontinent zum anderen bekannt waren; wie schon damals der Kredit in einem gewissen Verhältnisse zur Solidität der bezüglichen Firma stand; so kennen sich auch jetzt durch die technische Presse die zwei Länder untereinander, und die Nachfragen um Sendungen, welche stets an die renommiertesten Arbeitergruppen adressiert werden, finden im Verhältnisse und im Massstabe des Kredites Ausführung, den sie sich bei den nachfragenden Gruppen zu erwerben gewusst haben.

Der Paranà sendet nach Belgien besonders feines Holz, Tapioka, Kaffee, Droguen, Zierpflanzen, frische und verschieden-

artig präparierte subtropische Früchte, Parfums, gefrorenes Fleisch, Wolle etc. Ich sage „besonders“, indem die Bewegung der interoceanischen Verteilung eine äusserst hohe Zahl von Waren umfasst. Und die Unionsflotte verschifft stets Tausende von Bürgern, welche die Schwesternation besuchen, um zu studieren.

Mit den noch nicht im Socialismus konstituierten Ländern wird regelrecht Handel getrieben. Nehmen wir als Beispiel die Matte-Exportation nach den Regionen des La Plata an. Die Gruppen, welche den Matte bereiten, stehen mit den Importhäusern in Buenos-Aires und Montevideo in Korrespondenz und Konto-Korrent. Andererseits machen die paranaensischen Arbeitergruppen, die diesen Ländern gewisse Produkte entnehmen müssen, wie Weizen, Felle und Wolle, ihre Bestellungen bei den paranaensischen Gruppen, welche Matte exportieren. Diese erteilen, nachdem sie diese Nachfragen diskutiert und acceptiert, den Firmen Ordres, mit welchen sie in Konto-Korrent stehen; die Bestellungen werden ausgeführt, und die Waren kommen hier an auf Basis einer einfachen Buchung.

Natürlich gibt es zuweilen Verluste, Betrug, Flucht von Verrätern; aber alle diese Dinge werden verschwinden, wenn auch der Plata und alle Völker der Welt den anarchistischen Socialismus angenommen haben werden.“

„Noch eine Frage liegt mir am Herzen, lieber Grillo, und diese vielleicht mehr als alle anderen. Ich lebe in einer Gesellschaft, und du selbst hast noch unlängst in ihr gewohnt, woselbst neben der ökonomischen Ausbeutung, der die Arbeiter von seiten der kapitalistischen Minderheit ausgesetzt sind, die moralische und physische Sklaverei der Frauen und der Kinder besteht, d. h. die von seiten der Männer, seien sie Bourgeois oder Proletarier, seien sie Väter oder Gatten oder Brüder, die alle doch stets kleine Tyrannen im mittelalterlichen Schlosse des häuslichen Heimes sind. Sage mir, lieber Grillo, klingen aus der Kapelle des Jahres 1950 noch stets die gleichen Glockenklänge hervor?“

„O, nein! die Glöckner wechselten, aber auch die Klänge. Aber eine lange Reihe von Kämpfen war notwendig, um jene Ueberzeugung der Superiorität, der Bevormundung und der gnädigen Herrschaft zu zerstören, welche die jahrhundertelange Ausübung des Monopols im Manne entwickelt hatte. Zu deinen Zeiten ahnte die Frau nicht einmal, welche moralischen und materiellen Vorteile sie durch ihre völlige Emanci-

pation erlangen würde. Sie war noch das reizende Kind aller geschichtlichen Zeitalter und liess sich leicht davon überzeugen, dass sie schon klassifiziert sei. Nun wohl: entweder als Lustmaschine — provisorisch oder definitiv — in den Armen des Glücksritters, des Genossen oder des Gatten; die Entlohnung entfiel proportionell dem Glücke und Reichtum ihres Besitzers. Oder als Lasttier in der Werkstatt, auf dem Felde, in der Küche, am Waschtroge, inmitten der Kinderschar, ohne dabei das Amt der Lustmaschine aufzugeben, überbürdet, aber nicht mit Vorteilen. Oder als Püppchen aus guter Familie, als armes Opfer der Standesehre."

„Kurz! fass' dich kurz, Grillo! alles das weiss ich ja. Nun, gut?"

„Nun wohl, die Frau musste selbständig, für eigene Rechnung, in ihrem eigenen Interesse einsehen, wollen und kämpfen. Die Mädchen strömten den Produktionsgruppen zu und machten sich durch Intelligenz, durch Arbeit, durch den Liebreiz, mit dem ihre Jugend und ihr Frohmut das Milieu erfüllte, notwendig. Sie waren Arbeiterinnen, deshalb hatten sie ein Recht auf Leben und auf Freiheit, wie die anderen. Sie begannen, aus den Familien auszutreten und sich selbständig zu machen. Einige Produktionsgruppen weigerten sich, ihnen Wohnung und Subsistenzmittel zu liefern; da begannen die weiblichen Streiks und Boykotts. Schliesslich siegten die Mädchen. Da aber begannen sie das Zusammenwohnen mit dem Genossen zu verweigern, der auf die eine oder andere Weise sich eines gewissen Eroberungsrechtes rühmte. In meinem Hause bin ich Meister, und ich empfange, wen ich will." Dies war das Feldgeschrei. Auf seiten der Männer entfesselte sich ein Sturm von Protesten und eine Sündflut von Moral. Aber die Frauen blieben unerschrocken und endlich siegreich. Heute hat die Frau, ohne sich der allgemeinen Sociabilität der Schulen, der Werkstatt, des Restaurants, des Salons zu entziehen, ihre eigene Wohnung, ist absolute Herrin ihrer Gedanken, ihrer Empfindungen und ihres Körpers.

„Und der Mann, der alte Blaubart oder anmassende kleine Tyrann, steht draussen! Die Lösung gefällt mir. Aber die Kinder?"

„Hast du denn noch nicht begriffen, dass alles im Leben freiwillig ist? So haben wir die freiwillige Mutterschaft und Vaterschaft. Eine Frau will ihre Kinder säugen und aufziehen. Nun gut, sie hört doch nicht auf, Arbeiterin zu sein. Anstatt Strümpfe oder Krawatten herzustellen, schafft sie Menschen,

eine nicht weniger lastende und nicht weniger kostbare Arbeit. Je nachdem sie dieser Aufgabe besser oder schlechter nachkommt; je nachdem sie mehr oder weniger starke Knaben aufweisen kann, besser oder schlechter erzogene Kinder, wird sie sich ihre Biographie als Mutter in der „Weissen Revue“ oder in der „Schwarzen Revue“ erwerben; die Produktionsgruppen verschaffen ihr bestmöglichst alles das, dessen sie bedarf, um ihre mütterliche Mission zu erfüllen.

Aber nimm einmal an, in einer Frau sei der Instinkt der Mutterschaft wenig entwickelt. Diesen Fall hast du schon zu deiner Zeit an einigen Müttern konstatieren können, die dadurch vor dem Gerichtshof endeten. Du weisst aber, dass die Instinkte den organischen Bedürfnissen proportionell sind. Die Fische verlassen ihre Brut, auf dass sie sich selbst ernähre; die Vögel hegen und nähren ihre Jungen zärtlich, so lange sie nicht im stande sind, zu fliegen; die Säugetiere haben ihre Sprösslinge länger um sich, da der junge Verdauungsapparat der Milch bedarf; beim Menschen ist die schwache Kindheitsperiode länger und folglich ist der Instinkt der Mutterschaft und Vaterschaft entwickelter. Aber lege das Ei in den Brutofen, ziehe das Lamm mit der Flasche auf, oder gib das Kind der Amme, und du wirst sehen, wie rasch der Instinkt der Mutterschaft in der Henne verkümmert, im Vieh und in der Frau. Diskutieren wir nicht, ob das gut oder schlecht sei, konstatieren wir nur die Thatsache.

Und gerade diese Thatsache verallgemeinert sich unter den Frauen der XX. Jahrhunderts; denn durch Umwandlung der alten Findelhäuser, welche wahre Mördergruben für die armen Kinder bildeten, wurde man unmerklich zur Organisation von Häusern für die Aufzucht der Neugeborenen geführt, die ihre Mutter verloren oder deren Mutter es unmöglich war, sie aufzusäugen. Diese, in den gesundesten die Stadt umgebenden Gefilden mit aller hygieinischen Sorgfalt errichteten — bis zum Luxus — mit Weisswäsche und dem allgemein notwendigen Material versehenen kleinen Häuschen, geleitet durch ein berufenes Personal, unterstützt durch Specialärzte, wiesen binnen kurzem gegenüber der mütterlichen Erziehung eine gewisse Ueberlegenheit auf. Und dann entstand in Hirn und Herz der Mütterchen das Problem, ob sie nicht im Interesse der Sprösslinge die Erziehungshäuser ihrem eigenen Busen vorziehen sollten. Und je mehr Kinder zuströmten, desto zahlreicher erstanden die Häuser und vervollkommneten sich, indem sie mit einander wetteiferten, von den besten Produktionsgruppen be-

dient zu werden. Sicherlich ist die Arbeit jener Erzieherinnen eine mühselige: die Kinder schreien, beschmutzen sich, haben keine Ruhe bei Tag und bei Nacht; aber sie lächeln auch, plappern drollig liebe Worte und haben liebe, unvorhergesehene reizende Einfälle; die Erzieherin hat auf der einen Seite alle Mutterfreuden, während sie andererseits auch alle Unannehmlichkeiten erträgt. Und dann verrichtet sie eine von allen Produktionsgruppen geschätzte Arbeit, so dass nur wenige Jahre im allgemeinen genügen, um ihr eine Biographie in der „Weissen Revue“ einzutragen. Die so viel bedeutet!“

„Also?“

„Also, da die Mutterschaft fakultativ oder freiwillig ist, und wenn eine gewisse Mutter in sich wenig Mutterschaftsinstinkt empfindet; wenn sie aus Rücksichten der Gesundheit oder der Intelligenz über ihre eigenen diesbezüglichen Fähigkeiten Zweifel hegt; wenn sie mit einem Studium oder bei einer Arbeit beschäftigt ist, wodurch ihre ganze Zeit in Anspruch genommen wird; oder, um auch der prosaischsten Fälle einen zu citieren, wenn sie ihre Brüste klein erhalten und sich ihres Lebens freuen will, verschafft sie ihrer Leibesfrucht ein Erziehungshaus; und dann wird der kleine Erdenbürger in ein besseres oder geringeres Haus genommen, je nach dem Grade der Achtung, den die Mutter sich in der Gesellschaft zu erwerben gewusst.

Wenn das Kind abgegeben, steht es ihr frei, es zu vergessen, oder es zu hegen, es zu besuchen, selbst jeden Tag, um es zu umarmen und sich liebevoll satt zu küssen. Aus den Erziehungshäusern kommen die Kinder in die Kindergärten; aber die kritische Jünglingszeit verbringen sie im allgemeinen bei der Mutter, bis sie Gelegenheit finden, sich zu emancipieren und selbständig zu etablieren. Es ist das eine hygieinische Massregel gegen die Gewalt oder die Korruption der Jugend, die schliesslich sich immer seltener zeigt, je freier und erreichbarer die Liebe unter den Erwachsenen ist.“

„Entgegen meinen radikaleren Zukunftsgebilden bleibt die Mutterschaft bestehen, wenn auch etwas verschoben. Aber was habt ihr aus dem Papa gemacht? Was habt ihr mit dem würdigen edlen Vater, dem Mast der häuslichen Ehre, dem Attila im Sanktuarium der Familie gemacht?“

„Freiwillige Vaterschaft! Fakultative Vaterschaft. In der Embryologie gibt es eine gewisse Geschichte der Moleküle des Spirema, durch welche die Vaterschaft und die Mutterschaft zu einer ernsthaften Sache werden, an die du nicht gedacht

hast, als du dein „episodio d'amore" schriebst. Nun gut, wenn ein Hinz in den Zügen des Neugeborenen sich wiedererkennt oder wiederzuerkennen vermeint, so denkt er, dass in jedem Zellkern des neuen Wesens ein Atom von ihm selbst lebt, ein lebendes, empfindendes, denkendes Atom; dass er der Gesamtheit dieser Atome einen vitalen Impuls verliehen, dass es die Wiederholung, die Fortsetzung, die materielle und lebende Kraft der Unsterblichkeit seines Ichs ist, wahrscheinlich wird er dem kleinen Wesen gut sein; er geht es im Hause der Mutter liebkosen oder in das Erziehungshaus; mit Liebe verfolgt er seine Entwicklung, sucht Gegenliebe zu erwecken, wird zugegen sein wollen zur Sterbestunde, aber nicht mehr. Er kann über das Wesen die Vaterhand, aber nicht die Pfuscherhand ausstrecken. Ein Kunz aber gibt sich vielleicht gar nicht die Mühe, sich in seiner Nachkommenschaft wiederzufinden, denn er fasst die Sache nicht von einer so sentimentalen Seite auf. Kurz, er handelt, wie er will und wie er kann."

„Gut, gut, gut! Wir sind noch nicht beim finis familias angelangt, aber auf dem Wege. Dein Paranà gefällt mir, wenigstens im ganzen genommen; es gefällt mir besser als Poggio al Mare, besser als Cittadella und . . .! Ja! Es gefällt mir auch besser als die Kolonie Cecilia. Aber um wieviel müssen nicht die Menschen des Jahres 1950 besser sein als die von heutzutage?!"

„Aber dreifacher cazzonaccio! Durch diese tiefsinnige Betrachtung beweisest du, dass du von allem dem, was ich dir auseinandergesetzt habe, keinen Pfifferling verstanden hast. Hast du denn nicht begriffen, dass in der innersten Struktur der neuen Gesellschaft die gleichen Kräfte, Tendenzen und Leidenschaften herrschen, die, in ein anderes System zusammengebracht, die Seele der menschlichen Gesellschaft der Vergangenheit ausmachten? Hast du nicht eingesehen, dass es unnötig war, von den Menschen Selbstlosigkeit, Opfer oder gar Altruismus zu verlangen? Nicht einmal einen grösseren gesunden Menschenverstand, als man ihn zu deiner Zeit besessen? Ist es dir etwa entgangen, dass das Jahr 1950 des Paranà vielleicht dein Heute, das Morgen von Paris, London, Rom oder New-York sein kann?

Nein, mein lieber Gianni; die menschliche Gemütsart hat sich von dem, was sie stets gewesen, nicht um viel verändert. Aber unter den neuen Lebensbedingungen entwickeln sich die antisocialen Tendenzen schwieriger als einst, und allmählich

durch neue und bessere Sitten konstituiert sich eine persönliche Moral, keine verlegene Parademoral, sondern eine tiefinnerlich und aufrichtig empfundene, welche im stande ist, die menschliche Güte im höchsten Grade zu entwickeln, eine frohere Zukunft vorzubereiten."

* * *

Aus den Fenstern und den offenen Thüren brachen sich im Zimmer die Lichtströme einer jener subtropischen Morgenröten, welche unerwartet erscheinen wie ein bengalisches Feuer. Ich sah, wie der Körper Grillos gleich einem Nebelstreif zerfloss und verschwand. Den Herrn des Hauses erblickte ich in lieblichem Schlummer auf einem Sofa, und ich sprang aus der Amaha, und während in mir noch wehmütig leise die ausserordentliche Nacht nachklang, schritt ich hinaus, um den Duft der Orangenblüten in die durstige Brust zu saugen, während aus dem schönen Grün eines Kaffeestrauches der Jubelsang des lieblichen Sabià zum Himmel emporstieg gleich dem Grusse der Sonne, die dort sich aus dem Atlantischen Ocean erhob.



V.

Ergänzungen und Nachträge.

(Erst nach Drucklegung, zur Einschaltung verspätet, erhaltene Dokumente.)

Nachtrag zu pag. 113, vor: „Die Kolonie Cecilia".

Porto Alegre, den 22. März 1890.

Wir wollen hier eine anarchistische Kolonie begründen, welche zum Zwecke der Propaganda einen praktischen Beweis dafür liefern soll, dass unsere Ideen richtig und realisierbar sind, und welche des ferneren für die revolutionäre Agitation in Europa finanzielle Mittel gewähren soll.

Seit einigen Jahren diskutierten wir in Italien die Vorteile und die Gefahren, welche ein solches Unternehmen bieten dürfte; und, nachdem wir die Frage studiert, haben wir uns entschlossen. Wir sind, acht Personen, am 20. Februar abgereist, und in Gibraltar hat sich eine Familie spanischer Bauern uns angeschlossen.

Morgen reisen wir von Porto Alegre ab, um uns nach günstigem Terrain umzusehen. Wir werden euch über die Geschehnisse informiert halten. Wenn jemand Lust hat, uns zu helfen, so schreibe er an folgende Adresse: Dr. Giovanni Rossi, Porto Alegre, Rio Grande do Sul, Brasilien.

(Aus: „La Révolte", Paris, vom 31. Mai bis 6. Juni 1890.)

Nachträge zu pag. 166 vor Rossis Brief.

Turin, den 6. Juni 1892.

Liebe Genossen!

Einige unserer Genossen sind vor drei Jahren nach Brasilien abgereist, um in der Provinz Paranà einen Versuch kommunistisch anarchistischer Kolonisation zu machen. Sie wollen, so weit es die schwachen Mittel, über die sie verfügen, ihnen erlauben, beweisen, dass es schon heute möglich ist, unsere Theorien in die Praxis umzusetzen, und bis jetzt gibt das Experiment ihnen recht.

Die letzten Nachrichten, welche wir diesbezüglich erhalten, sind nicht schlecht. Die Nahrung unserer Freunde ist gesichert dank einer reichlichen Ernte von Bohnen, Mais und verschiedenen Gemüsen, und dank der Leichtigkeit, mit der man sich Fleisch, Fische und sehr verschiedenes Wild verschaffen kann. Sie haben bereits einen Pflug, eine Handmühle, welche dreissig Kilo Mehl pro Stunde liefert, eine mechanische Säge, eine Drehbank, zahlreiches Werkzeug. Sie besitzen einige Pferde, Vieh, nahezu zweihundert Bewohner des Hühnerhofes, circa zwanzig Lämmer und einen Hammel. Das Land, welches sie bewohnen, hat eine Oberfläche von zehn Quadratkilometer, einst von Wald bedeckt, der noch nicht gänzlich niedergeschlagen und dessen Holz für verschiedene Industrien von Wert ist. Man hat bereits 80 Orangenbäume gepflanzt und Weinstöcke, die einen erfreulichen Anblick bieten; im Monat November hofft man, wenn nicht gar genug für den Konsum, so doch wenigstens für die Aussaat genügendes Getreide zu ernten.

Unsere Freunde, 39 an der Zahl, wovon 20 Männer, 9 Frauen und 10 Kinder, für welche bereits eine mit allem Notwendigen versehene Schule errichtet worden, werden bald einen Nachschub von etwa sechzig weiteren Genossen erhalten, die dringend ersucht werden, so viel wie möglich Werkzeug, Sämereien, kurz alle solche Dinge mitzubringen, die zur Vermehrung der Produktion beitragen können.

Wenn einige unserer französischen Freunde den Wunsch hegen sollten, das Experiment mitzumachen unter der einzigen Bedingung, dass sie ihre Genossinnen mitbringen, so könnten sie sich betreffs ausführlicherer Berichte an den Genossen Amilcare Cappellaro in Sampierdarena wenden, der sich beeilen würde, alle über die Kolonie Cecilia bei Palmeira, Provinz Paranà, Brasilien, gewünschten Auskünfte zu erteilen.

Mit herzlichem Handschlag.

(Aus: „La Révolte", Paris, vom 1. bis 7. Juli 1892.)

Anarchistische Kolonie Cecilia.

Indem ich nicht direkt allen Genossen antworten kann, die sich an mich gewandt haben, um an der Kolonie Cecilia in der Provinz Paranà, Brasilien, teilzunehmen, benachrichtige ich sie, dass selbige gegenwärtig in Anbetracht der wenigen Pro-

dukte, welche sie besitzt, nicht vielen Leuten Arbeit und Nahrung zu bieten im stande ist, und demzufolge bin ich gezwungen, die Zahl der Genossen, welche an der nächsten Expedition vom 25. crt. teilzunehmen wünschen, zu beschränken.

Indem ich mir vorbehalte, in der nächsten Nummer einen allgemeinen Detailbericht über die Kolonie zu erteilen, mache ich diejenigen, die an der Kolonie teilzunehmen wünschen, darauf aufmerksam, dass sie sich mit der Ueberzeugung vertraut machen müssen, dass es dort drüben noch keinen Ueberfluss gibt; diejenigen, welche sich dort hinbegeben, müssen sich, die Ernte abwartend, zu grossen Opfern entschliessen und vor allem einen nicht allzu chikaneusen Charakter haben, auf dass sie wie eine gute Familie sich vertragen, und die kleinen Fehler, die ein jeder haben kann, ertragen lernen.

Für den Augenblick könnten wir nur Schuhmacher, Ackerbauer oder Leute brauchen, die im stande sind, ermüdend schwere Arbeiten zu verrichten; aber für diese Expedition ist die Zahl der Arbeiter bereits komplettiert, und könnte ich niemand weiter annehmen, wobei ich mir vorbehalte, diejenigen, welche sich weiter gemeldet haben, für die nächste in zwei oder drei Monaten abgehende Expedition vorzumerken.

Indem verschiedene Chikanen in der Kolonie vorgekommen sind, weil die Zahl der Männer die Zahl der Frauen zu sehr überstieg, wird ein jeder, der sich anschliessen will, ersucht, seine Lebensgefährtin mitzubringen, und wird selbst empfohlen, mehr Frauen als Männer abreisen zu lassen.

Denjenigen, welche bei mir anfragten, ob die Erlernung der italienischen Sprache erforderlich sei, diene zur Nachricht, dass es dort drüben bereits Franzosen gibt, die froh sind, dort zu sein; was man nicht weiss, lernt man, voilà tout.

Die zwei Franzosen sind Jean Géleoc, der seine Marinesoldatenkutte in die Brennesseln geworfen hat, um frei zu leben, und St.-Pierre Jean aus Tarbes.

(Aus: „La Révolte“, Paris vom 23. bis 29. Juli 1892.)

Praktischer Socialismus.

Socialistische Kolonie Cecilia bei Palmeira, Paranà (Brasilien).

Die Existenz der Kolonie im ersten Semester des Jahres 1891 war zufolge von Ursachen verschiedener Natur eine sehr unglückliche. Zu jener Periode war ich in Italien, und nur

auf Grund gesammelter Notizen aus verschiedenen Quellen, die untereinander konfrontiert und verifiziert worden, kann ich über die geschehenen Thatsachen summarischen Bericht erstatten.

Das der Kolonie Cecilia zugeströmte vorherrschende Element war gebildet aus guten revolutionären socialistischen Arbeitern, die sich enthusiasmiert hatten an der Idee, der Arbeiterwelt einen praktischen, unbekämpfbaren Beweis dafür zu liefern, dass der Socialismus aus der Theorie der Denker, aus den Bestrebungen des kämpfenden Proletariates, sich in die Realität des Lebens übersetzen lässt. Es waren Menschen, die ungern, mit geheimem Weh die kühnen Kämpfe der modernen socialen Bewegung verliessen, um herüberzukommen und hier den Grundstein der freien und friedlichen Stadt der Zukunft zu legen. Dass es in der Mehrzahl solche waren, beweist schon die Thatsache, dass viele von ihnen, als sie Italien verliessen, gutbezahlte Stellungen aufgaben, und dass sie sich im Geiste mit grossen Projekten, wie Eisenbahnen, elektrische Beleuchtung, Werkstätten, Palästen, Theatern, trugen. Wenn wir aus ihrer Zahl die gewohnten Eindringlinge — Entgleiste, Vagabunden, Grössenwahnsinnige, Ehrgeizige — ausscheiden, die sich in einer jeden zahlreichen Brigade einnisten gleich Ungeziefer, so bildeten sie im ganzen genommen ein enthusiastisches und utopistisches Element, welches glaubte, alles schaffen zu können von heute auf morgen, welches gerade aus diesem Grunde durch die ersten Schwierigkeiten, die ersten Enttäuschungen demoralisiert werden musste, wie eine Reihe Soldaten, welche auf einen starken und kriegsgewohnten Feind stösst, wo sie dachte, vermittelst einiger Kolbenstösse etliche Dutzend Papstsoldaten über den Haufen rennen zu können. Und Schwierigkeiten und Enttäuschungen fehlten den ersten Kolonisten von Cecilia nicht.

Die Berechnung der Vorbereitungen für ihren Empfang war schlecht gemacht und die, welche dafür zu sorgen hatten, hatten ihre Pflichten nicht erfüllt. So fanden die successive anlangenden Gruppen, dass die Mais- und Bohnenkulturen, welche ihre Hauptnahrung bilden sollten, vom Vieh zerstört waren. An Stelle bescheidener Häuschen fanden sie eine grosse Holzbaracke, woselbst sie gezwungen waren, mehrere Monate lang eingepfercht zu schlafen. An Stelle eines freien socialistischen Milieus fanden sie einen Direktor, der sich als unentbehrliches Haupt aufgedrängt hatte, und einen Protektor,

der ein gutes Herz hatte, zu versprechen, aber nicht die Energie und das Gehächtnis besass, Versprechungen zu halten.

Bei dieser Sachlage wandte sich die Initiative des socialen Lebens in Cecilia zum Bösen, und da der Mensch ja vorzugsweise ein nachahmendes Tier ist, wurde der Initiative leichthin gefolgt, indem sie sich so vom Bösen zum Schlimmeren wandelte, ohne dass irgend jemand sich erhoben hätte, um wirksam gegen eine so verderbliche Wendung zu protestieren.

In der Kolonie waren die Anarchisten — wenigstens die sich für Anarchisten Haltenden — in der Mehrzahl; und doch bildeten sie um das Haupt Parteien, reklamierten zwecklos betreffs Abrechnung ihrer finanziellen Lage und verschwendeten ihre ganze Energie in parlamentarischen Versammlungen, die kein Ende nahmen und nichts beschlossen; denn der Mensch ist auch ein geschwätziges Tier. Besondere Leistungen dieser Versammlungen waren, dass alle nützlichen Initiativen durch einen wohlgeschärften Widerspruchsgeist bekämpft wurden, an deren Stelle man gute Vorschläge formulierte, die Tags darauf durch die Thaten dementiert wurden.

Das Regime, welches sich die anarchistischen Kolonisten von Cecilia gegeben hatten oder das ihnen durch die Verhältnisse auferlegt worden, müsste, denn das war es, ein autoritäres genannt werden. Ein autoritäres Regime kann sich erhalten und kann auch einige für den Durchschnitt der Bürger günstige Resultate zeitigen, wenn es von einer fähigen, thatkräftigen, energischen Klasse oder Person geleitet ist. Aber hier hatten sie ein unthätiges, ekliges und vielleicht im Hirnkasten nicht ganz intaktes Haupt. Seinem verhängnisvollen Werke, der allgemeinen Antipathie gesellten sich noch Ursachen von force majeure zu, besonders metereologische Heimsuchungen. Die Kolonie zählte im Mai 1891 200 Personen und erhielt von der Kolonialverwaltung einen monatlichen Zuschuss von 2884 Lire, wie er in ähnlichem Verhältnis allen andern Kolonisten im ersten Jahre der Niederlassung gewährt wird. Nun gut, trotz dieses sicheren Einkommens begannen die Verproviantierungen spärlich und unregelmässig zu werden, bis man zum Hunger gelangte mit all den hässlichen Scenen, die den Kampf ums Dasein begleiten.

Es begann der traurige Exodus der entmutigten und enttäuschten Kolonisten; das war weniger schlimm, indem die meisten in der Stadt günstige Stellung fanden. Sieben Familien, darunter zwei der ersten Pioniere, bemächtigten sich durch gesetzliche Formalismen ungerechterweise des der Ko-

lonie gehörenden Viehstandes. Einige blieben, andere entfernten sich widerwillig, indem ihre Frauen von einem so schlecht zu ihrer Kenntnis gebrachten Socialismus nichts mehr wissen wollten.

Mitte Juni hielt in der Bresche noch eine Handvoll anarchistischer Jünglinge stand. Hier ihre Namen: Cini Egizio aus Livorno, Colli Pietro aus Specia, Costagli Paolo aus Livorno, Ferla Giuseppe aus Mailand, Géleoc Jean aus Brest (Frankreich), Maderna Giuseppe aus Mailand, Massa Antonio aus Turin, Silano Luigi aus Turin, Saint-Pierre Jean aus Tarbes (Frankreich). Ihr Programm war folgendes: Um jeden Preis bleiben und arbeiten, bis so viel Subsistenzmitttel gesammelt, dass sie eine sichere Rekonstituierung der Kolonie gestatten. Diese Gruppe intelligenter und mutiger Jünglinge erhob aufs neue die Fahne des anarchistischen Kommunismus, nicht mit leichten Worten, sondern mit kühnen und mühseligen Werken. Nie ist Roggen durch unkundigere Hände gesäet worden, nie klopften aber auch edlere Herzen an einem Saatfelde, wie die der Freunde an dem ersten Felde, das durch die Anarchie besäet wurde.

Von der zerstreuten Kolonie blieb diese Lebenszelle, die dann das Attraktionscentrum bildete für die in alle Winde Zerstreuten und die Nachkommenden; und jetzt ist sie wieder zur Kolonie Cecilia erwachsen, weniger zahlreich als einst, aber kühn, voll gesunder Jugendkraft, gewitzigt durch schmerzliche Erfahrung, freudig in brüderlicher Freundschaft, stark durch schaffensdurstige Arme, und frei — hoffen wir für immer — von Häuptern und von Gesetzen, von Vorurteilen und von Missbrauch, von Strebern und Parlamentaristen.

Jetzt schafft die aus etwa vierzig Personen gebildete Kolonie Cecilia an der Vorbereitung der Mittel, um in zwei oder drei Jahren Hunderte von Arbeitern aufnehmen zu können. Wir bewohnen ein Dutzend Holzhäuschen, die zu einem Dorfe gruppiert sind, welches wir A n a r c h i a genannt haben. Nahe bei der Kolonie, in Schussweite liegen die Grundstücke der Kolonie, gegen das umherschweifende Vieh durch eine starke Umzäunung geschützt, deren Errichtung nicht wenig Arbeit gekostet hat. Eine andere sehr ermüdende Arbeit war die Bearbeitung des Bodens — acht ein halb Hektaren —, welcher jetzt mit Mais und Bohnen bebaut steht. Teilweise war dieses Terrain mit Baumstämmen und hohem Gestrüpp bestanden; die ersteren mussten wir spalten, aufhäufen und verbrennen, das letztere umgraben. Der übrige Teil war dichter Wald,

den wir niederlegen und verbrennen mussten. Der Pflug hat bereits begonnen, unser Wiesland zu bezwingen, und zieht auf seinem Siegesmarsche dahin, um für uns das Brot der Arbeit und der Freiheit zu bereiten. Die Gemüsegärten stehen in frischem Grün und im Obstgarten biegen sich die Orangenbäume unter der süssen Last. Es wird viel Dünger gesammelt zur Fruchtbarmachung der Felder der Kolonie. Auch der Brunnen, der Backofen und der Geflügelhof sind ein Resultat unserer Arbeit. In einer ausgedehnten Baracke ist die Sägerei untergebracht, welche für die zukünftigen Bauten Holz vorbereitet. Kurz, alles ist auf dem Wege der Vermehrung und der Verbesserung.

Unsere Ernährung, die wir aus Sparsamkeitsrücksichten in der gemeinschaftlichen Küche zubereiten, lässt gegenwärtig viel zu wünschen übrig, da sie hauptsächlich aus weisser Polenta, Reis, Bohnen, Speck, Gemüse, Mandiokamehl und Kaffee gebildet ist. Es fehlt Brot, Fleisch und Wein, Lebensmittel, die wir noch nicht produzieren und die zu kostspielig sind.

Von Ernten haben wir bis jetzt erst Roggen, Kartoffeln, Obst und Gemüse eingeheimst. Nahe bevorstehend sind die wichtigsten Ernten des Mais und der Bohnen; aber inzwischen leben wir noch von dem Subsidium, welches die Kolonialverwaltung allen Kolonisten gewährt. Für uns ist es eine monatliche Summe von 1500 Lire, von denen wir 1000 Lire für unseren Unterhalt verauslagen.

Und da wir bei den Zahlen sind, will ich mitteilen, dass am 31. Dezember 1891 die ökonomische Lage der Kolonie folgende gewesen:

Im Aktivum: Für Subsidienkredit bei der Kolonialverwaltung Lire 3349,95, für Vieh Lire 702,50, für Ackergeräte Lire 876,25, für Industriegeräte Lire 512,50, für Mobiliar Lire 147,50, für Küchengeräte Lire 280,50, für Provisionen im Lager 712 Lire, für die Bibliothek 200 Lire, für weiteren Kredit bei der Kolonialverwaltung Lire 420,75.

Im Passivum: Für Schulden bei Lieferanten Lire 2859,10.

Nicht eingerechnet sind die Verbesserungen des Bodens, denn dieser ist noch nicht bezahlt.

In der Kolonie führen wir jetzt das Leben einer zahlreichen und freien Familie. Ein jeder widmet sich der Arbeit, die er für notwendig hält, ergreift die Initiative, welche ihm nützlich erscheint, ohne die Zustimmung der Mehrheit abzuwarten. Es gibt weder Direktoren, noch Herren, noch einflussreiche Ge-

nossen, noch technische Kommissionen, noch Versammlungen, noch irgend einen jener unnützlichen Auswüchse, die — wie die Fliegen auf dem Wagenrade — glauben, dass sie die Welt vorwärts treiben. Unsere kleine Welt hat so viel gesunden Menschenverstand, dass sie selbständig von innen heraus fortschreitet.

Was für eine Zukunft erwartet sie? Der Abgrund der gescheiterten Versuche oder der herrliche, lichtglänzende Gipfel der Geschehnisse, welche den Zeiten vorangehen, sie ankündigen, wie gewisse Blümlein Frühlingsboten sind? Wird sie die Illusionen ausstreichen oder die Hoffnungen verstärken? Wird sie mystisch oder wissenschaftlich sein? Wird sie stets sanft, edel, gut, gleichmässig, arbeitsam und frei sein?

Wer weiss? Ein Kind vermag nicht die Ereignisse vorauszusehen, die es erwarten, wenn es herangewachsen sein wird.

Dr. Giovanni Rossi.

(Aus: „La Questione Sociale", Prato, Toscana, vom September 1892.)

Eine Korrespondenz gleichen Inhaltes aus der Feder des Genossen A. Cappellaro fand ich in der Zeitung „La Révolte", Paris, Nr. 1, vom 7. bis 13. Oktober 1892. Vergleiche auch pag. 198. Slovak.

Ergänzung (Fussnote) zu pag. 173: **Brief** von **Cappellaro.**

Um jeder Angelegenheit aus dem Wege zu gehen, die zu Krämermantschereien Veranlassung geben könnte, muss unser Blatt sich jeglicher Geldgeschäfte enthalten und sich auf freiwillige Subskriptionen beschränken. Für ein Geschäft obiger Art raten wir unseren Genossen, einen Specialvertreter in Europa zu ernennen.

Notiz der Redaktion der „Révolte", Paris.



Nachtrag zu pag. 173, nach **Brief** von **Cappellaro.**

Einen gleichlautenden Brief enthält das Blatt „El Perseguido", Buenos-Aires, vom 29. Januar 1893. Die Redaktion dieses argentinischen kommunistisch-anarchistischen Blattes knüpft daran folgende Betrachtungen:

„Die cecilianische Kolonie wird durch manchen Wechsel hindurchgehen und viele Enttäuschungen erfahren; denn wie obiger lesenswerte Brief beweist, produzieren die Genossen nur in der Landwirtschaft und Erdarbeiten, und trotzdem müssen sie kaufen oder ohne die Waren bleiben, und das letztere bedeutet eine Entbehrung; und da alle die Artikel, welche sie kaufen, von der gegenwärtigen Gesellschaft produziert worden, müssen sie selbige viel teurer bezahlen, als sie thatsächlich wert sind; denn die Fabrikanten, welche sie herstellen lassen, und die Kaufleute, welche die Waren dem Konsumenten in Rechnung stellen, haben die Produkte willkürlich gewertet, um sich aus ihnen einen hübschen Prozentsatz anzueignen und die Beiträge zur Aufrechterhaltung des Staates und des Klerus entrichten zu können, das heisst, in allem, was die Genossen der Kolonie kaufen, sind sie gezwungen, die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen ebenso zu erleiden, wie wir selbst gezwungen sind, dergleichen über uns ergehen zu lassen.

„Unter diesen Bedingungen wird all das Wohlergehen und der Genuss, welchen der anarchistische Kommunismus zu geben vermag, einem jeden seiner Individuen weder eine Kolonie von 100, noch 1000, noch weniger von 10 000 Individuen gewähren können, die sich auf jungfräulichem Boden niedergelassen wie die Urmenschen und doch durch die ganzen durch die Menschheit aufgehäuften Reichtümer ausgebeutet werden.

„Wir, die wir heute den anarchistischen Kommunismus predigen, sind keine Menschen der Steinzeit, sondern wir sind moderne Menschen, die in einem Milieu geboren, wo es Maschinen jeglicher Art gibt, Werkstätten, Fabriken, Häuser, Städte und Dörfer errichtet sind mit Verkehrswegen zu Meer und zu Land, mit Bibliotheken, welche alle niedergeschriebenen Kenntnisse der Menschheit enthalten; und deshalb müssen wir, damit der anarchistische Kommunismus ein befriedigendes Resultat zu bieten vermag, durch welches alle alles geniessen können, im Besitze dieses allen bleiben und uns nicht von ihm entfernen, es den Händen unserer Feinde überlassend, die fortfahren werden, in unseren Umkreis Korruption zu säen, und bald uns selbst ausbeuten, sobald wir nur das Geringste ausserhalb unseres Bannkreises uns verschaffen wollten. Und das ist es, was Handlungen hervorruft von seiten von Individuen, die sich zudem anarchistische Kommunisten nennen, wie z. B. die That des genannten Puig Majol, der mit 250 Pesos der Kolonie entflohen ist. So etwas könnte im anarchistischen Kommunismus nicht vorkommen, denn es wird daselbst kein Geld

geben und ein jedes Individuum hätte für seine Bedürfnisse alles, was vorhanden ist, denn wir werden im Besitz von allem sein.

„Was die freie Liebe anbelangt, so begreift man sehr wohl, dass in einer Kolonie ein Einzelmann leiden muss, da er seine Liebe nicht den Genossinnen der Kolonie aufdrängen kann. Unseres Erachtens besagt die freie Liebe nicht, dass die Frau verpflichtet sei, sich allen Männern preiszugeben, und ein Mann allen Frauen, sondern es steht im Gegenteil jeder Frau frei, sich dem zu geben, den sie liebt, und wenn sie wünscht, sich nur einem einzigen sich hinzugeben, so ist das auch ihr freier Wille.

„Wenn das Individuum, sei es Mann oder Weib, aus eigenem Willen heraus handelt, ohne sich irgend einem Reglemente zu unterwerfen, handelt es frei, aber einem jeden steht es frei, eine Regel für sich selbst aufzustellen, aber keine solche für andere; wenn also ein Mann mit vielen Frauen verkehren will, so mag er es thun, wenn er solche trifft, die mit ihm gehen wollen; und wenn ein Weib mit vielen Männern gehen möchte, so sehe sie zu, ob sie solche trifft, die den Wunsch hegen, mit ihr zu gehen; aber ebenso frei ist der, welche nur eine einzige lieben will, wie diejenige, welche nur einen einzigen zu lieben gedenkt."



Inhalt.

Errata.

Seite	2	Zeile	17	von oben	statt	Lignami	lies	Bignami
„	2	„	18	„ „	„	(des Volkes)	„	(des Plebs)
„	6	„	8	„ unten	„	Gallilei	„	Galilei
„	75	„	16	„ oben	„	bürgerlichen	„	Laien-
„	99	„	4	„ unten	„	Industriebarbeiter	„	Industriearbeiter
„	103	„	9	„ „	„	das	„	dass
„	125	„	16	„ „	„	Curytiba	„	Curityba
„	128	„	14	„ oben	„	Anzeigen	„	Anzeichen
„	140	„	16	„ unten	„	Myrineco —	„	Myrmeco —
„	150	„	17	„ oben	„	strangeiro	„	estrangeiro
„	160	„	11	„ unten	„	Colonia	„	Kolonie
„	162	„	7	„ „	„	Eiuwände	„	Einwände
„	164	„	4	„ „	„	„Critica“ Sociale	„	„Critica Sociale“
„	165	„	5	„ „	„	Ihnen	„	ihnen
„	166	„	11	„ „	„	Umwillen	„	Unwillen
„	168	„	10	„ oben	„	, denn um	„	; denn, um
„	183	„	12	„ „	„	, die realisiert,	„	, die, um realisiert
„	206	„	5	„ „	„	lustige	„	luftige
„	220	„	19	„ unten	„	liebreiche;	„	liebreiche,
„	317	„	14	„ „	„	metereologische	„	meteorologische